

Stephan Mathias Richter
Silvester Schwertsik

DEUTSCH ~ PROBEN

- wie es daheim war -

Bearbeitet von J. G. Fröhlich und dem
Arbeitskreis Deutsch-Probener Heimatbuch

Hilfsbund karpatendeutscher Katholiken e. V. B/W.
Arbeitskreis Deutsch-Probener Heimatbuch

Die Herausgabe dieses Buches, dessen Vorbereitungen schon seit einigen Jahren liefen, ist durch das Wirken des seit Mai 1978 gebildeten „Arbeitskreises Deutsch-Probener Heimatbuch“ ermöglicht worden.

Zu diesem Arbeitskreis gehören nachstehende Landsleute:

Diwisch, (geb. Wesslerle) Vroni
Hanesch, Kalman
Schwertsik, Silvester
Wolkober, Ignatz
Zeisel Dr., Emanuel

Herausgeber und Verlag:

Hilfbund karpatendeutscher Katholiken e. V. B/W., 7000 Stuttgart 1, Paulinenstr. 40/1

Arbeitskreis Deutsch-Probener Heimatbuch,

Ignatz Wolkober, Flughafen-Heizwerk, 7000 Stuttgart 23, Flughafen, Tel. 07 11 / 7 90 14 02

Printed in Germany

Alle Rechte behalten sich Herausgeber und Verlag vor. Ohne ausdrückliche Genehmigung derselben ist es auch nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus photomechanisch zu vervielfältigen. (Photokopie, Mikrokopie.)

© Copyright 1979 by Hilfbund karpatendeutscher Katholiken und Arbeitskreis Deutsch-Probener Heimatbuch

Klischees: Josef Oswald – Göppingen

Satz und Druck: Druckerei Hans Hawelke, Stuttgart

Buchbinderarbeiten: Ernst Riethmüller + Co., Stuttgart

Vorwort

Bald nach dem Ersten Weltkrieg regte sich in besonderer Weise auch in Deutsch-Proben das Interesse an der geschichtlichen Vergangenheit unserer Väter (Vorfahren) und unserer Gemeinde, die nach der Vertreibung in noch stärkerem Maße zunahm.

Bei diesem Suchen nach Hinweisen über die Herkunft der Siedler, Erforschen ihrer Lebensumstände, ihres Brauchtums usw. haben sich

Stephan Mathias Richter und
Silvester Schwertsik

besonders hervorgetan. Das von ihnen gesammelte Material ist wesentliche Grundlage dieses Heimatbuches.

Dank gebührt Herrn **Josef Fröhlich**, der die redaktionelle Überarbeitung der gesammelten Beiträge übernommen hat, **Vroni Diwisch**, die in unermüdlicher Kleinarbeit Namen, Adressen und Bildmaterial sammelte und all jenen, die mit eigenen Beiträgen in Erscheinung getreten sind, wie auch allen genannten und ungenannten Helfern und Förderern.

Einen besonderen Dank gilt auch dem „Arbeitskreis Deutsch-Probener Heimatbuch“. Durch dessen Unterstützung und Wirken wurde die Herausgabe dieses Heimatbuches erst ermöglicht.

Nun bleibt noch übrig, dem Werk jenes rege Interesse zu wünschen, das es auch als Beitrag zur Geschichte der Deutschen in der Slowakei verdient.

Stuttgart, im Dezember 1978

Pfr. Josef Steinhübl
Eduard Oswald

Hilfsbund
Karpatendeutscher Katholiken
in Baden-Württemberg

Ignatz Wolkober

Arbeitskreis
Deutsch-Probener Heimatbuch

Zum Geleit:

Von einem heimatlichen Treffen zum anderen wächst die Zahl der jungen Menschen, welche die Heimat ihrer Väter nicht mehr erlebt und bei flüchtigen Besuchen in kaum wiederzuerkennender Gestalt vorgefunden haben.

Und immer geringer wird die Zahl der Väter und Mütter, die aus eigenem Erleben Auskunft geben können, die noch erzählen können, wie es daheim war und die noch imstande sind, die Wurzeln dessen freizulegen, was in der alten Heimat im Laufe der Jahrhunderte deutscher Besiedlung sich herausgebildet hat und den Zeitgenossen zu vielgestaltiger Lebensform geworden ist. Diesen Vorgang darzustellen und die zuletzt gültige Form nachzuzeichnen, reicht die Erinnerung des einzelnen nicht aus.

Doch da sind wir Deutsch-Probener in der glücklichen Lage, über eine größere Zahl von Landsleuten zu verfügen, die sich die Mühe gemacht haben, unser geschichtliches Erbe literarisch darzustellen. Mit ihrer Hilfe wird es für uns möglich, die Fragen zu beantworten: Wer sind wir? Woher kommen wir? Was alles hat unsere kleine Gemeinschaft geformt und geprägt? u. a. m. Diese Aufzeichnungen sind jedoch in einer langen Reihe von Quellen verstreut. Sie in einem Band zusammenzufassen und somit allen zugänglich zu machen ist die Aufgabe, die endlich in Angriff genommen werden mußte, denn die Zeit, die die Spuren verweht, drängt, und der Kreis der sich Erinnernden zeigt Lücke um Lücke.

Arbeitskreis
Deutsch-Probener Heimatbuch

Inhaltsverzeichnis

Seite

Vorwort	5
Zum Geleit	6
Unsere Toten (Kalman Hanesch)	10
Die Landschaft	12
Wanderungen	13
Aus Deutsch-Probens Vergangenheit	17
Gründung	17
Der Name Deutsch-Proben	18
Goldproben — Aranyiprona	18
Herkunft der Ansiedler	21
Familiennamen in Deutsch-Proben	22
Flurnamen	22
Deutsch-Proben als Marktflecken	22
Die Bürger	28
Schwere Zeiten	29
Siedlungsgeschichte	34
Zur Besiedlung des oberen Neutratales (Richard Zeisel)	34
Weitere Orte der Kremnitz — Deutsch-Probner Sprachinsel	38
Bevölkerungsentwicklung — Einwohnerzahl	42
Ortsbezeichnungen der deutschen Gemeinden im Hauerland	44
Das Zunftleben in Deutsch-Proben	45
Die neun Zünfte	52
Die Tuchmacherei (Richard Zeisel)	55
Die letzten Lohgerber	59
Die Töpferei (Irmfried Liebscher)	62
Die Keramik (Ernst Bäumler)	64
Die Landwirtschaft	68
Gott gebe Glück	72
Budapest ruft	73
Das Wohnhaus — Bauweise	76
Öffentliche Einrichtungen — Sozialwesen	80
Das Stadthaus	80
Die Stadtverwaltung	82
Die letzten Bürgermeister von Deutsch-Proben	86
Auseinandersetzung mit der Grundherrschaft von Weinitz	86
Der „Immerwährende“ oder ständige Vertrag	90
Das Jahr 1848	93
Die öffentliche Ordnung — Ordnungshüter	94
Die Gendarmerie	98
Die Feuerwehr	99

Technische Einrichtungen	101
Es werde Licht	101
Post und Telegrafenamnt	102
Die Eisenbahn	103
Marktgeschehen	105
Das Gesundheitswesen	109
Jugendfürsorge (Vilma Ehrgang)	111
Unsere Kirche	115
Geschichte	115
Die neue Kirche	119
Die Seelsorger	125
Rekatholisierung der Bevölkerung	126
Die Kirchenvisitation im Jahre 1821	127
Die Kirchenmusik (Kalman Hanesch)	128
Glaubensleben	133
Das Spital	136
Der Kalvarienberg	137
Erster Karpatendeutscher Katholikentag	140
Alte Marterl stehen am Weg	143
Wo unsere Ahnen ruhen	145
Priester aus Deutsch-Proben	148
Stätten der Erinnerung	153
Unsere Mundart	162
Redensarten und Sprichwörter (Silvester Schwertsik und Richard Zeisel)	165
Heimatliche Gedichte	167
Volkswisheit im Jahresablauf	172
Die Tracht	174
Aus der Sagenwelt (Richard Zeisel)	183
Aberglaube – Hexenglaube	186
Das Leben in der Gemeinde	187
Vereine	187
Das Theaterleben	192
Aus dem Musikleben (Eduard Ertl)	195
Sitte und Brauchtum (Benedikt Zeisel)	199
Das Schulwesen	208
Ein Jahr lang	218
Advent	218
Nikolaustag	219
St. Lucia	220
Heiliger Abend – Weihnachtslied	220
Weihnachten im Kloster	224
Silvester	225
Am Neujahrstag	225
Der Sautanz	226
Der Bürgerball	227
Die Fastenzeit	228

Die Osterzeit	229
Pfingstwallfahrten	233
Fronleichnam	234
Das Johannesfeuer	236
Das Skapulierfest	238
Allerheiligen – Allerseelen	239
Männer, die wir nicht vergessen wollen	240
Damko, Josef (Pfr. Jakob Bauer)	240
Lányi, Dr. Josef (Pfr. Jakob Bauer)	243
Petruich, Josef	247
Richter, Anton (Benedikt Zeisel)	248
Richter, Stephan Mathias (Benedikt Zeisel)	251
Wesserle, Anton	254
Zeisel, Richard	255
Unsere Ehrenbürger	259
Opfer der Weltkriege	259
Bunte Palette der Familiennamen	262
Verzeichnis von Handel und Gewerbe, Spar- und Bankwesen	267
Häuserverzeichnis	272
Auswanderungen	289
Das war das Ende	289
Persönliche Notizen	292

Wir trauern um die Toten
aus zwei Weltkriegen,
um die Opfer von Gewalt
und Willkür.

Wir gedenken jener,
die auf dem heimatlichen
Gottesacker ruhen.

Unsere Toten

Haben das Endliche vollbracht.
HERR, es steht in Deiner Macht,
ob in uns ihr Mahnen wacht-
aus der Ewigkeit als Bote.



Relief von Bildhauer Josef Damko †

Die Landschaft

Deutsch-Proben liegt im nördlichsten Teil des Neutratales, 348 m über dem Meeresspiegel und auf etwa 48° nördlicher Breite und 18° östlicher Länge. In den nordwestlichen Gebirgszügen des großen Karpatenbogens, auf dem Gebiet der Slowakei, entspringen zahlreiche Flüsse, die alle der Donau zustreben. Die Waag, ein herrlicher, wasserreicher Gebirgsfluß drängt am weitesten nach Westen. Bevor sie jedoch bei Komorn (Komárno) in die Donau mündet, vereinigt sie sich mit der Neutra. Wer nun flußaufwärts wandert und bis ins Quellgebiet der Neutra zu vordringt, kommt hier nach **Deutsch-Proben**. Über sechshundert Jahre hat unser Heimatstädtchen diesen Namen geführt, seit 1946 heißt es Nitrianske Pravno.

Ein Bergkranz umgibt die breite Talmulde, in deren Mitte unser Heimatort liegt: im Osten das **Ziargebirge** mit dem Wyschehrad, 829 m hoch, im Norden die Ausläufer der **Kleinen Fatra** mit dem **Nasenstein**, 1353 m hoch, und im Westen die **Kleine Magura**. Nur gegen Süden ist die Talmulde offen. Dort fließt die Neutra als kleiner Gebirgsbach gleichsam zum Tor hinaus.

Am Rande der Mulde liegen die Nachbargemeinden: Schmiedshau, Gaidel, Fundstollen, Zeche, Beneschhau und Bettelsdorf. Die Deutschen dieser Dörfer sagten, wenn sie nach Deutsch-Proben unterwegs waren, sie gingen in die „Stadt“. Tatsächlich ist Deutsch-Proben bis zum Jahre 1886 in allen Verzeichnissen als Stadt geführt worden. Die Orte Schmiedshau und Gaidel hatten inzwischen längst in der Einwohnerzahl Proben überflügelt, das in seiner Geschichte stets zwischen 2 000 und 3 000 Einwohner zählte. Seine wirtschaftliche und politische Bedeutung verdankte es jedoch seiner zentralen Lage, denn Deutsch-Proben war Mittelpunkt von 10 000 – 12 000 deutschen Bewohnern des oberen Neutratales.

Die durch die nördliche Gebirgsumrandung gegen Kaltwinde abgeschirmte Talmulde hatte ein äußerst gemäßigtes Klima, das sich in dem reichen Ackersegen auswirkte. Es gediehen aber auch in den vielen Gärten alle Obstsorten auf das vortrefflichste, besonders die alljährlich reichen Zwetschken-ernten waren bekannt. Unsere Nadel- und Laubwälder (Buchenwälder) ringsum beherbergten viele Wildarten zum Entzücken der Waidmänner, zum Leid der Bauern, wenn die Schwarzkittel (Wildschweine) im Herbst die Kartoffeläcker zerwühlten oder Hirsche die Saaten zertrampelten. Auch der Braune Bär konnte dem Weidevieh gefährlich werden. Ebenso kamen die Angler auf ihre Rechnung, denn unsere frisch dahinplätschernden Gebirgsbäche waren sehr fischreich, waren noch nicht verseucht durch Fabrikabwässer und daher als Aufenthalte für die Forelle sehr geeignet.

Die nahen Berge waren beliebte Ausflugsziele für die Touristen, insbesondere der wegen seiner eigenartigen Form benannte Nasenstein lockte alljährlich zahlreiche Wanderfreunde an. An seinen Hängen fand der Botaniker eine formenreiche Pflanzenwelt vor, und von seinem Gipfel bot sich dem Beschauer ein grandioser Ausblick auf die nahe und ferne Bergwelt, auf unsere Heimat dar.

Wanderungen

Wegen seiner zentralen Lage bietet sich Deutsch-Proben als Ausgangspunkt für lohnende Ausflüge und Wanderungen an.

Wyschehrad (829 m)

Der Berg liegt etwa 6 km von Proben entfernt. Man erreicht ihn leicht über Bettelsdorf oder Beneschau auf der seit 1939 bestehenden Straße ins Turzer Land.

Die Wanderung auf den Wyschehrad ist besonders ergiebig, denn für nur geringe Bemühungen wird der Wanderer außergewöhnlich belohnt. Vom Gipfel aus breitet sich in östlicher Richtung der malerische Garten des Turzer Landes aus wie ein aufgeschlagenes Buch; in dessen Hintergrund erhebt sich die Große Fatra. Eng aneinandergeschmelt liegen hier die vielen slowakischen Ortschaften, am Fuße des Berges aber das ehemals deutsche Käserhau, über das eine deutsche Brücke vom Probner Land in die Kremnitzer Sprachinsel hinüberreichte.

In südlicher Richtung weitet sich das Neutratal: Wir schauen hinab bis in die Kreisstadt Priewitz, die Türme des Weinitzer Schlosses ragen in südwestlicher Richtung zum Himmel empor, das Bergland geht allmählich in der Ferne in die Nordungarische Tiefebene über.

Im Westen erhebt sich die dunkle Magura, Zeche und vor allem Fundstollen suchen gleichsam Schutz unter den Kronen mächtiger Waldbaumriesen.

Im Norden ist die Kleine Fatra und der **N a s e n s t e i n** zu sehen. Auf dem Gipfel des Wyschehrad findet auch der Laie noch die Spuren der Bossányi-Burg, die hier einst Krone des Berges war.

Die Neutraquelle

entspringt 9 km nordöstlich von Deutsch-Proben. Auf dem Weg dorthin kommen wir zuerst durch Gaidel. Bei den drei Wirtshäusern nehmen wir die linke Straße, Richtung Sillein. Nach einem Marsch von 6 km erreichen wir ein altes

Försterhaus, in dem man stets gute saure Milch erstehen kann. Unterhalb der Straße aber plätschert und plappert die noch kristallklare, zarte Neutra. Nach zweistündiger Wanderung erreichen wir das Ziel. Zwischen mächtigen Wurzeln einer riesigen Fichte sprudelte einst die Neutra hervor. Zu Beginn der dreißiger Jahre wurde sie in einem Brunnlein gefaßt. Dadurch verlor die Quelle sehr viel von ihrem ursprünglichen Reiz. Winzige Bächlein, Teile der Neutraquelle, entspringen unter dem Rewan in einem Tale in der Kosinz.

Rewan (1205 m) – 13,5 km

Verlassen wir die Neutraquelle und wandern weiter auf der Silleiner Straße. Wir umgehen das **H ö r n d l** (872 m) und erreichen das im Volksmund so genannte Gala Hucha – die Gaidler Höhe. Nun eilen wir rechter Hand über einen kurzen Wiesenweg und erreichen an dessen Ende einen Fußsteig, genannt Spazierweg. Das ist gut zu wissen, denn zeitweise steigt der Steig steil an und bereitet manche Mühe. Schweißtropfen treten hervor, der Rewan will erklommen werden. Seine Flanken sind bewaldet, sein Gipfel aber ist eine üppige Waldwiese (Bergwiese).

Die Aussicht, die der Rewan bietet, überrascht. Im Norden erhebt sich die Spitze des Nasensteins, und andere Gipfel der Kleinen Fatra strecken ihre Spitzen dem Himmel entgegen. Im Hintergrund erkennen wir die Liptauer Höhen, die Hohe Tatra mit ihrem König, dem **K r i w a n**. Im Osten ragt die Niedere Tatra mit dem Dumbier zum Himmel, die Große Fatra schützt das Turzer Tal. Im Süden liegt das Neutratal offen mit Deutsch-Proben und Priewitz, umgeben von einem Kranz niedriger Berge, der Magura, dem Großen und Kleinen Kritz, schließlich liegen westwärts der Fitzelriegel und der Nickelskopf.

Der Nasenstein (1353 m) – 15,5 km

Vom Rewan ist der Weg zum Nasenstein nicht zu verfehlen. Hatten wir bereits vom Rewan eine einmalige Aussicht, so wird hier der Wanderer doppelt für seine Mühen belohnt. Wir erkennen das durch seine Tracht in der ganzen Slowakei bekannte Dorf Čičmany, unser Blick findet im Westen die Weißen Karpaten mit der Burgruine Beckov, in weiter Ferne blinkt und blitzt in den Nachmittagsstunden die **W a a g**, selbst die Gebirgszüge der mährisch-slowakischen Landesgrenze sind zu erkennen. In dem nördlich gelegenen Rajec-Tal finden wir die Stadt Rajec, und aus dem in der Nähe liegenden Kurort ragen die schmalen Türme des Kirchleins empor.

Im Jahre 1923 errichteten auf dem Nasenstein Priewitzer Touristen eine



Ansicht von Deutsch-Proben

Alte Urkunde mit Siegel



Berghütte, die nach dem Nestor des Tourismus an der oberen Neutra, dem in Deutsch-Proben lebenden Prof. Bossányi, benannt wurde.

Der Gipfel des Nasensteins erscheint wie mit einem Meißel geschaffen, daher der Namen **N a s e n s t e i n**.

Die Kleine Magura (932–1162 m) – 8 km

erreichen wir über Fundstollen. In der Mitte der Ortschaft biegen wir in das Tal der Steinseifen ab, über einen schmalen Bergweg erreichen wir die Spitzen der Kleinen Magura. Keine besondere Aussicht.

Der Nickelskopf (918 m) – 8 km

Mitten in Gaidel biegen wir auf einem Gebirgsweg in das Tal Schmiedhansel ein, überschreiten den „Berg“ (664 m), und über diesen erreichen wir das Ziel. Aussicht: Nasenstein, Revan, Neutratal.

Fitzelriegel (851 m) – 9,5 km

Wir wandern durch Schmiedshau (4 km lang); nach weiteren 2 km führt uns ein Gebirgsweg zur linken Hand auf den Gipfel. Aussicht: Kleine Magura, Kleine Fatra, Deutsch-Proben mit dem Wschehrad.

Aus Deutsch-Probens Vergangenheit

Gründung

Die älteste Urkunde, in welcher das „Gebiet Prona“ erwähnt wird, stammt aus dem Jahre 1267. Am 5. Januar d. J. verpfändet **Akur**, Edler von Divék, vor dem Neutraer Kapitel den dritten Teil des Gutes **Prona** („tertiam partem possessionis Prona vocatae“) seinem Blutsverwandten **Baan** um 2 Mark.

Zur Zeit der ungarischen Landnahme, im letzten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts, hatte das Geschlecht der **Divéks** vom Hügelland zwischen Neutra und Trentschin und von Teilen des Turzer Komitats Besitz ergriffen.

Dieses Hügel- und Gebirgsland führte den Namen „**terra Prona**“, bzw. „**terra Prona**“. Das Gebiet, auf dem Deutsch-Proben angelegt wurde, wird also in den ältesten Urkunden bald possessio (Grund), bald terra (Terrain) Prona, Probna, Prona genannt. Eine Gründungsurkunde, die uns darüber Aufschluß geben würde, fehlt jedoch, da die älteren Urkunden durch einen Brand, der auch das Gemeindehaus einäscherte, vernichtet wurden.

Nach dem Aussterben des ungarischen Königsgeschlechtes **Arpád** i. J. 1301 folgte **Karl Robert** (1308–1342) aus dem neapolitanischen Hause der **Anjou** auf den ungarischen Königsthron. Es heißt, daß Karl Robert das Schloß **Weinitz** (Bojnice) mit den Appertinenzien (Appertinenz ist ein zu einem Gut gehörendes Grundstück) dem Ban **Gileth** schenkte.* Bis dahin wurden die Appertinenzien nur allgemein, nicht einzeln erwähnt, später jedoch, im 15. Jahrhundert, wurden die Ortschaften und Güter schon mit dem Namen angegeben, und unter den „**Marktflecken**“ kam auch stets Deutsch-Proben vor. Die neuere Geschichtsforschung setzt die Zeit der Entstehung Deutsch-Probens in die dreißiger Jahre des 14. Jahrhunderts, u. zw. gegen 1337 an. Die Ansiedler legten die Kolonie nach deutscher Art und Einteilung an. Vorerst bestimmten sie eine quadratförmige, große Fläche für den „**Ring**“ (Marktplatz) im Ausmaß von 5 Katastraljoch und 1000 Quadratklafter (über 3 ha). An dessen östlicher, südlicher und westlicher Mitte und an der nordwest-

* In der schriftlichen Überlieferung heißt es, daß die Deutsch-Probner Bürger „erbliche Untertanen“ der Herrschaft Weinitz waren, aber nicht in dem Sinne, als wären sie nur Nutznießer des vom Grundherrn verliehenen Grundes, sondern so, daß sie freie Bürger waren, die ihr eigenes Haus und Feld besaßen und über diese frei verfügen konnten. Sie durften ihre Rechte ausüben, ihren Vorstand selbst wählen und über ihre gemeinsame Waldung und Trift verfügen. Sie waren aber verpflichtet, dem Grundherrn jährlich einen festgesetzten Zins zu zahlen, von den Feldfrüchten den Zehent abzuliefern und Frondienste (Fuhren und Handarbeit) zu leisten. Ferner mußten sie dem Grundherrn ein dreiviertel Jahr den Weinausschank überlassen.

lichen Ecke wurde eine Gasse (Zeile) geöffnet. Die Verlängerung der östlichen Gasse über den Fluß Neutra hinaus nach Osten, das sog. „**Legentel**“, entstand wahrscheinlich in späteren Zeiten.** In der Richterrechnung vom Jahre 1785 steht nämlich die Bemerkung: „Der Magistrat belohnte jene Bürger, die im Legentel Häuser aufrichteten.“

Die Anzahl der Ansiedler war anfangs gewiß nicht groß (nicht größer als die Zahl der Häuser am Marktplatz), aber nach und nach erhielten sie durch Zuwanderung Zuwachs: deutsche Handwerker kamen hinzu und wurden seßhaft.

Der Name

Die Bedeutung des Wortes **Proben** ist nicht eindeutig festzulegen, darüber gibt es verschiedene Versionen. Ungarische Geschichtsforscher übersetzten „terra Prona“ mit „abschüssiges (lat. pronus = vorwärts geneigt, abschüssig) Gebiet“. Man findet aber in alten Urkunden anstatt des Ausdruckes „prona“ auch die Bezeichnung „provna“. Der Altmeister in der Geschichtsforschung der Karpätendeutschen, Raimund Friedrich **Kaindel**, schrieb anstatt Deutsch – Proben „Deutsch – Praben“ (mit dunklem a der Mundart zu sprechen). So kann angenommen werden, daß der slawische Name „**Pravno**“ in der Folge mit deutscher Endung, also „**Prawen**“ (mundartlich „**Praben**“) übernommen wurde.

Um den Ortsnamen von dem im Turzer Gebiet vorhandenen „Prona Slavonicalis“ (Windisch – Proben, Slovenské Pravno) zu unterscheiden, gab man ihm seiner deutschen Bewohner wegen den Namen „**Prona Theutonicalis**“, Deutsch Prona, Deutsch – Proben.***

Goldproben – Aranyiprona

Die Besiedlung Deutsch-Probens steht mit dem Bergbaubetrieb in innigem Zusammenhang. Die Ansiedler waren, wie es auch die Überlieferung bewahrt hat, Bergleute, die im 14. Jahrhundert zum Schürfen und Abbauen der Golderze berufen wurden. Daß in der Umgebung Deutsch-Probens wirk-

** Für die Bedeutung des Wortes „Legentel“ scheint die Erklärung von Karl Julius Schröer wahrscheinlich zu sein. Im Stadtarchiv zu Kremnitz fand er in einer Urkunde von 1382 die Vorstadt in Kremnitz „Legentel“ mit der ungarischen Bezeichnung „lyget“ (liget = Wäldchen) benannt (Karl Julius Schröer: Nachtrag zum Wörterbuch, Wien 1859). Das Deutsch-Probener Legentel muß ähnlichen Ursprungs sein. Zur Zeit der Gründung muß auf diesem Gelände ein Wäldchen gewesen sein, das nun in späterer Zeit gerodet und mit Wohnhäusern bebaut wurde.

lich Bergbau betrieben wurde, unterliegt keinem Zweifel. Die in der Nähe gelegenen Haiden und die daneben liegenden tiefen und breiten Gräben, dann das nach Süden ziehende Tal, „**Seifen**“ genannt, ferner ein Gebiet, „**Die Arbeiten**“ (da Oabetn) genannt, und endlich diesseits und jenseits des „Fundstollener Wassers“ regelmäßig aufgehäufte Steinhäufen bieten unumstößliche Beweise dafür, daß hier wohl längere Zeit nach Gold und Edelmetallen geschürft und neben Bergbau auch Goldwäscherei betrieben wurde. Außerdem beweisen den ehemaligen Bergbaubetrieb die von Deutsch-Proben westlich angelegte Ansiedlung **Zeche** mit den dortigen Schächten und der Name des von Zeche nordwärts angelegten Dorfes **Fundstollen** mit den hinter der Ortschaft vorhandenen leeren Schächten und Stollen. Die Golderträge aus den Bergwerken von Deutsch-Proben sind uns nicht bekannt. Doch müssen diese ergiebig und vielversprechend gewesen sein, da der Goldrausch zu einer raschen und dichten Besiedlung des Gebietes an der oberen Neutra geführt hatte und Proben in seinem raschen Wachstum die älteren Nachbarorte **Priewitz** (Prievídza) und **Weinitz** (Bojnice) zu überflügeln begann. Wie lange hier der Bergbau betrieben und warum er aufgegeben wurde, darüber gibt keine Urkunde Auskunft. Zwischen 1400 und 1500 dürfte er wohl seine Blütezeit erreicht haben, besonders während der Regierungszeit des ungarischen Königs **Matthias Corvinus** (1457–1490). Damals bezeichneten die Ungarn unsere Stadt „Aranyi Prona“ = „Goldproben“. Am Anfang des 17. Jahrhunderts war das Goldbergwerk nicht mehr im Be-

*** Unsere Heimatstadt, obwohl seit Beginn von Menschen deutscher Volkszugehörigkeit bewohnt, mußte ihren Namen im Laufe der Geschichte gar oft wechseln. Folgende Namen kommen vor: Prona Theutonicalis, Teuto- Prona, Teutoprona, Teutonica Prona, im Jahre 1495 Prona almanorum, im Jahre 1544 Prona almanicalis und in einem Protokoll vom Jahre 1569 Almanica Prona. In den ungarischen Schriften kommt Deutsch-Proben als Némethpróna, Németh – Próna, Németh – Próna, Némethpróna vor.

In den im Gemeinde- und Pfarrarchiv vorhandenen deutschen Urkunden und Schriften: Deutschbraben, Deitschbroben, Deutsch – Praben, am meisten aber doch Deutschproben oder Deutsch – Proben.

Auf den Landkarten zur Zeit des ungarischen Königs Matthias I., dann in den zur selben Zeit erschienenen Geschichtswerken erscheint Deutsch-Proben als Aranyipróna, ebenso, wenn auch viel später, in einem im Gemeindearchiv vorhandenen Protokoll vom Jahre 1569, als über die Festlegung der Grenzen der Gemeinden Pravenec, Maizl (Beneschhau) und Aranyi-próna verhandelt wurde.

Nach dem Umsturz 1918 wurde der Name amtlich auf Deutsch – Pravno, bzw. Nemecké Pravno festgelegt.

Nach der Entstehung des selbstständigen slowakischen Staates im Jahre 1939 wurde auf Ansuchen der Gemeindebehörde amtlich wieder die alte Benennung Deutsch-Proben bewilligt. Gegenwärtig heißt unser Heimatort Nitrianski Pravno.

trieb, dagegen hatte das Bergwerk im benachbarten Zeche noch im Jahr 1648 eine Jahreskapazität von $40\frac{1}{4}$ Lot Gold.

In den Jahren 1642, 1722 und 1783 unternahm ein Wiener Konsortium Schürfungen nach Gold im Fundstollener Gebiet, aber ohne Erfolg. Zuletzt versuchte während und nach dem Ersten Weltkrieg der Deutsch-Probener Arzt **Dr. Filkorn** (Batsche Dokte), die Goldadern bei Fundstollen neu aufzufinden. Er stützte seine Schürfversuche auf die Aussagen des Wiener Geologen **Vetter**, der in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts unser Gebiet wissenschaftlich untersucht hatte. Leider war Dr. Filkorn kein Glück beschieden.

Das abgebaute Gold mußte an die königliche Montanbehörde, bzw. dem Staatlichen Münzamt in Kremnitz abgeliefert werden. Daher bestand in der ältesten Zeit zwischen Deutsch-Proben und Kremnitz eine enge Verbindung. Aus dieser Zeit stammt wohl auch die Bezeichnung eines Probener Weges „Oeda Kremetz“ = Alte Kremnitz. Die Verbindung dieser beiden Städte geht auch daraus hervor, daß früher Probener Bergleute im Kremnitzer Bergbau beschäftigt waren. Schließlich gab es auch nach Aussagen des letzten Kremnitzer Archivars **Matunák** bis zum Jahre 1900 in Kremnitz eine „Probener Gasse“.

Drei weltweite geschichtliche Ereignisse waren wohl die Ursache, daß es mit dem Bergbau in Deutsch-Proben zu Ende ging: die Entdeckung Amerikas, die lange Türkenherrschaft in Ungarn und die Reformation. Das billige Gold aus Amerika ließ die Anstrengungen des heimischen Bergbaues erlahmen. Die Türkenkriege erforderten stete Kampfbereitschaft der männlichen Bevölkerung, so daß man sich nicht mehr mit vollem Einsatz dem Bergbau widmen konnte, und schließlich brachte die Reformation Zwistigkeiten in die Reihen der Bergleute. Daher konnte nicht mehr die geballte Kraft bei den Bergwerkarbeiten eingesetzt werden, wie es für den Fortbestand des Bergbaues erforderlich gewesen wäre. Ein letzter Grund dürfte aber darin zu sehen sein, daß eben der Bergseggen im Versiegen war wie in anderen Gegenden auch, z. B. im Sächsischen Erzgebirge oder in den österreichischen Hohen Tauern.

Geblichen sind den Probenern aus ihrem „goldenen Zeitalter“ bis in die Tage der Aussiedlung zwei Redewendungen der Bergleute: „Gott gebe Glück!“ ein abgewandeltes „Glück auf!“ und „Laßt die Schicht!“ = „Laßt die Arbeit ruhn!“

Herkunft der Ansiedler

Woher die Ansiedler Deutsch-Probens stammen und woher sie die Lokatoren in seine Umgebung zur Rodung des Waldes holten, darüber gehen die Ansichten weit auseinander. Bei allen unseren Sprachinselorten bleibt diese Frage bislang offen, gewisse Schlüsse lassen sich nur aus der Mundart ableiten.

Matthias **Bél** meint in seiner „Notitia Hung. Novae“, es seien Nachfahren der germanischen Quaden; andere ungarische Historiker gehen in ihren Meinungen auch so weit zurück und vermuten, die Deutschen in unserer Heimat an der oberen Neutra seien Nachkommen der Goten. Wohl siedelte nach Erhart Proschwitzer während der Völkerwanderungszeit im Turzer Ländchen der germanische Stamm der Burer, aber mit einer autotochthonen Bevölkerung werden wir es in unseren deutschen Sprachinseln kaum zu tun haben. Karl Julius **Schröer** weist nach, daß die Mundart der Probner mit der der Dobschauer und Metzenseifener (Unterzips) oder gar mit der der Siebenbürger Sachsen große Ähnlichkeit hat.

Dr. Hanika findet, daß in unserer Mundart Elemente der ostmitteldeutsch-schlesischen Mundart vorkommen.

Die Entstehung und Besiedlung unserer Städte und Dörfer in der Kremnitzer und Deutsch-Probener Sprachinsel steht in engem Zusammenhang mit dem Bergbau und erfolgte im Zuge der deutschen Ostkolonisation, die schon im zwölften Jahrhundert einsetzte und jahrhundertlang währte.

Zwischen 1500 und 1600 taucht in Deutsch-Proben ein Kleinadel auf: die Erämo, Huszar, Lányi, Kosma, Filkorn, Brestensky, die sicherlich nicht alle deutscher Abstammung waren, aber durch ihre Erziehung und durch ihre Umwelt sich mit den „Stammdeutschen“ vermischten und sich in der Folge zum Deutschtum bekannten. Die Altprobener Familie Zeisel soll nach Benedikt Zeisel aus Südmähren eingewandert sein. Dieser Zu- und Abwanderungsprozeß ist überall und zu jeder Zeit besonders in den Städten gang und gäbe, weniger in den bäuerlichen Dorfsiedlungen, wo die Seßhaftigkeit durch den Besitz bedingt ist. Durch die Auswirkungen der Reformation (Cuius regio, eius religio) sind auch aus Deutsch-Proben (wie in so manchen deutschen Landen) einzelne Familien abgewandert und sind anderswo seßhaft geworden, z. B. in der Gegend um **Karpfen** (Krupina) in der Südslowakei; eine andere Gruppe gründete an der **Eipel** (linker Nebenfluß der Donau) das Dorf **Proben**. Noch um die Jahrhundertwende konnte man in dieser Siedlung mit alten Leuten im Probener Dialekt sprechen. Die Jugend war aber bereits madjarisiert.

Daß Deutsch-Proben ursprünglich eine deutsche Ansiedlung war, beweisen auch die im ältesten Grundbuch-Protokoll vom Jahre 1635 aufgeführten Familiennamen, besonders aber die Flurnamen, die, wie besonders letztere, alle deutsch sind.

Familiennamen in Deutsch-Proben

Bauer (Pawer), Diener, Dietrich, Diera (Dürer), Drechsler, Elischer, Enderle, Ergang, Ertl, Fabel, Filkorn (Vielkorn), Fitzel, Frindt, Giereth, Gloss, Glossmann, Greschner, Groß, Großmann, Hanesch, Heckel, Helmesch, Hensel, Hoffmann, Holesch, Hölzel, Huszár, Janisch, Joseph, Kasper, Kissel, Knoth, Kotschner, Köberling, Kramer, Krauss, Krebs, Kurbel, Lang, Latzko, Lederer, Leitmann, Liener, Lichtner, Luprich, Lupus, Mendel, Milner, Minich, Neumann, Neupauer, Nitschko, Obermayer, Olberth, Paldauf, Palesch, Pernisch, Petruch, Pfaff, Pisch, Pobesch, Pola, Presensky, Pritz, Reisner, Richter, Rohrbacher, Saller, Schimo, Schindler, Schlegelfelder, Schlenker, Schlesinger, Schmidt, Schneider, Schön, Schormann, Schuster, Schwartz, Schwär, Schwertsig, Stehlich, Steinhübl, Stiffel, Storek (Stark), Suder, Stromer, Strutz, Tentzer (Tänzer), Turzer, Tutz, Wagner, Weiß, Weissner, Weber, Wässerle (Wesserle), Winter, Wolf, Wolkober, Zeisel, Zimmermann.

Flurnamen

Gründel mit dem Tschikelweg; Bettlerseifen mit dem Erlenbusch; Laan (Lahn) mit dem Stang-Gröpel, Seifen und Teichen; Laan (Lahn) und Horn; Gröpl mit dem Geldner Feld; Schmiedshäuer Boden; Mühlgraben; Blauhübel mit den Feldern bei der Buche; Masenriegel und Masengründl; Hopfgarten; Staubhübel; Weingarten; Galgenberg mit Ascherwiesen und Winkel; Wiesen mit Rosengarten. (Weitere Flurnamen im Stadtplan!)

Die vor den Fichten nördlich im Tale sich erstreckende Fläche führt den Namen „Teichen“. Nach der Überlieferung waren hier vor Jahrhunderten herrschaftliche Fischteiche, wie die noch vorhandenen Teichdämme und der im Tale fließende, einst die Teiche nährenden Bach auch heute noch auf den ersten Blick verraten.

Deutsch-Proben als Marktflecken

Im Mittelalter wurden jene Orte, welche die deutschen Bergleute gründeten, gleich als Städte angelegt und mit königlicher Bewilligung alsbald zu Bergstädten erhoben: Kremnitz, Königsberg, Schemnitz, Pukkanz u. a. Die Anlage Deutsch-Probens mit dem weiten „**Ring**“ beweisen, daß es auch als



Südostseite des Ringes mit Christkönigsstatue

Nordwestseite des Ringes





Teilansicht vom Ring mit Kirche und Bürgerschule – Blick zum Kalvarienberg

Teilansicht vom Ring mit Prewitzer Gasse



Teilansicht vom Legentel



Teilansicht vom Ring
mit Stadthaus
und Lange Gasse



Teilansicht Lange Gasse
an der Kreuzung
Mühlgasse





Teilansicht Priewitz Gasse um 1900



Teilansicht Lange Gasse

Lange Gasse von der Tuschinka-Brücke





Lange Gasse mit Tuschinka-Brücke



Teilansicht Lange Gasse mit Post

Alte Neutrabrücke, erbaut im Jahre 1636



Stadt angelegt wurde und diesen Rang mit verschiedenen Vorrechten besessen hat. Während die benachbarten deutschen Ansiedlungen stets nur als „**villa**“ (Dorf) oder „**possessio**“ (Gut) vorkommen, führt Deutsch-Proben den Namen „**oppidum**“ (Marktflecken), im Munde der Bewohner „Stadt“. Die älteste Urkunde, in welcher Deutsch-Proben neben Weinitz (Bojnice) und Priewitz (Prievidza) als oppidum erwähnt wird, stammt aus dem Jahre 1489, als König Matthias I. (1458–1490) das Neutraer Kapitel beauftragte, seinen Sohn Johann Korvin in das Schloß Weinitz und seine Appertinenzien einzusetzen.

In den im Deutsch-Probener Gemeinde- und Pfarrarchiv vorhandenen Protokollen wird Deutsch-Proben mehrmals „Oppidum privilegiatum“ (privilegierter Marktflecken) genannt. Diese Benennung rührt davon her, daß Deutsch-Proben einst von den ungarischen Königen mit verschiedenen Vorrechten ausgestattet wurde. Hie und da kommt Deutsch-Proben als „**civitas**“ (Stadt) vor. Dies bezeugt auch das Stadtsiegel vom Jahre 1612: „**Sigillum civitatis Teutopronensis**“.

Im Mittelalter waren die Städte mit einer Mauer umgeben und mit Toren versehen. Auch in Deutsch-Proben waren am Ende der Gassen Tore angebracht, um dort von der Wareneinfuhr Maut einzuheben.

Mitte des 17. Jahrhunderts werden noch im Protokollbuch von 1686 die Tore in der Zecher und Langen Gasse erwähnt. Im Jahre 1647 wurde nämlich die Zechergasse „herwärts des Tores“ gepflastert. Im Jahre 1650, am 12. Juni, war in der Nacht „ein so großes Wetter, daß das Wasser in der Langen Gasse beim Tor herausgeflossen ist.“

In der Zechergasse stand das Tor wahrscheinlich vor dem über die Gasse führenden Graben und in der Langen Gasse vor dem Eingang in die Mühl-gasse.

Deutsch-Proben wurde von der deutschen Bevölkerung der Umgebung stets nur als Stadt bezeichnet. Und obwohl gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Benennung „mezöváros“ (Marktflecken) amtlich aufgehoben wurde und Deutsch-Proben laut des XXII. Gesetzesartikels des Gemeindegesetzes vom Jahre 1886 in die Reihe der Großgemeinden gelangte, hielten „die Dörfler“ immer noch an der alten Benennung fest.

Die Bürger

Die Deutsch-Probener wurden gleich nach der Ansiedlung im Gegensatz zu den benachbarten Ansiedlern mit dem Titel „**Bürger**“ bedacht. Dies beweist die Lokationsurkunde von „**Heckelshau**“ vom Jahre 1393, in welcher Prona, d. h. Deutsch-Proben zum erstenmal erwähnt wird.

Als nämlich am 12. Mai 1393 Hermann **Heckel**, Schultheiß von Schmiedshau, samt seinen Söhnen und Nachkommen durch Jakob **Abraham**, Kastellan des Schlosses Weinitz, mit Genehmigung seines Herrn **Leustach von Ilsa** erlaubt wurde, einen dichten Wald am Flusse Tuschina, oberhalb des Dorfes Schmiedshau, zu roden, bewohnbar zu machen und zu bevölkern, war er laut der Urkunde Mitbürger von Prona (concvivis in Probna).

Aus dieser Benennung geht hervor, daß die Deutsch-Probener schon im 14. Jahrhundert Bürger waren. Sie unterschieden sich auch von den benachbarten deutschen Ansiedlern durch die Tracht.

Schwere Zeiten

Kriegsvolk im Lande

Unsere Stadt wurde während ihrer sechshundertjährigen Geschichte des öfteren von durchziehenden Kriegsheeren heimgesucht, und meistens waren Plünderungen und Brandschatzungen die Begleiterscheinungen.

Die Anhänger des tschechischen Glaubensreformators **Jan Hus** entfachten am Beginn des 15. Jahrhunderts eine religiös-nationale Bewegung, die in der Folge zu einer kriegerischen Auseinandersetzung mit den Katholiken führte. Die äußerst grausamen Kriege, genannt **Hussitenkriege**, beschränkten sich später nicht nur auf Böhmen allein, sondern weiteten sich auch auf die Nachbarländer aus. So kam es auch, daß einzelne Heerhaufen bis ins damalige nördliche Ungarn (Slowakei) vorstießen. Die Überlieferung berichtet, daß hussitische Kriegersleute auch unsere Heimatstadt „zu sehen bekamen“. Im Jahre 1530 überfielen türkische Janitscharen (Fußtruppen der türkischen Sultane) unsere Stadt. Wahrscheinlich waren es zurückflutende Heerteile nach der (ersten) Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1529. Besonders schlimm sollen die Jahre 1599 und 1601 gewesen sein: die Stadt wurde geplündert, das Vieh wurde von der Weide weggetrieben, und viele Bewohner wurden in die Gefangenschaft verschleppt. **Michael Thurzo**, der Herr von Weinitz, erließ einen Aufruf an die Bürger und Bauern im oberen Neutraltal zum Kampf gegen die Türken; er unterlag jedoch in der Schlacht bei Laskár. Andreasdorf (Koš) hatte 63 Tote, Weinitz (Bojnice) 17, Priewitz (Prievidza) 3 und Deutsch-Proben 2 Gefallene zu beklagen.

Ein Jahr der Drangsale und Nöte scheint 1605 gewesen zu sein. Im Protokollbuch des Gemeindecarchivs vom Jahre 1686 steht folgender Bericht vermerkt: Am 9. April 1605 fielen Heiducken (irreguläre Fußtruppen) und Türken in Deutsch-Proben ein, plünderten es, brachen Kirche und Sakristei auf und nahmen alle Meßgewänder und Kelche weg. Der Pastor Jakob Spigler und

der Stadtrichter wurden mißhandelt, der Kleider und der gesamten Barschaft beraubt und nach Heiligenkreuz a. d. Gran (jetzt Žiar nad Hronom) verschleppt. Erst nach Erlegung eines Lösegeldes von 300 Gulden ließ man sie wieder frei.

In den nächsten Tagen, am 23. und 24. April, setzten die Krieger (die Wallonen) des kaiserlichen Heerführers **Georg Basta** den Raub mit denselben Begleiterscheinungen fort.

Eine neue Prüfung kam im Jahre 1678 über die Stadt. Am 26. September zogen **Graf Emmerich Tököly**, Feldherr des Fürsten **Rákóczy**, und **Stefan Petroczy** mit Kuruzzen und Polen, zusammen 10 000 Mann, von Sillein (Žilina) über Rajec durch Deutsch-Proben, raubten Häuser und die Kirche aus, fielen über die Menschen her und brandschatzten Stadt und Kirche, „sodaß wegen ihrer Wütereie das liebe Gotteshaus wüst und öde gestanden hat bis in das Jahr 1683“.

Die durch Tökölys aufständischen Heere (Insurgentenheere) angerichteten Verheerungen müssen entsetzlich gewesen sein, daß ihre Unmenschlichkeiten im Volksmunde als „Tekala Krik“ noch bis in die Gegenwart weiterlebten. Entstand irgendwo zwischen den Leuten ein Streit oder gar eine Rauferei, hieß es gleich: „Duta boa gonze Tekala Krik“ – Dort war ein ganzer Tököly Krieg! An die Kuruzzen erinnert der im Volksmunde auch heute noch lebende Ausdruck: „Kuruzzn Gelaaf“ – Kuruzzengelaufe, ein Ausdruck, der sich auf die tolle Flucht bezieht, die nach der verlorenen Schlacht bei Trentschin am 3. August 1703 die Kuruzzen ergriffen. Ein Teil von ihnen flüchtete über Berg und Tal auch durch Deutsch-Proben. Das war die unruhige Zeit, als Franz **Rákóczy** an der Spitze einer ungarischen Erhebung gegen die habsburgische Herrschaft stand; diese Freiheitsbewegung brach allerdings zusammen, und die Deutsch-Probener Bürger mußten einige Male wieder in die Wälder flüchten. Bei ihrer Rückkehr fanden sie wieder geplünderte Wohnungen vor. Die von den Kriegern gefangenen Geiseln konnten sich erst mit 600 Gulden freikaufen.

Als zur Zeit des ungarischen Freiheitskampfes im Jahre 1848 die Bewohner Deutsch-Probens Kenntnis erhielten, daß der begeisterte Anhänger der slowakischen Staatsidee **Josef Miloslav Hurban** mit seinem Heere aus dem Turzer Komitat durch Deutsch-Proben gegen die Ungarn ziehen wollte, flüchteten die meisten Leute aus Furcht vor Mißhandlungen und Plünderung nach Fundstollen, ihr leeres Haus zurücklassend. Der Durchzug des Heeres verlief im Dezember aber ohne wesentliche Untaten.

Während des Ersten Weltkrieges blieb unsere Heimatstadt von Kriegseinwirkung zwar verschont, die Opfer an Menschenleben waren jedoch beträchtlich: 74 Männer kehrten nicht mehr in ihre Heimat zurück. Das Ende des Zwei-

ten Weltkrieges bedeutete auch zugleich das Ende der sechshundertjährigen Geschichte unserer Heimatstadt. In den Augusttagen des Jahres 1944 erhoben sich slowakische Truppen gegen die deutsche Wehrmacht. Opfer dieses Aufstandes wurden auch 29 Bürger unserer Stadt. Am 5. April 1945 eroberten sowjetische und rumänische Einheiten nach hartem Kampf Deutsch-Proben: dabei waren 18 sowjetische, sowie 60 rumänische Soldaten, 2 Partisanen und 4 Zivilisten gefallen. Die Verluste der deutschen Wehrmacht sind nicht bekannt.

Die deutsche Bevölkerung war bis auf wenige Ausnahmen bereits evakuiert.

Der rote Hahn sitzt auf dem Dach – Feuersbrünste

Das heutige Stadtbild von Deutsch-Proben ist, verglichen mit anderen Städten, die so manche Bauten (wenn auch größtenteils solche sakraler Art) aus alter Zeit bis in die Gegenwart herübergerettet haben, jungen Datums. Denn zwei verheerende Brände im vorigen Jahrhundert haben die Stadt von Grund auf verändert.

Das „Große Feuer“

Als am 22. Juli 1827 das Skapulierfest gefeiert wurde, brach nach der Vesper aus unbekanntem Ursachen in der Schule ein Feuer aus, welches unglaublich rasch um sich griff. In kurzer Zeit standen alle angrenzenden Häuser in Flammen. Der heftige Nordwind und die sommerliche Trockenheit begünstigten das Umsichgreifen des Feuers nur noch mehr. Alle Mühe war vergebens, innerhalb einer Stunde war der ganze Ring mit 48 Häusern und die Kirche samt dem Turme ein Raub der Flammen. Die Turmuhr und die vier Glocken stürzten herab, durchbrachen die Wölbung und fielen in die Kirche. Der Pfarrhof, das Spital, die Lange Gasse bis zum Bache Tuschina (außer vier Häusern), die Priewitzergasse bis auf zwei Häuser, die ganze Zechergasse und die halbe Gelnergasse wurden in Asche gelegt. Im ganzen wurden 173 Häuser samt den Stallungen und nebst den Scheunen mit dem bereits gespeicherten Getreide eine Beute der Flammen. Viel Vieh verbrannte, besonders Kühe und Schweine. Bei dem Brande sind auch ein Mann, zwei Frauen und zwei Kinder ums Leben gekommen.

Innerhalb kurzer Zeit bot die Stadt ein grauenvolles Bild: überall verkohlte Balken, Asche und Trümmer, überall verzweifelte Menschen zwischen den Ruinen herumirrend, ohne Lebensmittel, ohne Wohnung! Unvergeßlich lebte dieser schreckensvolle Tag bis in die jüngste Zeit im Gedächtnis der Leute fort.

Die Gemeindevertreter faßten am 20. August in ihrer Sitzung den Beschluß, daß „jeder Abbrändler“ für seine neu zu errichtende Wohnung die Erlaubnis erhielt, aus den „Fichten“ zwei Baumstämme abzuführen.

Die Feuersbrunst im Jahre 1865

Am 12. Juli 1865, also nach fast 40 Jahren, brach in der Langen Gasse im Hause des **Josef Zeisel** (Hansala) wieder eine Feuersbrunst aus, die hauptsächlich jenen Teil der Stadt in Asche legte, den „das Große Feuer“ verschont hatte. Ähnlichen Schaden richtete auch diese Feuersbrunst an, und ebenso viele Familien wurden obdachlos wie im Jahre 1827. Auch diesmal waren Menschenopfer zu beklagen.

Man kam jetzt davon ab, die Wohnhäuser nur aus Holz zu errichten; man verwendete künftig feuerfestes Material, entweder Steine oder Ziegel.

Im Jahre 1899 wurde die nach dem Großfeuer neu entstandene Priewitzer Gasse wieder von einem Großfeuer vernichtet.

Der letzte Großbrand wütete in Deutsch-Proben im Jahre 1901, als die Zecher Gasse und Gelner Gasse mit allen Scheunen und der gesamten Ernte niederbrannten.

Der schwarze Tod (Cholera)

Noch nicht erholt hatten sich die Probener Bürger von dem schrecklichen Geschehen vor 4 Jahren, da brach neues Unheil über sie herein.

Im Jahre 1831 wütete in ganz Europa die aus Indien eingeschleppte Cholera. Auch unsere Gegend wurde von dieser Seuche nicht verschont, und in Deutsch-Proben grassierte sie in den Herbstmonaten mit solcher Heftigkeit, daß binnen kurzer Frist 86 Menschen dahinstarben.

Da die praktische Heilkunde zu dieser Zeit noch nicht so fortgeschritten war, nützten die angewandten Heilmittel, vor allem alle Arten von Tee und Essig, fast gar nichts, und der Tod hielt reiche Ernte. Die Statthalterei traf insofern Vorsichtsmaßregeln, als das infizierte Gebiet überall mit militärischem Kordon abgesperrt wurde. In Deutsch-Proben waren bis November 72 Kürassiere einquartiert, von denen täglich zehn Mann als berittene Wächter die Grenzen gegen das Turzer Land und gegen das Trentschiner Gebiet absperreten. Da Menschenansammlungen verboten waren, wurde während dieser Zeit der Gottesdienst im Freien am Marktplatz vor der Marienstatue abgehalten.

Und noch einmal wurde unser schwer geprüftes Heimatstädtchen von dieser Epidemie heimgesucht. Es hieß, daß nach dem Krieg mit Preußen und Italien

im Jahre 1866 durchziehende Ulanen die Krankheit eingeschleppt hätten. Es befand sich im ganzen Ort fast kein Haus ohne Kranken. Es wird berichtet, daß bei den nachfolgenden Volkszählungen Deutsch-Proben nur noch 89 Familien zählte oder 650 bis 700 Einwohner. So stark hatte diese Krankheit die Bewohner dezimiert.



Zur Besiedelung des oberen Neutratales

Man darf wohl annehmen, daß nach der Stadtgründung von Deutsch-Proben, also nach 1330, auch die Rodungs- und Bergbausiedlungen entstanden, deren jeweilige Gründer die Burgherren von Weinitz (Bojnice) waren.

Als älteste Ansiedlung neben Deutsch-Proben können wohl **Zeche** und **Fundstollen** betrachtet werden.

Nach Matthias **Bél** entstand die Gemeinde Zeche folgendermaßen: Die Söhne des Grafen **Gileth**, Nicolaus und Johannes, die während jener Zeit im Besitz der Burg und Herrschaft Weinitz waren, verliehen dem Henricus und seinen Erben einen unbewohnten Wald, der zur Burg Weinitz gehörte und zu beiden Seiten des Baches Chwojnitz lag, zur Besiedlung. Mathias **Bél** hatte hier den Wortlaut der Gründungsurkunde zur Verfügung und stellte fest, daß sie des gleichen Inhalts und fast mit denselben Worten abgefaßt war wie die von Nickelsdorf (Poruba). Das genaue Datum der Urkunde wird nicht angegeben, aber in der sonstigen Literatur wird das Jahr 1339 genannt.

War also die Gründungsurkunde von Zeche gleichen Inhalts und fast mit denselben Worten abgefaßt wie die von Nickelsdorf, so sind dies ihre wichtigsten Punkte, bzw. Vorrechte des Lokators und der Siedler: Am Feste des Erzengels Michael (29. September) zinsen sie ihrem Grundherrn von jeder Hufe 1½ Gulden und 6 Scheffel Getreide jährlich. So sind auch dreimal von jeder Hufe die Geschenke zu entrichten u. zw. zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten (eine nähere Bezeichnung der Getreideart und der Geschenke fehlt). So darf sie auch in keinem Falle der Gutsherr richten, nur ihr „Erbrichter“. Von allen Gerichtseinkünften gehören zwei Teile dem Grundherrn und ein Teil dem Richter. So muß der Erbrichter auch eine zinsfreie Hofstätte, eine Mühle, einen Schuster, einen Fleischer, einen Schneider und einen Schankwirt haben und erhält von jeder Hufe ein Siebentel von allen ihren Erträgen. So hat er auch das Recht der hohen Gerichtsbarkeit – „habet tribus vicibus iudicium generale“ – der sogen. „Pareta“. (Es handelt sich also um das Hochgericht für schwere Vergehen.) Er erhält auch ein freies Stück Wald, in dem kein anderer jagen oder aus irgend einem Grunde sich ohne Erlaubnis des Erbrichters aufhalten dürfe.

Die Siedlung Zeche liegt auf dem Schotterkegel am Austritt des Fundstollener Baches („Hepeschwasser“) im alluvialen Tale des Deutsch-Probener Beckens, am Ostabhang des Zecher Berges. Als das alte und eigentliche Waldhufendorf erweist sich die doppelte Häuserzeile entlang des Hepeschwassers. Östlich davon liegt der sog. „**s' Rechteshof**“ (die Erbrichterei), während sich an der Straße, westlich des Fundstollener Baches, das Gemeindeviertel aneinanderreicht, das aus der Ansiedlung grundherrlicher

Dienstboten (es handelte sich wahrscheinlich um Goldwäscher) entstand. Der Raum zwischen dem alten Waldhufendorf und dem Gemeindeviertel ist erst in späterer Zeit verbaut worden. Damals war das Waldhufendorf baulich noch streng von den anderen Ortsteilen geschieden.

Der Name der Siedlung Zeche bedeutet Bergwerk, das Zeitwort **zechen** bedeutet auch heute noch Frondienste leisten bzw. gemeinnützige Arbeit ohne Entgelt leisten. Der Name der Siedlung kommt im Laufe der Zeit in verschiedenen Urkunden in verschiedenen Schreibarten vor: Czach 1339, Cheche 1440; im Jahre 1486 wird ein gewisser Mathias de Czeze als königlicher Burgkapitän, später Graf von Liptau erwähnt, ferner Zech 1489, Zäch 1612 (acht-eckiges Siegel mit der Inschrift „Sigill pagi cech“, Abdrücke im Deutsch-Probener Archiv), Czaach 1717 und 1796, Czach 1836, Cach 1918, Cech 1928, u. s. f. In der Mundart hieß die Gemeinde d' Zech – die Zeche.

Wenn auch für die Gründung von **Fundstollen** am Bache der Chwojnitz (daher die slowakische Bezeichnung Chvojnica, in der Mundart „d' Wuntschon“ oder „Fundschn“) die historischen Belege fehlen, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß diese mit der von Zeche in eine Zeit fällt und diese Gründung vielleicht von Deutsch-Probener aus geschah, da Deutsch-Probener Bürger bis zuletzt noch dort Besitz hatten. Während Zeche eine Siedlung der Goldwäscher war, war jene von Fundstollen eine Bergbausiedlung. Das bezeugten noch die aufgelassenen Stollen und Schächte und daher auch die deutsche Bezeichnung der Ansiedlung.

Die ehemalige Zugehörigkeit von **Nickelsdorf** zum deutschen Sprachgebiet an der oberen Neutra läßt sich, wie schon bei Zeche erwähnt wurde, historisch nachweisen. Der slowakische Name Poruba bedeutet Rodungssiedlung und entspricht dem deutschen Ausdruck „Hau“. Nickelsdorf war den Deutsch-Probener als „Neckestjaf“ bekannt. Hier setzte wahrscheinlich schon sehr früh die Slawisierung ein.

Nickelsdorf entstand wahrscheinlich gleichzeitig mit Zeche und Fundstollen und war ebenfalls eine deutsche Bergbausiedlung, da auf den einstigen Bergbau topographische Namen wie „Stolna“, „Skotna“ (eine Wiese, auf welcher deutliche Spuren von einstiger Goldwäscherei zu finden waren) hinweisen. Die deutsche Benennung erhielt der Ort entweder nach dem Weinitzer Grundherrschaften Nikolaus oder nach dem Schutzheiligen der dortigen Kirche, dem hl. Nikolaus. Die Form des Waldhufendorfes ist bis heute erhalten geblieben und diese sowie die noch vorhandenen Familiennamen Gebrlin (Köberling), Groß, Hepner, Lichner bezeugen, daß in diesem heute slowakischen Ort deutsche Menschen ihre Siedlungsstätte hatten.

Ein anderer Ort ist **Halbendorf** (in der Mundart Holmdjaf), das heutige Poluvsie. Wenn auch für diesen Ort historische Belege fehlen, so erbringen viel-

leicht sein deutscher Name und die Familiennamen den Nachweis für die deutsche Herkunft. Es konnten hier noch die Familiennamen Drechsler, Grohm, Benedik, Gredel und Proft festgestellt werden. Der Ort hatte ursprünglich nur eine Häuserzeile am linken Ufer des westlich der Neutra fließenden Baches. Halbendorf ist der Anlage nach ein Waldhufendorf.

Der Herzog von Oppeln, einst Besitzer der Burg Weinitz, verließ im Jahre 1367 dem Nickl, Sohn des Dietrich, die Schulzei des Dorfes **Andreasdorf**, des heutigen Koš. In Andreasdorf genoß er also das Recht des Erbschulzen für seine Verdienste, welche er sich bei dieser Gründung erworben hatte. Die Ansiedler erhielten da nur sechs Freijahre, da es sich da um keine Neugründung, sondern um eine Verbesserung und Wiederbelebung der alten Siedlung handelte. Die Vorrechte des Erbschulzen bestätigten im Jahre 1373 König Ludwig d. Gr. (1342–1382), später Georg und Peter von **Ilsa** und endlich im Jahre 1439 **Onophrius**, die Besitzer der Burg Weinitz. Auch hier kündeten Familien- und Flurnamen, daß dort einst deutsche Menschen siedelten. **Siebenandreas**, slow. Sebedražie, in der Mundart „Semdresch'n, und **Ziegel**, slow. Cigel, zwei ausgesprochene Waldhufendörfer, dürften auch, wie es die Volksüberlieferung behauptet, auf deutsche Gründung zurückzuführen sein, wenn es auch keine geschichtlichen Forschungen in dieser Hinsicht gibt. Für das deutsche **Schmiedshau** (jetzt Tuschina) fehlen ebenfalls historische Belege über die Gründung. Es heißt, daß es eine Siedlung der Schmiede sei, die man für das ehemalige Bergwerk brauchte. Oder sollte der Lokator Schmied geheißen haben? Im Jahre 1393 erfolgte aber im engeren deutschen Sprachgebiet die letzte deutsche Nachsiedlung, u. zw. oberhalb von Schmiedshau, nämlich die Gründung von **Heckelshau**. In der Gründungsurkunde steht, daß in der Zeit, als sich der Palatin beim königlichen Hofe des Kaisers Sigismund (1387–1437) aufhielt, die Burg Weinitz von **Jakob Abraham** als Kastellan in seinem Namen verwaltet wird. Vor diesem erscheint im Jahre 1393 **Hermanus**, genannt **Heckel**, Richter von Schmiedshau, Mitbürger von Deutsch-Proben und legt eine Urkunde über den Kauf des Richteramtes in Schmiedshau vor, nach welcher dem Richter ein dichter Wald oberhalb des Dorfes „**villa fabri**“ (Schmiedshau) zur Rodung und Besiedlung nach Karpfener Recht übergeben wird.

Hermann Heckel war jetzt Erbrichter von zwei Gemeinden, von Schmiedshau und von Heckelshau, und dieses Amt war in seiner Familie erblich, so daß er das Recht hatte, dieses zu verpachten oder zu verkaufen. In der Folgezeit verschmolz Heckelshau vollkommen mit Schmiedshau.

Wann die Gründung der anderen deutschen Siedlungen an der oberen Neutra erfolgte, darüber berichten keine Urkunden; es ist aber anzunehmen, daß im Anschluß an die vorher erwähnten Gründungen auch **Gaidel** (slow.

Klačno), 1437 zum erstenmal erwähnt als „Gaidelhota“, wie auch die anderen gelegt wurde.

Die Familie Divék, bzw. Bossányi, legte in dem zu ihren Besitzungen gehörenden Walde **Beneschhau** (slow. Maizel) an. Julius Schröer leitet die Bezeichnung vom Namen seines Lokators Benisch – Benjamin ab. Benesch ist die mundartliche Entsprechung zu Wenisch mit dem Übergang von w zu b und Tonsenkung des i auf e.

Über die Gründung von **Bettelsdorf** (Büttelsdorf?) ist bis jetzt nichts bekannt. Es scheint, daß diese Gründung schon auf slowakischem Volksboden erfolgte. Im Jahre 1424 hatte die Siedlung bereits einen ungarischen Namen: „Zálka“ (davon das heutige slowakische „Solka“). Der Ort war einst im Besitz der Turzer Probstei.

Vom inneren Deutsch-Probener Siedlungsgebiet griff die deutsche Besiedlung in der Folge auch über das Gebirge hinüber in das „Turzland“ (Turzer Ländchen). Auf dem Gebiet der Herrschaft von Windisch Proben (slow. Slovenské Pravno) oder „Terra Prona in Turuch“ entstand an der Jasenica **Käserhau** (slow. Jasenová). Von der einstigen deutschen Vergangenheit dieses Ortes erzählen nur noch die heutigen deutschen Familiennamen, wie Dierer, Ertl, Filz, Menich, Nater, Palesch, Stänzel, und die noch nicht slowakisierten Flurnamen, wie Beltel, Jahrgrund, Bachrändel, Heckensteig, Homberg, Heckelsgrub (Henkelsgrub), Rand, Gering, Vogelhübel, Hübel, Riegel, Kohling, Fibig (Viehweg), Huben u. a. Viele Flurnamen erkennt man nur anhand der Mundart, die die gleiche gewesen ist wie in Beneschhau.

In gleicher Weise läßt sich die deutsche Herkunft der Nachbargemeinden **Rauden**, in der Mundart Raun (slow. Rudno), und **Dauben**, in der Mundart Daun (slow. Dubova), nachweisen. In beiden Orten sind noch heute die Familiennamen Dierer, Fobel, Gireth, Menich, Kalwaster, Klein, Lichner und die Flurnamen Heppesch, Hübel, Gründel, Fibig (Viehweg), Grepel, Wolfsberg u. a. üblich. Julius Schröer bezeichnet Dauben noch 1873 als deutsch.

Auf diesem Boden wären noch die deutschen Gemeinden **Hedwig**, (d' Hebeg), in der Literatur Hedwigshau (slow. Hadwiga), und **Bries** (d' Prös), in der Literatur Brestenhau (slow. Briešťa), und tief im Gebirge gegen Westen auf ehemaligem Gebiet der Herrschaft **Kloster** (slow. Kláštor pod Znievom) der einsame Ort **Münnichwies** (**Menawais**, slow. Vricko) zu erwähnen.

Aus dem Geschilderten ist ersichtlich, daß die deutsche Besiedlung an der oberen Neutra schon am Ende des 14. Jahrhunderts abgeschlossen war.

Weitere Orte der Kremnitz – Deutsch-Probener Sprachinsel – (Hauerland) –

Siehe Kartenwerke im Anhang!

Die Bergstadt Kremnitz

Deutsche Bergleute, vor allem aus Kuttenberg in Böhmen und Iglau in Mähren, aber auch aus Tirol, Thüringen und Bayern folgten in großer Zahl dem Ruf ungarischer Könige.

Sie gründeten eine Reihe von Bergbauorten, von denen sich die reichsten und bedeutendsten zu den sieben „niederungarischen Bergstädten“ zusammenschlossen. Zu diesen zählte auch **Kremnitz**. Seine Gründungsurkunde stammt aus dem Jahre **1328**, doch war zu diesem Zeitpunkt die Bildung des neuen Gemeinwesens bereits abgeschlossen.

Die Stadt verdankte ihre Entstehung der Entdeckung des reichen Goldvorkommens auf dem Berge „Volle Henne“. Eine Sage erzählt, daß ein Jäger nach langem, erfolglosem Umherstreifen auf diesem Berge ein Haselhuhn geschossen habe. Als er es zubereiten wollte, habe er beim Zerlegen des Tieres Goldkörner in seinem Magen gefunden. So sei das Goldvorkommen entdeckt worden, und der Name des Berges deute auf dieses Ereignis hin. Der reiche Bergseggen bewog den König – Karl Robert (1308 bis 1342) –, Münzfachleute aus Kuttenberg zu rufen, die in der neuen Bergstadt eine Münzstätte errichteten und Goldmünzen prägten.

Dank der Ergiebigkeit der Gruben und der von den Königen gewährten Privilegien gelangten die „Waldbürger“, wie die deutschen Unternehmer genannt wurden, bald zu Wohlstand und Reichtum. Der „Kremnitzer Dukaten“ war ein in ganz Europa bekanntes und geschätztes Zahlungsmittel. Die Bergstädte verwalteten sich selbst und lebten nach deutschem Recht. Dieses wurde auch zum Vorbild für das slowakische Volk, das das deutsche Recht übernahm und sich in Streitfällen oft an deutsche Städte um Vermittlung wandte.

Die Blütezeit des Bergbaues fiel in das 14. und 15. Jahrhundert. Der Reichtum der Bürger brachte eine Belebung der Wirtschaft auf allen Gebieten. Der Handel und das Handwerk blühten, Straßen wurden gebaut, Goldschmiede schufen kunstvolle Schmuckstücke und kostbare Geräte für den Gottesdienst. Reiche Patrizierhäuser und mächtige Kirchen kündeten vom schaffensfrohen Geist der Deutschen. Die trutzige Schloßkirche und die reichgegliederte Dreifaltigkeitssäule in Kremnitz sind solche stumme Zeugen einer stolzen Vergangenheit.

Kuneschhau

Die Urkunde über die Gründung von Kuneschhau besagt, daß anlässlich der Verleihung der Erbgerichtsbarkeit durch Magister **Leopoldus** – Kammergraf zu Kremnitz – an **Vernherns de Potska** – der erste Richter in Kuneschhau – im Jahre **1342** der Ort Kuneschhau unter dem Namen „villa sancti Michaelis“ genannt wurde. Er war im Besitz des ungarischen Königs und deutschen Kaisers Sigismund.

Da dieser zu jener Zeit viel Geld benötigte, verkaufte er Kuneschhau im Jahre **1429** an die Stadt Kremnitz. Unter dieser städtischen Herrschaft blieb er bis zur Aufhebung der Erbuntertänigkeit im Jahre **1848** bzw. bis zur Kommasation im Jahre **1883–1887**, bei der die Besitzverhältnisse, besonders die Ablösung der Wald- und Weidenutzungsrechte, neu geregelt wurden.

In dem 1974 erschienenen Heimatbuch „**Kuneschhau**“ – Erinnerung an ein deutsches Dorf in der Slowakei – wird die Entstehungsgeschichte und das Leben dieser Gemeinde ausführlich dargestellt.

Johannesberg,

nördlich von Kremnitz, am Übergang vom Gran- ins Turzthal gelegen, 1339 urkundlich zum ersten Mal als „villa Johanni“ erwähnt. Der Erbrichter Petrus Gürtler erhält dieselben Vorrechte, mit denen in der Folge alle Schulzen bedacht werden. Im Jahre 1361 macht er von der Erlaubnis, das Erbgericht zu veräußern, Gebrauch, und sein Nachfolger wird Johannes Göldner. Ebenso erwirbt er von seinem Vorgänger das Mahlrecht und die Mühle in „Turcz aqua“.

Honneschau,

wird als „Hannushaw“ gleichzeitig mit Kuneschhau zum ersten Mal genannt, als mehrere Orte von König Sigmund i. J. 1429 an die Stadt Kremnitz verpfändet wurden.

Blaufuß

In einer Urkunde im Kremnitzer Stadtarchiv aus dem Jahre 1331 wird als Geschworener ein Henricus Blaufuß genannt. Er ist Kremnitzer Stadtbürger, und wir gehen nicht fehl, wenn wir ihn als Vertrauensmann der königlichen Kammer in Kremnitz auf königlichem Grunde das Dorf gründen sehen. Auf dem Gebiet des Erzbistum Gran (Esztergom), jedoch zur Heiligenkreuzer Herrschaft (Hronsy Sväty Križ) gehörig, entsteht:

Deutsch Litta,

1349 erstmals genannt, in den Urkunden auch „Litten“ genannt, als der Erzbischof von Gran, der damalige Grundherr, den Bewohnern infolge ihrer Armut die Zinspflicht ermäßigt.

Im oberen Turztal liegen die beiden Orte

Oberturz und Unterturz,

in den Urkunden als „Turczia superior“ und „Turczia inferior“ um das Jahr 1370 genannt. Die Leute bezeichneten letztere Gemeinde als „Niederturz“. Die beiden Gemeinden gerieten durch Kauf in den Besitz der Stadt Kremnitz.

Glaserhau

In einer Schrift des Kremnitzer Archivs heißt es, daß dem Gründer des Dorfes Glaserhau, „Herrn Glazer“, Sohn des Gerhard, i. J. 1360 ein waldiges Gebiet zur Besiedlung nach „Silleiner Recht“ unter Zusicherung der erblichen Schulzei verliehen wurde. Die Siedler erhielten 16 Freijahre. In einer späteren Urkunde finden wir den Ort als „Gloserhaw“ verzeichnet. Es wird angenommen, daß Glaserhau auf Veranlassung einer im oberen Turztal ansässigen Herrschaft gegründet worden ist. Die Stadt Kremnitz deutete dies jedenfalls als einen Einbruch in ihre Rechte, weil sie dieses Waldödland als ihren von König Karl Robert gespendeten Grundbesitz ansah. Der Streit, der sich infolgedessen entspann, wurde erst i. J. 1409 von Sigismund geschlichtet und das Dorf der Stadt zugesprochen.

Oberstuben

ebenfalls 1360 erstmals genannt. Der Name soll von den im nahen Badeort errichteten Badestuben, die die Gäste benützten, herrühren (?) Im Volksmunde wurde häufig noch der Name Neustuben gebraucht.

Inmitten des Hauerlandes, gleichsam die Verbindung zwischen Kremnitz und Deutsch-Proben herstellend, liegen **Krickerhau**, **Neuhau** und **Drexlerhau**.

Neuhau

Gründung kurz nach Krickerhau, vermutlich um 1380, 1487 erstmals genannt.

Drexlerhau

Gründung um 1376, erstmals genannt 1487. Die unbewohnte Waldmark gehörte, mit Ausnahme von Drexlerhau, das wie Deutsch-Litta (Siehe oben!) im Besitze des Graner Erzbistums war, zur königlichen Burg Weinitz (Bojnice). Von dort aus erfolgte die Rodung und Besiedlung des ungenutzten Waldgebietes.

Krickerhau

Die erste urkundlich bezeugte Dorfsiedlung dieser Waldungen ist Krickerhau. Die Gründungsurkunde vom 8. 3. 1367, die einzige der Krickerhauer Gruppe, befindet sich im Senioratsarchiv der Grafen Pálffy in Preßburg. Nach dieser Lokationsurkunde hat Heinrich Chrikeer den Ort angelegt. Zum Dank dafür verlieh ihm der ung. König Ludwig das erbliche Schultheißamt mit allen Freiheiten, Gewohnheiten, Rechten und Bestimmungen, wie sie die übrigen Richter der Rodungssiedlungen genossen, eine Freihufe mit sechzig Joch Felder und Wiesen samt allen „Zugehörigkeiten“. Außerdem wurde ihm eine zinsfreie Mühle, ein zinsfreies Gasthaus und eine Fleischbank bewilligt. Auch die niedere Gerichtsbarkeit wurde dem Lokator zugesprochen.

Nur Raub, Mord, Brandstiftung u. ä. mußte vor dem Bruggrafen verhandelt werden. Von den Strafgeldern stand 1/3 dem Ortsrichter zu, während 2/3 an den Grundherrn abgeführt werden mußten. Die Siedler durften nur vom eigenen Ortsgericht abgeurteilt werden. Diesen Vorrechten standen auch Pflichten gegenüber. Sie waren verpflichtet, dem Weinitzer Burggrafen jährlich 140 Gulden und zu St. Georg, St. Michael und zu Weihnachten je einen Gulden zu zahlen. Ausdrücklich ist noch in der Urkunde vermerkt, daß Heinrich Chrikeer nicht der Kriegspflicht unterliegt. Nach dem Lokator Chrikeer wurde die neue Siedlung **Krickerhau** benannt.

Während das Gründungsjahr von Krickerhau genau bekannt ist, ist die Gründung der benachbarten Dörfer Drexlerhau und Neuhau in Dunkel gehüllt. Die Drexlerhauer erzählen sich, daß die ersten Ansiedler Drechsler waren (?) Näher liegt jedoch die Vermutung, daß der Lokator Drexler hieß.

Dem Namen nach zu schließen, dürfte Neuhau noch jüngeren Ursprungs sein. Die genaue Gründungszeit der beiden Dörfer ist bis jetzt nicht ermittelt worden. Im Jahre 1487 erwähnt der Graner Erzbischof Hippolith de Esthe in einer Schrift die **Drexlerhauer** Kirche. Dies berechtigt zur Annahme, daß die Siedlung damals schon bestanden haben muß. Da aber Drexlerhau in der Grenzbeschreibung der Krickerhauer Schenkungsurkunde i. J. 1367 noch nicht genannt ist, muß es in der Zwischenzeit gegründet worden sein.

Bevölkerungsentwicklung – Einwohnerzahlen

Zwischen den einzelnen Volkszählungsergebnissen von 1880–1910–1930–1940 haben in manchen Orten erhebliche Verschiebungen der Einwohnerzahlen stattgefunden. So ist bei den meisten Orten ein Bevölkerungszuwachs zu verzeichnen. Ausnahmen bilden die Orte Deutsch-Proben, sowie die Schwestergemeinden Hochwies und Paulisch. Bei diesen Orten ist der Bevölkerungsschwund durch Auswanderung bedingt. In 21 Gemeinden betrug der deutsche Bevölkerungsanteil 95 bis 100 %, in Deutsch-Proben und Oberurtz 80 %. In Krickerhau sank der deutsche Anteil auf 60 %, in Kremnitz bildeten die Deutschen eine Minderheit.

Bei den Einwohnerzahlen erscheinen die zur Zeit der Volkszählung im Ausland in Arbeit stehenden Personen nicht erfaßt. Wenn wir die Zahl derer mit 4000 aus dem Sprachgebiet veranschlagen, was sicher nicht zu hoch gegriffen ist, würde sich die Einwohnerzahl nicht unwesentlich erhöhen. Wenn man weiterhin den Bevölkerungsstand von 1910 mit rund 43 000 mit dem vom Jahre 1940 mit nahezu 60 000 vergleicht, bedeutet dies eine Zunahme von 17 000 Einwohner oder rund 39 %! Dieser stark ausgeprägte Lebenswille unserer Haudörfler, der sich vor allem in der Geburtenfreudigkeit kundtat, ist umso höher zu werten, da ihnen – mit wenig Ausnahmen – keine reich gesegneten Landstriche, sondern nur hochgelegene Gebirgstäler (Kuneschau 800 m ü. d. M., Blaufuß gar 860 m!) zur Besiedlung übriggeblieben sind. Die angeführten deutschen Ortsnamen waren nur im Sprachgebrauch bei uns Sprachinseldeutschen üblich, daneben wurden die amtlichen Namen nur in slowakischer Sprache geführt.

Einwohnerzahlen

Gemeinde	1880		1910		1930		1940
	gesamt	Deutsch	gesamt	Deutsch	gesamt	Deutsch	gesamt
Kremnitz	8550	6178	4515	1514	5389	715	6110
Blaufuss			612	599	720	715	777
Johannesberg			787	698	854	775	902
Kuneschhau			1913	1876	1839	1785	1967
Honneshau			1099	1088	1206	1197	1311
Deutsch-Litta	1140	1104	1272	1249	1588	1534	1519
Unter-Turz	558	499	765	711	797	584	936
Ober-Turz	536	512	811	725	1112	631	1259
Oberstuben	1958	1839	2528	1974	3149	2710	3408
Glaserhau	1886	1783	2660	2555	3254	2848	3171
Krickerhau	3137	2823	4248	3696	10442	5349	10904
Neuhau	1362	986	1286	1250	1168	1111	1265
Drexlerhau	1358	1279	2290	2239	2846	2749	2988
Deutsch-Proben	2281	2082	2366	1966	1916	1291	1886
Gaidel	1689	1601	2251	2138	2005	1935	2297
Schmiedshau	1961	1811	2688	2574	2506	2413	3022
Beneschhau	408	377	429	419	451	449	482
Bettelsdorf	256	218	288	258	308	289	309
Zeche	829	783	1060	1005	1086	1016	1189
Fundstollen	644	618	983	965	1081	1045	1088
Münnichwies	1674	1553	2052	2018	2172	2021	2415
Bries	324	306	352	351	357	256	407
Hedwig	323	314	468	463	465	458	512
Paulisch	1529	1403	1857	1701	1553	1436	1463
Hochwies	2435	2380	3266	3149	3314	3218	2903

Ortsbezeichnung der deutschen Gemeinden im Hauerland

Deutsch	Mundart	Slowakisch
Beneschhau	Beneschha	Majzel 1948–60 Vyšehradné 1960 zu Nitrianske Pravno
Bettelsdorf	Peresdjaff	Solka 1950 zu Nitrianske Pravno
Blaufuß		Blufuss (b. 1946) 1946: Krahule
Bries		Briesta 1946: Briestie (Briëschttja)
Deutsch-Litta		Kopernica
Deutsch-Proben	Prom	Nemecké Pravno 1946: Nitrianske Pravno
Drexlerhau	Drexleha	Janová Lehota
Fundstollen	Wuntschen	Chvojnica
Gaidel	Garä	Gajdel 1948: Klačno
Glaserhau	Gloseha	Sklené
Hedwig	Hebeg	Hadviga 1954 zu Briestie
Hochwies		Vel'ké Pole
Honneschau	Honnesha	Lúčky (Lutschky)
Johannesberg		Piargy
Kremnitz	Kremetz	1948: Kremnické Bane Kremnica
Krickerhau	Krikeha	Handlová
Kuneschhau	Kuneschha	Kunešov (Kuneschow)
Münnichwies	Benebes	Vrícko
Neuhau	Neiha	Nová Lehota
Oberstuben		Horná Stubna
Ober-Turz		Horný Turček 1951: Turček (Turtschek)
Paulisch		Píla
Schmiedshau	Schmizha	Tužina
Unter-Turz		Dolný Turček 1951: Turček (Turtschek)
Zeche	Zech	Cech 1948: Malinová

Die in der Spalte „slowakisch“ angegebenen Jahreszahlen bedeuten, daß von diesem Jahr ab die Gemeinde umbenannt oder einer anderen Gemeinde zugeordnet wurde.

Das Zunftwesen in Deutsch-Proben

Nach dem Niedergang des Bergbaubetriebes schlossen sich die gewerbetreibenden Bürger im 16. Jahrhundert zu Gemeinschaften zusammen, um mit gemeinsamer Kraft ihr Handwerk zu entwickeln, es auszugestalten und damit ihren und den Wohlstand der Stadt zu fördern. Ihre Organisation richtete sich nach dem Vorbild der in allen deutschen Ländern schon seit dem 12. Jahrhundert bestehenden **Zünfte**, in Norddeutschland auch Gilden genannt. Es waren dies Zwangsverbände, d. h. ein Handwerkermeister konnte nicht selbständig arbeiten, sondern nur als Mitglied einer Zunft. Die Arbeitsweise der Zünfte war in den „Zunftbriefen“ festgelegt. Die darin enthaltenen „Artikel“ waren nicht willkürlich abgefaßt, sondern mußten zur Begutachtung der Stadtverwaltung vorgelegt werden, um von dieser oder sogar vom König ihre Bestätigung zu erlangen.

Zur Aufbewahrung des Zunftbriefes, des Zunftsigels, der Schriften und auch des Geldes diente eine stilvoll gearbeitete und mit dem Zunftwappen bemalte „**Zunftlade**“, der man nahezu kultische Verehrung entgegenbrachte.

In Deutsch-Proben bestanden neun Zünfte, von denen man nach ihrer Mitgliederzahl vier zu den großen und fünf zu den kleinen Zünften rechnete. Tuchmacher, Schuhmacher, Kürschner und Schmiede (Messerschmiede) waren in den großen Zünften vereinigt, während Schneider, Fleischer, Tschismenmacher, Töpfer und Bauleute in den kleinen Zünften organisiert waren. Erst später entstand zum Gerben der Tierhäute ein besonderer Beruf, die Gerber, die sich der Schuhmacherzunft anschlossen. Schließlich vereinigten sich die Schlosser, Wagner und Schmiede zu einer Zunft.

Der Zunftvorstand

In jeder Zunft waren Lehrlinge, sog. Lehrknechte, Gesellen und Meister vereinigt.

Der Vorsteher war der **Zunft-** oder **Zechmeister**. Ihm oblagen alle Angelegenheiten der Zunft, er war für die Einhaltung der in den Artikeln festgelegten Bestimmungen verantwortlich, verwahrte die Zunftlade und die darin hinterlegten Zunftbücher, Protokolle, Urkunden, das Zunftsigel und die Barschaft. Er ließ die Meister zum „**Eingang**“ (Zunftszung) zusammenerufen, führte dort den Vorsitz und sorgte für die Durchführung des Beschlusses. Sein Vertreter war der **Nebenzechmeister**; Schriftführer war der **Zunftnotär**. Diese zusammen bildeten den Zunftvorstand. Alle Zunftangelegenheiten wurden im „Eingang“ in Anwesenheit aller Meister vor der offenen Lade erledigt. So auch die Aufnahme eines Lehrlings.



Zunftlade der
Schumacher

Die Lehrlinge (Lehrknechte)

Wollte ein Meister einen Jungen in die Lehre nehmen, mußte er ihn beim Zechmeister anmelden. Nach vierzehntägiger Probezeit erschienen mit ihm entweder die Eltern oder der zukünftige Meister vor der Zunft, wo gewöhnlich ein Meister mit einer Rede um die Aufnahme des Lehrlings bat. War der Junge christlichen Glaubens und von „ehrlicher Geburt“, wurde er vom Zechmeister vor der offenen Lade als Lehrling in die Zunft aufgenommen, sobald die Eltern das im Zunftbrief vorgeschriebene Aufnahmegeld in der Höhe von 2 bis 10 Gulden und einige Maß Wein entrichtet und zwei verlässliche Bürgen gestellt hatten, die mit einer festgesetzten Summe „gutstanden“, daß der Junge seine Lehrjahre ununterbrochen fortsetzen werde.

Die Aufnahme des Lehrlings wurde in das Zunftbuch eingetragen. Nach der Lehrzeit, in der Regel 3 bis 4 Jahre, erschien er wieder mit den Eltern oder mit dem Meister im „Eingang“ mit der Bitte, man möge ihn „**freisprechen**“. Auf Vorschlag des Meisters und nach Entrichtung des Freisprechungsgeldes erfüllte der Zechmeister den Wunsch des Lehrlings. In der feierlichen Handlung erklärte der Zechmeister den Lehrling mit Handschlag zum **Gesellen**. Dem neuen Gesellen wurden die im Zunftbrief enthaltenen Artikel vorgelesen und erklärt, nachher wurden seine Personalien in das Zunftbuch ein-

getragen. Zum Schluß wurde ihm für eine bestimmte Taxe der **Lehrbrief** ausgestellt.

Die Gesellen

Bei den großen Zünften verwies der Zechmeister den freigesprochenen Lehrling an den „Herrn Vater“ (Zunftmeister), damit dieser ihn in die „**Gesellenbruderschaft**“, in die „Brüderliche Lade“ einschreibe. Bei den großen Zünften bildeten nämlich die Gesellen unter der Leitung eines eigenen Vorstandes nach besonderen Artikeln und mit eigener Lade eine selbständige Bruderschaft.

Zum Vorstand gehörten der „Herr Vater“, zwei Beisitzer, der Altgesell oder Ladegesell (sein Vertreter war der Nebenaltgesell) und ein Schriftführer. Die Gesellen hielten anfangs jeden zweiten Sonntag, später jeden Monat, bei anderen Zünften zweimal im Jahr ihre Zusammenkunft, d. h. ihren „Eingang“, u. zw. wurde dieser entweder in der Herberge oder beim „Herrn Vater“ abgehalten.

Ein „Eingang“ bei den Schuhmachergesellen

Der Altgesell schickte zu jedem Gesellen den kleinen, mit schwarzem Fell überzogenen **Holzschuh** (‘s Schila) als Zeichen, daß „Eingang“ gehalten wird. Die Gesellen erschienen in Festtagskleidern „ohne Wehr und Waffe“ und versammelten sich auf Geheiß des Altgesellen in der Stube. Über dem Tisch hing von der Decke herunter ein kleiner, mit den ungarischen Nationalfarben (rot-weiß-grün) bemalter Holzstiefel (‘s Schila) und die „**Gerechtigkeit**“ („lopata“), das einem großen Kochlöffel mit platter Scheibe ähnliche Holzstück. Erinnernte der erstere an das Handwerk, so gemahnte die „Lopata“ an Zucht und Ordnung. (Lopata ist aus dem Slawischen entlehnt und bedeutet eine kleine Schaufel). Hatten alle in bestimmter Reihenfolge Platz genommen, stellte der Altgesell auf einen Wink des „Herrn Vaters“ die Zunftlade auf den Tisch. Der Altgesell sagte: „Herr Vater, Herren Beisitzer und liebe Brüder, mit Gunst, die Lade aufzumachen.“ Er und der „Herr Vater“ schlossen die Lade auf. Alle erhoben sich, und einer von den Gesellen, der „Schenk“, sagte die „**Förderliche Rede**“ („Wedalecha Red“) her: „Förderlich und vor allen Dingen sind wir schuldig, Gott, den allmächtigen Vater, in keine Vergessenheit zu setzen, sondern ihm vielmehr Lob und Dank zu sagen für seine Gnaden und reiche Güte, für die erwiesenen Wohltaten, die wir bis auf den heutigen Tag erhalten haben, bei leibesfrischer Gesundheit, bei reichem Segen Gottes, zu Haus, zu Hof und zu Felde, besonders auch für die lieben Feldfrüchte, welche wir dem lieben Gott haben angebaut und an-

vertraut, daß er sie lasse grünen und blühen und fruchtbarlich geraten, daß ein jeder Hausvater sein Stücklein Brot nicht nur für sich allein, sondern auch den Armen etwas mitzuteilen habe; Kirchen und Schulen dabei nicht vergessen. Werden wir dasjenige tun, werden wir von Gott, dem Allmächtigen, gesegnet sein, nicht nur allein hier zeitlich, sondern auch dort ewiglich, wo wir uns werden können ergötzen und erfreuen mit dem Heiland in alle Ewigkeit. Amen.“

Hierauf setzten sich alle. Der Altgesell zeichnete auf die Mitte des Tisches mit Kreide die sogen. „**Werkstatt**“, d. h. einen Schuhmacherstuhl, wobei das Sitzbrett durch einen Kreis, die Füße durch Striche dargestellt wurden. Dann klopfte er mit dem Schlüssel auf die Zunftlade („Aufklopfer“) und sagte: „Brüder, was Brüder seid, stehet auf! Ich klopfe auf, damit alle Schuhknechte, was Schuhknechte sind, alle vierzehn Tage auf unserer Herberge erscheinen und ihr „Auflegen“ (Aufgeld) bestreiten. Die älteren voraus und die jüngeren nach. Schenk, wart auf die Letzt!“

Jeder legte einen bestimmten Betrag in die Werkstatt, d. h. er legte die Münze innerhalb des Kreises auf den Tisch. Wer beim Auflegen „außen blieb“, d. h. seine Schuld nicht beglich, wurde verpflichtet, nachträglich das Doppelte zu zahlen.

Dann sprach er zu den Kameraden: „Seid ein wenig still, Ihr Brüder und Gesellen! Hat einer oder der andere etwas zu klagen, klaget einer nach dem anderen an! Klaget so wie euere Väter! Klaget mit Bescheidenheit! Klaget, weil Gesellen jung und alt versammelt sind! Klage sich ein jeder selbst an, so wird ihm die Strafe gelindert werden.“ Hierauf wurden die gegen die Gesellen erhobenen Anzeigen oder Klagen verhandelt, die beim Altgesell oder Notär eingegangen waren. Die Anzeigen wurden beim Tisch vorgelesen, der Schenk übernahm die Anklage. Auf die Aufforderung des Altgesellen: „Schenk, klag an!“, stellte sich dieser zur Tür und begann, die Klagen vorzulesen. Der Angeklagte stand auf und hörte zu, mußte aber vorher um Erlaubnis bitten: „Herr Vater, Herren Beisitzer, liebe Brüder, mit Gunst aufzustehen.“ Nach der Anklage wurde er hinausgeschickt, damit sich der Vorstand mit der Bruderschaft beraten konnte. Wurde der Gesell für schuldig befunden, hatte er eine Geldstrafe oder körperliche Züchtigung zu gewärtigen. Klagte er sich selber an, wurde ihm die Hälfte der Strafe nachgelassen. Nach der Beratung wurde der Angeklagte wieder hereingerufen, um den Urteilsspruch zu vernehmen. Der Altgesell empfing ihn mit den Worten: „Bruder, förderlich ist der Gehorsam! Laut des Urteils der Gesellen folgt eine Strafe. Die Bruderschaft hat sich beraten, das muß belegt werden.“ (Der Überlieferung nach waren die Strafen milde.) Schien dem Verurteilten die Strafe zu streng, konnte er um Strafmilderung ansuchen. Wollte einer das

Urteil nicht annehmen, schrieb man auf seinen „Fuß“ eine Null. Diese hieß „Nota bene“ (lat.: Beachte! Merkzeichen) und bedeutete, daß der Geselle nicht gehorchen wollte und deshalb doppelt bestraft werden mußte. Das Strafgeld kam in die Lade. Wurde der Strafvollzug mit der „Gerechtigkeit“ durchgeführt, mußte der Schuldige die Prügelbank selbst in die Stube tragen, worauf ein handfester Altgeselle ihm die bestimmten Schläge versetzte, indem er die „Lopata“ mit beiden Händen in Kopfhöhe hob. Nach vollzogener Züchtigung ging er zum Tisch und bedankte sich beim Vorstand mit einem „Vergelt's Gott für die Strafe“, zu den Gesellen gekehrt: „Verzeiht Brüder!“, dann konnte er die Bank wieder hinaustragen.

Der Altgesell sagte hierauf: „Was bei Richter und Rat verbunden und verboten ist, soll auch hier verbunden und verboten bleiben: daß kein Junggesell Gott schänden tut; daß kein Junggesell auf der Gasse weder werfen noch laufen tut; daß kein Junggesell über einen Zaun noch Parkan (Bretterzaun, Palisaden) steigen tut; daß kein Junggesell mit einer fremden Frau herumranzen noch tanzen tut. Heute haben wir noch Zeittag, morgen haben wir Sterbetag.“

Dem Gerichtsgang folgte die Verhandlung über Aufnahme und Freisprechung der Lehrlinge, die Anmeldung der Wanderschaft und der Rückkehr der Gesellen, dann die Anmeldung der Meisterjahre, der Heirat, die Einreihung eines Meisters in die Zunft und die Aufnahme der Mitmeister und Landmeister. Abschließend war Rechnungslegung und zuletzt Verlesung der Artikel. Mit den Worten: „Nun werden wir in Gottes Namen Feierabend machen“, wurde die Lade geschlossen und der „Eingang“ beendet.

Nach der Freisprechung war der Geselle verpflichtet, sich früher oder später auf die „**Wanderschaft**“ zu begeben und zwei bis drei Jahre an fremden Orten zu arbeiten, um Erfahrung zu sammeln und sich bei tüchtigen Meistern im Handwerk zu vervollkommen. Auf die Wanderschaft nahm er sich zwei Urkunden mit, den Geburtsschein und den Lehrbrief. Traf es sich, daß er vor der Wanderschaft schon bei einem Meister in Diensten stand, erhielt er natürlich ein Zeugnis, das er bei seinem künftigen Meister vorweisen konnte. Dieses Zeugnis hieß damals „**Kundschaft**“. Von der Wanderschaft kam er mit dem „Wanderbrief“, bzw. mit dem „Wanderbuch“ zurück, in dem die Arbeitszeit und das Verhalten des Gesellen während der Wanderschaft vermerkt war. Nach der Wanderschaft mußte der Geselle das Meisterjahr abdienen, d. h. er mußte ein volles Jahr bei einem Meister unbesoldet arbeiten. Wollte er in seinem Beruf vorwärtskommen, mußte er der guten Sitten und der Förderung des Familienlebens halber heiraten.

Jeder Zunftbrief schrieb vor, daß der Geselle, wenn er Meister werden wollte, das **Meisterstück** anfertigen müsse. Zweck des Meisterstückes war, daß der

Geselle seine Gewandtheit und Geschicklichkeit in seinem Handwerk unter Beweis stellen mußte. Jahrhundertlang hat man an dieser Gepflogenheit festgehalten; aber um die Mitte des vorigen Jahrhunderts kam eine Zunft nach der anderen davon ab, nur die Fleischerzunft blieb der alten Sitte bis über die offizielle Aufhebung der Zünfte i. J. 1872 treu, weil diese gerade hier für die Bevölkerung große Anziehungskraft hatte. Sie bestand darin, daß ein geschmückter weißer Ochse in feierlichem Aufzug unter Musikbegleitung von den Gesellen zur Schlachtbrücke geführt wurde. Hier mußte der Geselle das Tier mit seinem neuen Beil durch einen gezielten Hieb zur Strecke bringen. Die darauf folgende Verarbeitung geschah unter Aufsicht von zwei „**Beschaumeistern**“. Abends mußte er eine anständige Mahlzeit, die „**Meistermahlzeit**“, geben, zu der alle Meister und Meisterinnen geladen waren. Nach dieser Arbeit wandte sich der Geselle an die Gemeindebehörde und bat um Gewährung des „**Bürgerrechtes**“. Machte die Behörde keine Einwendung, erhielt er nach Entrichtung einer vorher festgesetzten Taxe und nach der Eidesleistung das Bürgerrecht und wurde in die Bürgerschaft eingereiht. Hiemit hatte der Geselle allen im Zunftbrief enthaltenen Anforderungen Genüge geleistet, und er konnte beim nächsten Eingang um die Aufnahme als Meister ansuchen. Erhob niemand Einspruch, erklärte ihn der Zechmeister nach Entrichtung des Meistergeldes vor der offenen Zunftlade durch Handschlag zum **Jungmeister**, und er wurde in die Zunft eingereiht. Die Eintragung in das **Zunft-** oder **Meisterbuch** war nurmehr eine notwendige Formalität.

Die Jungmeister

Die Klasse der Meister war in drei Kategorien eingeteilt. Die hochbetagten waren die „**alten Väter**“ oder die „**alten Meister**“ oder auch die „**Ältesten**“, die Meister in den mittleren Jahren führten den Namen „**Mittelmeister**“, und die jüngeren hießen „**Meister**“. Die jüngsten dieser Meister aber waren die „**Jungmeister**“. Die Einteilung nahm man indes nicht nach dem physischen Alter vor, sondern nach der Anzahl der vorhandenen Meister; so waren bei den Tuchmachern und Schuhmachern stets zwölf Jungmeister, bei den kleinen Zünften nur vier. Starb einer von den alten Meistern, so rückte der nächstältere von den Mittelmeistern „hinauf“ u.s.f.

Die Jungmeister waren noch nicht unabhängige, selbständige Meister. Sie konnten zwar ihr Handwerk ausüben und den Ertrag ihrer Arbeit der Familie zur Verfügung stellen; in vieler Hinsicht aber wurde ihr Tun immer noch von den eigentlichen Meistern und besonders von den Ältesten überwacht; sie hatten noch immer mehr Pflichten als Rechte. So mußten die Jung-

meister manche Dienstleistungen für den Zechmeister ausführen, waren bei Mahlzeiten die Aufwärter für die „Ältesten“, Speiseträger und Mundschenke, spät bei Nacht Heimbegleiter der „alten Väter“, bei Prozessionen Fahnenträger und bei Begräbnissen der Zunftgenossen Sargträger.

Die Meister

Nach Ablauf von etwa zwei bis drei Jahren wurde der Jungmeister als **Meister** erklärt. Sie waren die eigentlichen (offiziellen) Mitglieder der Zünfte. Sie übten das Handwerk selbständig aus und waren für ihre persönlichen und materiellen Angelegenheiten persönlich verantwortlich. Als Zunftgenossen waren sie aber verpflichtet, im Interesse des allgemeinen Zieles zu wirken: das gemeinsame Wohl zu fördern, nach den Zunftregeln zu leben und sich unter allen Umständen an deren Vorschriften zu halten.

Die Zechmeisterwahl

Die Amtszeit des Zech- oder Zunftmeisters währte nur ein Jahr. Nach Ablauf dieser Frist kam es zur Neuwahl, die bei einem „Eingang“ durchgeführt wurde; dabei wurden gleichzeitig auch die übrigen Amtswalter gewählt. Die Zechmeisterwahl war die wichtigste Begebenheit in der Zunft. Wochen hindurch beschäftigte die Zunftgenossen die Frage, wer an die Spitze der Zunft treten sollte und welche Eigenschaften und Erfahrungen der Erwählte mitbringen müsse. War man aber mit dem Wirken des bisherigen Vorstandes und der Beamten zufrieden und stellten sie sich zur Wiederwahl, beließ man sie; andernfalls wurden neue, würdige Männer gewählt.

An der Wahl nahmen alle Meister teil.

Nach vollzogener Wahl war es natürlich üblich, daß der neugewählte Zechmeister seinem scheidenden Vorgänger und den Amtsträgern seinen Dank für die geleistete Arbeit und die Treue der Zunft gegenüber aussprach. Nach der Wahl begab sich der neue Vorstand mit der Zunftlade und den Schriften in das Haus des neuen Zechmeisters, wo die Feier mit einem üppigen Mahl auf Kosten der Zunftlade abgeschlossen wurde.

Die neun Zünfte

1. Die Tuchmacher

Die Tuchmacherzunft erhielt ihre Gründungsurkunde, wie schon erwähnt, von der Zunft in Modern (slow. Modra, östlich von Preßburg). Da die Originalurkunde in Verlust geraten war, wurde nach dem Muster der Urkunde von Modern eine Kopie angefertigt, und die Bestimmungen wurden den Deutsch-Probenener Verhältnissen angepaßt.

2. Die Schuhmacher*

Das älteste Zechbuch war mit 3. März 1644 datiert. Der letzte Zunftbrief stammt laut Kopie vom 20. Juli 1689 und enthält 23 Artikel.

3. Die Kürschner

Das erste Zechbuch beginnt im Jahre 1619. Der Zunftbrief ist verschollen, die Gesellenartikel waren vorhanden. Die auf Pergament mit farbigen, gotischen Buchstaben und schönen Initialen geschriebenen, mit dem Siegel der Stadt und der Zunft versehenen und aus 30 Punkten bestehenden Artikel datieren mit 30. Mai 1730.

4. Die Schmiede

Den Schmiedegesellen gab der Magistrat einen aus 24 Artikeln bestehenden Zunftbrief vom 16. März 1643.

5. Der Fleischer-Zunft wurde am 12. November 1645 eine Ergänzung zum Zunftbrief übergeben, bestehend aus 9 Punkten.

6. Die aus 21 Punkten bestehenden Artikel der **Schneider-Zunft** bestätigte

* Der Unterschied zwischen Schuhmachern und Tschischmenmachern (Stiefelmachern): Die Schuhmacher gerbten die Tierhäute für die Erzeugung ihrer speziellen, „Schuh“ genannten Stiefel selbst. Es waren dies ganz genähte, faltige, plumpe, „Bauernschuh“ genannte Bauernstiefel, die sog. „Plumpschuh“, für die Frauen mit kürzeren, für die Männer mit langen Schäften ohne Verzierung.

Die Tschischmenmacher verwendeten feineres, verschieden gefärbtes Leder für ihre schöner gestalteten „Schuh“ (Stiefel, die mit Holzstiften genagelte Sohlen hatten). Für Männer mit niederen Absätzen und hohen, oben geschweiften und vorne mit Lederrosen verzierten Schäften, für Frauen mit hohen Absätzen und mit kürzeren, geschweiften Absätzen („Klätzschuh“).

1613 Stanislaus Christophorus Thurzo aus Bethlenfalva, Besitzer der Weinitzer Herrschaft. Der städtische Magistrat ergänzte sie am 16. März 1642 noch mit 5 Punkten.

7. Die Meister der Tschischmenmacher-Zunft sind seit dem 23. April 1730 schriftlich erwähnt. Ihre letzten Artikel erhielten sie am 12. Juli 1749 von der Tschischmenmacher-Zunft zu Weinitz, die der städtische Magistrat am 10. November d. J. bestätigte.

8. Die Töpfer

Das älteste Zunftbuch der Töpfer begann mit 31. Januar 1630. Die letzten, in Kopie erhaltenen, aus 9 Punkten bestehenden Artikel erhielten sie mit Zustimmung der Kaiserin Maria Theresia (1740–1780) und mit Unterschrift der Statthalterei am 12. Juli 1741.

9. Die Bauernzunft

Der Zunftbrief wurde vom städtischen Magistrat am 30. Dezember 1714 erneuert, mit gotischen Buchstaben und prächtigen Initialen auf Pergament geschrieben und mit dem aus dem Jahre 1617 stammenden Stadtsiegel auf rotem Wachs versehen. Der Zunftbrief lag bis zuletzt in einer hölzernen Schatulle verwahrt.

Die Schutzpatrone der Zünfte

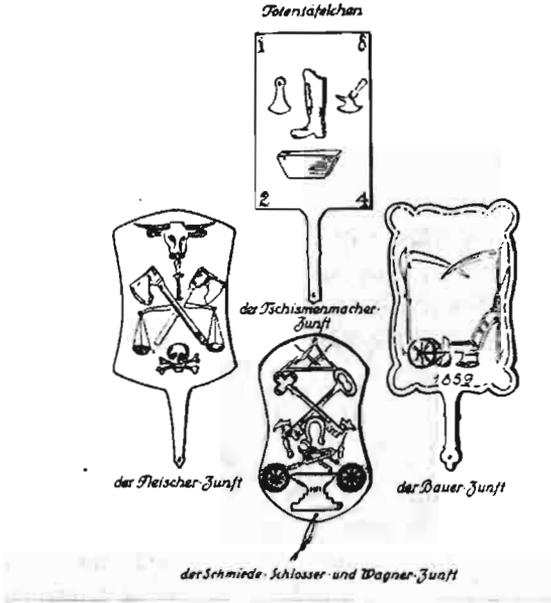
Jede Zunft hatte ihren Schutzpatron, dessen Fest so gefeiert wurde wie ein Sonn- oder Feiertag. Am Fest des Schutzheiligen ließ die betreffende Zunft ein Hochamt zelebrieren, zu welchem jeder Meister tags zuvor durch den Jungmeister geladen wurde. Alle Zunftgenossen wohnten samt ihren Familien dem Gottesdienst bei. Auch die am Altar brennenden Kerzen beschaffte die Zunft. Ein unentschuldigtes Versäumen wurde geahndet.

Die Zunftheiligen

Tuchmacher: St. Jakobus der Mindere; Schuhmacher: St. Crispinus und Crispinianus; Schmiede: St. Georgius; Kürschner: der „Gute Hirte“; Schneider: „der gute Mensch“; Fleischer: St. Lukas; Tschischmenmacher: St. Stephanus (der hl. Stephan war der erste König von Ungarn); Töpfer: Adam und Eva; Bauernzunft: St. Isidorus.

Mit dem Erlahmen des Gemeinschaftsgeistes und dem starren Festhalten an den überkommenen Überlieferungen, die mit der Änderung der Wirt-

schaftsverhältnisse und der einsetzenden Industrialisierung nicht mehr in Einklang gebracht werden konnten, wurden die Zünfte allmählich (in Ungarn im Jahre 1872) beseitigt, eine neue Gewerbeordnung, fußend auf der Gewerbefreiheit, eingeführt, und in den öffentlich-rechtlichen Innungen und Handwerkskammern eine ähnliche Interessengemeinschaft wie seinerzeit die Zünfte geschaffen.



Die Tuchmacherei

„Handwerk hat güldenen Boden“ sagt ein altes Sprichwort, und wenn es je Gültigkeit besessen hatte, war dies bei den einstigen Tuchmachern in Deutsch-Proben der Fall. Dieses gutgehende und ertragbringende Gewerbe ging auf die ehemalige Tuchmacherzunft zurück, die ihre Zunftsatzen laut einer Pergamenturkunde vom 4. Feber 1619 von der Zunft in Modern (slow. Modra, nordöstlich von Preßburg) erhielt und später eine aus 29 Artikeln bestehende Zunftbriefkopie, die durch König Leopold I. (1658–1705) am 27. Juni 1673 bestätigt wurde.

Die Tuchmacherei beschränkte sich vor allem auf den in der Folge weithin bekannt gewordenen und wegen seiner Güte begehrten Deutsch-Probener Loden. Man verfertigte im besonderen das „**Halinatuch**“, dann das „**Gewand**“, ferner **Sockentuch** und gute **Pferdedecken**. „Halina“ nannte man einen Regenumhang, der besonders gerne von slowakischen Hirten getragen wurde, die ja den ganzen Tag den Unbilden des Wetters ausgesetzt waren. Unter „Socken“ verstand man eine den Filzstiefeln ähnliche Fußbekleidung für den Winter, bei welcher der Schaft nicht aus Leder, sondern eben aus festem Sockentuch bestand. Das „Gewand“ schließlich war kein fertiges Kleidungsstück, sondern der Stoff dazu. Das Tuch verfertigte man auf **Hauswebstühlen**, die heute schon als Museumsstücke gelten. Der halbfertige Loden wurde in den Walkmühlen gewalkt.

Die Walkmühlen wurden von den Tuchmachern gemeinsam angelegt und genutzt. Man brauchte dazu die Wasserkraft eines Baches. Die Probener erbauten vielfach die Walkmühlen am Zecher Wasser oder am Beneschauer Bach, weil das Wasser dieser Bäche weicher und wärmer war. In einem Trog lag das Tuch im Wasser mit Zusatz von Seife und Walkerde und wurde von Hämmern „geschlagen“, die vom Bachwasser angetrieben wurden. Dadurch verfilzte das Gewebe zu einem fast einen halben Zentimeter dicken Tuch. Dieses Tuch war zwar grob und steif, aber sehr haltbar und fast wasserundurchlässig, schrumpfte auch bei Nässe nicht ein.

Die Tuchmacherei war wie jedes Handwerk zu dieser Zeit dem **Zunftzwang** unterworfen. Jede Zunft bekämpfte die Puscherei („Fuscherer“); Schwarzarbeit würde man heute sagen; man war auf saubere Arbeit bedacht, um die Zunft nicht in Verruf zu bringen. Die Erzeugnisse wurden, hauptsächlich vor Jahrmärkten, von eingesetzten Beschaumeistern überprüft. Fand man z. B. bei einem Tuchmacher ein zu leichtes Tuch oder nicht das gehörige Maß, hatte der Meister Maßregelungen zu gewärtigen. Auch fremde Händler wur-



Tuchmacher
beim Prüfen
der Schafwolle

den bei Warenbeanstandungen zu einer Geldstrafe verurteilt; konnten sie das Geld nicht erlegen, wurde die Ware an arme Leute verschenkt. Die Blütezeit der Tucherzeugung war in Deutsch-Proben mit der Aufhebung der Zünfte im Jahre 1872 dahin. Die nun einsetzende maschinenmäßige Herstellung der verschiedenen Tucharten hatte neue Verhältnisse geschaffen. An Stelle der Tuchmacherzunft trat die im Jahre 1884 vom Physiker **Anton Schwertsig** gegründete **Tuchmachergenossenschaft**, deren Vorstand er bis 1887 war. Anstelle einer Walkmühle wurde nun eine Tuchfabrik mit einem Färberhaus errichtet. Allmählich, oft mit Staatshilfe, wurden die entsprechenden Maschinen besorgt und, nachdem als Antriebskraft das Wasserrad nicht mehr genügte, wurde eine Turbine eingebaut. Zuletzt wurden von den fünf mechanischen Webstühlen schon zwei durch elektrische Kraft angetrieben. Durch die mechanische Arbeitsweise erfuhr der Werdegang des Tuches



Beschäftigte der Tuchmacher-Fabrikgenossenschaft

Anlage der Tuchfabrik



eine Änderung. Die rohe Wolle wurde vor allem zuerst auf ihre Güte geprüft, dann gründlich gewaschen und nachher in einem großen Kessel im Färberhaus gefärbt. Die Wolle kam dann in eine, „**Reißwolf**“ genannte Maschine, wo sie von unzähligen kleinen Zähnen zerrissen wurde. Dann wanderte sie in die **Krempelmaschine** und in den **Florteiler**, von wo sie schon als dicker, weicher Faden aufgewickelt werden konnte. Die auf Rollen aufgewundenen Fäden kamen auf die Spinnmaschine, die zu gleicher Zeit 240 Spulen in Betrieb setzen konnte. Das fertige Garn wurde durch die Kettenschere zu Garnsträngen gewunden, und es begann die Arbeit der Webstühle, der Walk- und Webmaschinen. Schließlich wurde das Gewebe zum Trocknen ausgedehnt, geschoren, appretiert und gepreßt und somit das fertige Tuch zum Verkauf und Versand bereitgestellt.

Das Unternehmen lag anfangs in guten Händen, die Ware konnte auch ohne Schwierigkeiten abgesetzt werden; wegen personeller Veränderungen mußte jedoch die Produktion eingestellt werden.

Im Jahre 1902 gründeten einige Deutsch-Probener Tuchmacher unter dem Namen Németh-Prónaer Tuchmacher-Fabriks-Genossenschaft ein neues, neuzeitliches Unternehmen. In den Statuten, bestehend aus 43 Paragraphen, waren der Zweck dieser Genossenschaft, die Rechte und Pflichten der Mitglieder, die Arbeitsordnung und Arbeitsweise in der Fabrik, die Benutzung der Fabrik und deren Maschinen und Einrichtung sowie die Fabriksverwaltung und Betreuung usw. festgelegt. Das Stammkapital – der Wert der Fabrik samt Maschinen und Einrichtungen – zerfiel in 92 Anteile, die sich auf 56 Mitglieder verteilten. Die Leitung der Fabrik wurde einem erfahrenen Werksführer übertragen, der selber Mitglied der Genossenschaft war. In festgelegtem Turnus und Ablauf konnte jedes Mitglied nach seinem Ermessen diejenigen Tuche und Stoffe erzeugen, für die es Wolle erstanden hatte und das erzeugte Produkt zu verkaufen hoffte.

Die einzelnen Mitglieder waren bestrebt, diejenigen Stoffe zu erzeugen, die der Zeit und Mode entsprachen. So wurden im Laufe der Zeit auch feinere Stoffe erzeugt – Anzugstoffe feiner Art mit Fischgrätenmuster – aber auch noch wie eh und je das Gewand.

Durch die Vertreibung im Jahre 1945 fand die Tuchmacherei – ein aus einer alten Zunft hervorgegangenes und in einen neuzeitlichen Genossenschaftsbetrieb übergegangenes Handwerk – ihr Ende.

Die letzten Lohgerber

Die im vorigen Jahrhundert einsetzende Industrialisierung hatte zur Folge, daß zahlreiche Handwerker, die bis zu dieser Zeit ihren Beruf durch Handarbeit ausübten, ihre Tätigkeit einstellen mußten, weil ihre Erzeugnisse von nun an durch die Fabrik geliefert wurden. Es würde zu weit führen, wollte man hier alle Berufsstände aufzählen, die jetzt durch den mechanisierten Arbeitsvorgang sich vor die bittere Tatsache gestellt sahen, daß ihrer Hände Fleiß nichts mehr zählte, weil eben die Maschine die Hand zu ersetzen begann. Nicht nur einzelne Handwerker wurden dadurch erfaßt, sondern ganze Volksschichten, wie z. B. die Handweber in den schlesischen Ländern (Weberelend). So gibt es manche Berufe, die nur mehr durch ihren Namen auf ihre einstige Tätigkeit hinweisen und uns dadurch bekannt geblieben sind.

So gab es auch in Deutsch-Proben gewisse Berufe, die von Generation zu Generation traditionsgemäß vom Vater auf den Sohn übergingen. Ein Beispiel bilden die ehemaligen Lohgerber unserer Stadt.

Die Zünfte stellten an den Markttagen ihre Waren aus. Dies bestätigt für die Tschischmenmacher-Zunft in Deutsch-Proben folgende Niederschrift, die ich im zehnten Artikel der Weinitzer Tschischmaren-Zunft (Stiefelmacher-Zunft) aus dem Jahre 1672 gefunden habe (Dr. Novák, 73). Hier wird in alttschechischer Sprache festgehalten (Übersetzung):

„Und weil in Deutsch-Proben kein Stiefelmacher lebt, wird diese Weinitzer Stiefelmacher-Zunft durch ihre Zunftmeister das Recht besitzen, auch dort auf Jahr- und Wochenmärkten die Gebühren nach dem Brauch einzuheben und in die Zunfttruhe zu legen. Sollten sich doch welche widersetzen und nicht zahlen wollen, also soll ihnen der Herr Richter dieser Stadt durch sein Recht beistehen. Dann wird ihnen erlaubt sein, auch auf den Markt zu gehen und das Stiefelmachergewerbe auszuüben, und zwar so lange, bis sich auch in dieser Stadt die Stiefelmacher-Zunft niedergelassen hat.“

Diese Tschischmaren-Zunft (Stiefelmacher-Zunft) erhielt ihre letzten Artikel am 12. Juli 1744 von der Tschischmaren-Zunft zu Weinitz (Bojnice), die der städt. Magistrat am 10. November dieses Jahres bestätigte. Die Tschischmaren, die Lohgerber und Tuchweber haben die Herstellung ihrer Erzeugnisse ohne bemerkenswerte Veränderung aus der Zunftzeit bis in die Tage der Vertreibung erhalten. Freilich waren die einzelnen Handwerker nicht mehr an die strengen Regeln des Mittelalters gebunden.

Sie verarbeiteten in erster Linie Rinder- und Pferdehäute, mitunter auch Kalbs-, Ziegen- und sogar Wildschweinhäute. Das Rohmaterial bezogen sie

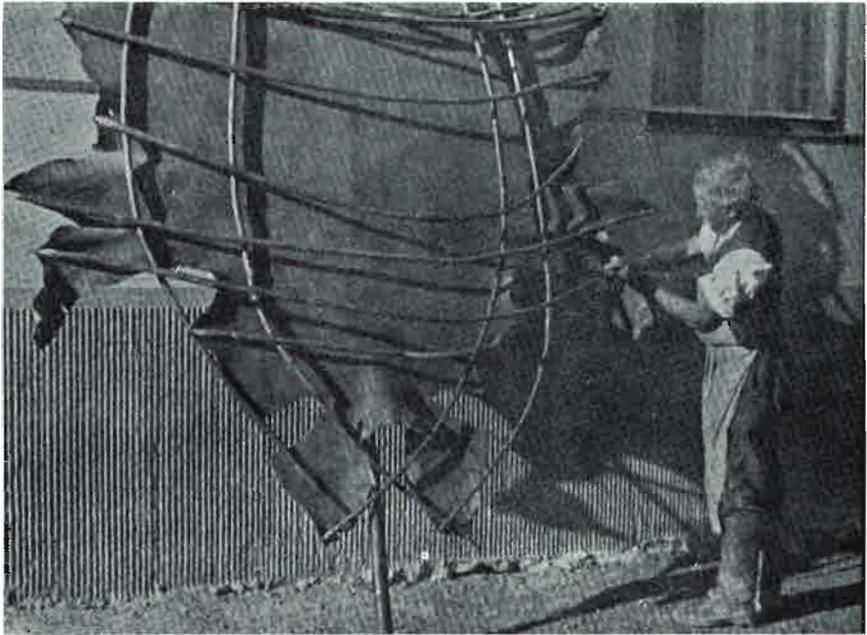
von den ortsansässigen Fleischhauern, natürlich auch von solchen aus der näheren und fernerer Umgebung.

Die eingekauften Häute wurden im „Lederhaus“ – so hieß die Werkstätte des Gerbers – vorerst für mehrere Tage in ein Wasserloch gelegt, damit sich die Haare oder Borsten von der Oberhaut und die Fleischreste von der Unterhaut besser abschaben ließen. Das geschah mit einem doppelgriffigen, gebogenen Schabmesser in gebeugter Haltung über dem Schabbaum (Schobpam). Es war gewiß keine leichte Arbeit, wenn sie die glitschigen Häute, sobald von einer Stelle die Haare entfernt waren, ruckweise auf dem Schabbaum weiterschieben mußten. Nach dieser Behandlung wurden die Häute in einen Bottich gelegt und darüber die vorher in einem Kessel gekochte Gerberlohe gegossen. Die Lohe wurde von den Gerbern selbst hergestellt. Am oberen Mühlgraben hämmerte ja noch die altersschwache Lohmühle: zwei große Holzhämmer, von Wasser angetrieben, zerstießen hier in gleichmäßigem Takt die Eichenrinde, aus der die Lohe gewonnen wurde. Der in der Eichenrinde vorkommende Stoff, die Gerbsäure, hat die Eigenschaft, tierische Häute in Leder umzuwandeln. Waren die Häute gegerbt, was meistens sehr lange Zeit in Anspruch nahm, wurden sie zum Trocknen in den Halbschaften gestellt. Häufig konnte man vor den Häusern unserer letzten Gerber, z. B. beim Pendala (Karl Zeisel) am Ringplatz, die mit Haselruten („Spratze“) gestrafften und ausgespannten Häute hängen sehen.

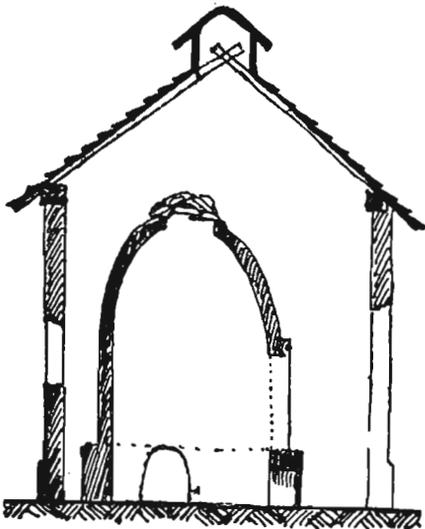
Nach dem Trocknen wurde das fertige Leder auf dem Ledertisch geglättet, „gestoßen“, wie unsere Gerber sagten. Endlich wurde es mit dem „Kneip“ (Schustermesser) in Stücke zu 30 mal 40 cm geschnitten. Das Rindsleder wurde als Sohlen- oder als Bundschuhleder („Kjapezen“ = Lehnwort aus dem Slowakischen: krpec = Bundschuh). Das Leder aus Pferdehäuten wurde schwarz gefärbt und an die Kürschner weitergegeben, die es für Sofaüberzüge verwendeten.

Der Verkauf des Leders erfolgte meist im Hause des Gerbers selbst; doch hatte er auf Vorrat gearbeitet, spannte er sein Rößlein vor den Planwagen und suchte die Jahrmärkte auf. Hier breiteten sie auf Ständen ihre Waren aus, um sie den Kunden feilzubieten. Doch taten sie das sehr zurückhaltend, das marktschreierische Feilschen geziemte sich für einen zünftigen Gerber aus Deutsch-Proben wahrlich nicht.

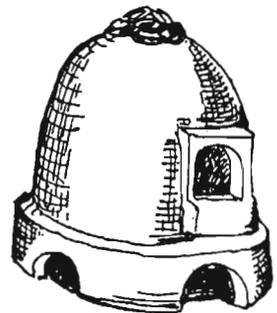
Bis zuletzt waren noch folgende Gerber tätig: Andreas Tenczer (Erämo Drasche), Marktplatz; Karl Zeisel (Pendala Karoe), Marktplatz; Jakob Kotschner (Grutschn Kabi), Lange Gasse; Andreas Wesslerle (Michela Drasche), Lange Gasse; Jakob Zeisel (Safo Kobes), Mühlgasse; Alois Zeisel (Safo Lois), Lange Gasse; Ignaz Nitschko (Kaschä-Naz), Lange Gasse/Legentel).



Gerber beim Aufspannen einer Haut



„Brennhäusel“



Töpferofen aus D.-Proben

Die Töpferei

Neben vielen anderen Handwerken war einstmals in Deutsch-Proben auch die Töpferei zu Hause, die ebenfalls zunftmäßig ausgeübt wurde. Die einstmals weit und breit bekannten und gerne gekauften Deutsch-Probener irdenen Töpfe und Bratpfannen wurden aber allmählich von dem fabrikmäßig hergestellten Eisen- und Emailgeschirr verdrängt, das Töpferhandwerk hörte in Deutsch-Proben auf, und die Zunftruhe mit ihren Schriften und Siegeln wanderte ins Museum.

Die Töpfer arbeiteten gewöhnlich auf zwei „**Bänken**“, wie die Leute von der Zunft ihre Drehscheibe, die mit den Füßen in Drehung versetzt werden mußte, nannten. Den Töpfer-ton holten sie sich aus einem in der Nähe Deutsch-Probens gelegenen Grundstück, den „Fichten“. Nicht jeder Ton war gleich geeignet; so wurde für die **Milch-** und **Rahmtöpfe** („Milchtöpf“) der feine, glatte Ton, für **Sparherdtöpfe** („Sporherdtöpf“), die dem Feuer auf offenem Herde standzuhalten hatten, anderes Material verwendet, das seinerzeit auf der Schmiedshauer Seite der „Fichten“ gegraben wurde.

Die beliebtesten Erzeugnisse der verschiedenen Probener Töpfer waren Kochtöpfe, die einen besonderen breiten Boden haben mußten und die noch heute bei den Hausfrauen in Verwendung stehenden Milchtöpfe. Weit verbreitet waren auch die irdenen **Bratpfannen** und die **Backformen für den Napfkuchen** („Gugelhupf“). Ein Spezialerzeugnis waren die „**Kühlkrüge**“, d. s. weitbauchige, enghalsige Gefäße, wo sich das Wasser ganz besonders frisch hielt. Nebst diesen für Küche und Keller bestimmten Gefäßen für den täglichen Gebrauch wurden auch kleineres Spielzeug, wie **Trinkschalen für Kinder, Sparbüchsen, kleine Näpfchen** u. a. erzeugt.

Die Deutsch-Probener Töpfer verlegten sich ferner auf die Herstellung von **Kachelöfen**. Da die einzelnen Kacheln oft recht schön verziert wurden, war der rote Ton aus den heimatlichen Gründen nicht gefügig genug, und es mußte ein weißer Ton aus Dubnitz (Dubnica bei Priewitz) geholt werden; die Bleiglätte für die Glasur kam sogar aus Kremnitz. Den sog. Kiesling, ein Stein, der ebenfalls zur Herstellung der Glätte gebraucht wurde, lieferte der Wald bei Brezany. Als man später den Meistern verbot, dort zu graben, wurden aus den Fichtenseifen (alte Goldwäscherei) Quarzköpfe (Quarzit) im Töpferofen geglüht und in kaltes Wasser geworfen. Dadurch zerbarsten die Steine und konnten dann in Holzmörsern fein zerstampft werden. Auch der Braunstein wurde aus dem Brezaner Wald gebracht und diente als Zugabe für braune Glasuren. Für das Färben der Töpferglasur auf schöne grüne Töne verwendeten die Töpfer Kupferhammerschlag aus den alten Probener Kupferschmieden. Es wurden auch alte Kupfermünzen und Kupfer-



Alte Töpfergefäße



1. Milchtopf. 2. Spitzer Topf. 3. Sparherdtopf. 4. Suppentopf. 5. Wasserkrug.
6. Dreifuss für offenen Herd. 7. Bauernschüssel. 8. Waidling. 9. Bratpfanne.
10. Kugelhupfform.

abfälle in einem Topfe im Ofen geglüht und die oxydierte Schicht im Mörser abgeschlagen und auf diese Weise das Kupferfärbemittel selbst hergestellt. Die Geschirre wurden zweimal gebrannt. Der erste Brand war der „**Schrühbrand**“, der zweite der „**Glattbrand**“. Als Töpferofen diente hier ein runder Ofen, welcher bis zu drei Kubikmeter Inhalt hatte. Das Modell dieser Öfen haben die Siedler sicher aus ihrer früheren Heimat mitgebracht. Gebrannt wurde mit heimischem Weichholz, meist Fichten oder Tannen. Ein Kamin war bei diesen Öfen nicht vorhanden, und der Rauch hatte freien Abzug durch die Kuppelöffnung in der Decke. Die Töpferhäuschen standen nicht in der Werkstatt, sondern außerhalb auf einem hierfür geeigneten Platze. Dadurch bestand weniger Gefahr für die umliegenden Gebäude.

Die Keramik

Es war an einem Herbstabend, als ich am Bahnhof Deutsch-Proben, aus Preßburg kommend, ankam. Ich ging, von Probener Freunden beraten, als erstes in die Bahnhofsgaststätte, zum „Tontsche“, dem Treffpunkt der Probner. Und richtig, da saß er, der legendäre Eigenbrödler **Toni Wesslerle**, der Sammler von alten Möbeln, Hausrat und insbesondere von Tongefäßen, Vasen und Krügen, die er, der begeisterte Heimatforscher, in den Bürgerhäusern und Bauernhöfen sammelte und so den Grundstock für das Heimatmuseum schuf. An diesem Gasthaustisch der Probner wollte ich Anregungen dafür holen, was man tun könnte, um eine positive Entwicklung auf dem wirtschaftlichen Sektor in diesem Gebiet zu schaffen. Dies war der Anlaß meiner Fahrt nach Proben.

Mein Preßburger Handelshaus* hatte die Grenze der Expansion erreicht, und mir schwebte schon länger eine Industrieansiedlung in der Probner Gegend vor. Das neue Unternehmen sollte für die dort ansässigen Menschen die Voraussetzungen schaffen, in der Heimat selbst der Arbeit nachzugehen und nicht mehr, wie es für so viele seit Jahrzehnten notwendig war, als Saisonarbeiter in die Fremde zu gehen.

* Das Pallehner Handelshaus, in seiner Branche führend, hatte seinen Sitz in der Landeshauptstadt Preßburg und befaßte sich mit dem Groß- und Einzelhandel in Eisen, Eisenwaren, Maschinen, Möbel, Haushaltswaren, Glas und Porzellan.



Wesslerle und die Tischrunde der Probner waren von meiner Zielsetzung begeistert. Da es noch heller Tag war, gingen wir sogleich auf den Hügel gegenüber dem Bahnhof, um einen Überblick über Proben zu bekommen. Wir wollten einen Feldweg nehmen, mußten es jedoch sein lassen, da an unserem Schuhwerk – es hatte den ganzen Tag geregnet – schon nach wenigen Schritten eine dicke Lehmschicht klebte.

In diesem Augenblick wurde die Idee der keramischen Werke geboren. Ich schickte am nächsten Tag sofort Probener Tonerde eiligst nach Berlin. Bald darauf kam folgende Analyse: bestens geeignet für Ziegelherstellung, insbesondere für Hohlziegel, ebenso zur Herstellung von Gebrauchskeramik. Als ich mit diesem Befund wieder nach Proben kam, war mein Entschluß schon gefaßt: hier eine keramische Produktionsstätte zu gründen. In der Gelnergasse, gegenüber dem Krankenhaus, waren rasch drei große Baracken aufgestellt, ein Elektro-Brennofen installiert, und bald begann die Produktion von keramischen Vasen, Krügen, Kaffe- und Tafelservicen, immer mit der Grundeinstellung, die durch Wesslerle gesammelten alten Krüge und Vasen als Grundmotiv für die Gestaltung zu verwenden. Die Bestände des Heimatmuseums sicherten die Zielsetzung, eine Keramik zu gestalten, die bodenbeständige Probner Art darstellte. Als Fachmann wurde Irmfried Liebscher aus der Modreiner (Modern bei Preßburg) Keramik geholt und auch zwei sehr bekannte Künstlerinnen aus Wien und Salzburg verpflichtet, die entscheidend die Formgestaltung beeinflussten. Bald lag auch die Genehmigung des Unterrichtsministeriums zur Errichtung einer Fachschule für Keramik vor. Für die Fachschule meldeten sich mehr als 50 Jungen und Mädchen, doch konnten nur zehn für die Ausbildung angenommen werden. Für die Auswahl war natürlich eine handwerkliche und künstlerische Begabung ausschlaggebend, aber auch, ob der elterliche Hof später eine selbständige Herstellung ermöglichte. Es war vorgesehen, jährlich zehn Fachschüler auszubilden und sie dann, ausgestattet mit einem Elektro-Brennofen, in Heimarbeit selbständig arbeiten zu lassen. Für den Absatz sollte mein Preßburger Unternehmen sorgen.

Schon die ersten aus dem Brennofen gekommenen Stücke fanden ihrer gediegenen Schönheit wegen reißenden Absatz. Die Zielsetzung, bodenbeständigen Menschen in der Heimat Beschäftigung zu schaffen, war mit den keramischen Werkstätten und der keramischen Fachschule für Dutzende Probner verwirklicht.

Die keramischen Werkstätten waren die erste, auf handwerklicher Grundlage beruhende Aufgabe. Daneben lief gleichzeitig ein von mir veranlaßtes Bauvorhaben, eine Halle von 150 x 35 Meter gegenüber dem Bahnhof, in welcher die Fabrikation von 15 Millionen Ziegel im Jahr untergebracht werden sollte.



Keramische Erzeugnisse – Vasen, Geschirr –

Auch damit sollten 35–40 Arbeitern und 10 Angestellten Arbeitsplätze geschaffen werden. Diese große Ziegelei hätte unter Anwendung eines neuartigen, erstmals angewendeten Verfahrens, der Heißluftaufbereitung und Verformung des Tones in Zick-Zack-Brennöfen mit 22 Kammern, 105 Meter Brennlänge und einem Fassungsvermögen von 280 000 Steinen, im Frühjahr 1945 in Betrieb genommen werden sollen.

Für die Arbeiter, die kein eigenes Haus besaßen, wurde eine Siedlung errichtet. Einige Häuser waren bereits im Bau, als 1946 die Aussiedlung allem ein Ende gebot.

Die Landwirtschaft

Ackerbau

Es lag im Wesen einer mittelalterlichen Stadt, daß sie von Graben und Mauer umgeben war und daß sie deshalb außerhalb ihres Bereiches über keinen weiteren Grundbesitz verfügte. Deutsch-Proben war von Anfang an als Stadt geplant; diese war wohl mit Toren abgesperrt, nicht aber mit einer Mauer umgeben. Der Grundbesitz, den einzelne Bürger zu eigen hatten, wurde von den wenigen Familien durch **gemeinsame Rodung** von Waldteilen erarbeitet, gegebenenfalls käuflich erworben, oder es wurden nach Auflassung des Bergbaues größere oder kleinere Flächen für den Feldbau genutzt.

Dies besagen vor allem die Flurnamen, wie Gründel, Bettlerseifen, Schmiedshauer Boden, Mühlgraben, Blauhübel, Galgenberg u. a. Die Flureinteilung nach **Gewannen** (nach altdeutschem Muster angelegt) unterscheidet Proben von den Landgemeinden (Hauorte), die als Waldhufendörfer angelegt wurden. Bei den Gewannen, die auf mehrere Besitzer aufgeteilt waren, herrschte **Flurzwang**, d. h. die Eigentümer mußten übereinkommen, auf ihrem Flurstreifen jeweils die gleiche Fruchtfolge einzuhalten.

Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war die **Dreifelderwirtschaft** eingeführt, d. h. Bewirtschaftung eines Gewanns in dreijährigem Wechsel: Vollbrache, Wintergetreide, Sommergetreide. Dieser Wechsel wurde auch deshalb gerne eingehalten, weil das ganze Gewann bei der Brache als Weide genutzt werden konnte.

Diese Regelung bedurfte indes stets der grundherrlichen Genehmigung durch die Weinitzer Herrschaft, bis im Jahre 1848 das bäuerliche Untertänig-

keitsverhältnis und die bäuerlichen Lasten (Robot und Zehent) aufgehoben wurden.*

Der **Schnitt** (Kornernte) begann je nach Witterung gewöhnlich um Mitte Juli („Margaretentag = 13. Juli, bricht dem Korn das Würzlein ab“). Die Arbeit war sehr mühsam, denn die Halme wurden tatsächlich mit der Sichel **abgeschnitten**. Anfangs verwendete man eine sog. Viertelsichel, später eine halbkreisförmige, weil man dabei ein ganzes Bündel Halme fassen konnte. Letztere nannte man auch Kosák. (Das Wort entlehnte man aus dem Slawischen). Im allgemeinen wurde aber das Korn mit der Sense „gehauen“ und in „Gelegen“ (drei bis vier Hände voll Halme) ausgebreitet, bis diese in Garben „gebunden“ wurden. Vier bis sechs Gelege band man zu einer Garbe, dreizehn Garben bildeten ein **Kreuz** (Kepala), bei der Sommerfrucht nahm man bloß elf Garben. Fünfzehn Garben bildeten eine **Mandel**. Die Gesamternte wurde aber stets nach Mandeln berechnet. Zum Drusch verwendete man seit alters her die **Dreschflegel**. Zu den Drescharbeiten wurde stets eine Gruppe von vier Männern aus Münnichwies gedungen, die aber nicht für klingenden Lohn, sondern für Frucht arbeiteten, u. zw. erhielten sie das zehnte Viertel des ausgedroschenen Roggens, täglich einen Laib Brot und den im vorhinein verabredeten Trunk in Form von Branntwein. Das lange Roggenstroh benötigte man dringend für die Schauben (Strohbündel) zum Ausbessern der Strohdächer. Bis in die Winterzeit hinein hatten die Drescher zu tun, und während draußen die Schneeflocken vom Himmel wirbelten, erscholl bald aus dieser, bald aus jener Scheune wochenlang im Viervierteltakt das Geklapper der Dreschflegel. Welch friedliche Zeit! Daneben war nach dem Ersten Weltkrieg zunehmend das Summen der Dreschmaschine zu vernehmen. Während des Ersten Weltkrieges kam der früher in größerem Umfang betriebene **Hanf-** und **Flachsbau** (eigentlich Leinbau, denn Flachs ist das Produkt) wieder zu Ehren; von neuem begann ein Spinnen und Weben, denn „hausgemachte“ Leinwand erachtete man wieder als begehrenswert.

* Nach dem Jahre 1848 setzte eine Änderung in der bisherigen Bewirtschaftung ein: die bisherige Strenge der Fruchtfolge, bedingt durch starres Festhalten an der Dreifelderwirtschaft, wich einer gewissen Liberalisierung, es konnte jeder nach eigenem Gutdünken seine Äcker bewirtschaften. Die brachliegenden Felder wurden zur Seltenheit, denn in die Sommerfrucht wurde von nun an Rotklee eingesät, und als dritte Fruchtfolge dienten jetzt Hackfrüchte, wie Futterrüben oder Kartoffeln. Zum natürlichen Dünger, der freilich nicht immer ausreichte, wurde zusätzlich Handelsdünger verwendet, der eine reichlichere Ernte versprach. Indes zeigte auch hier der moderne Zeitgeist seine negativen Seiten, und so klagte ein Bürger, daß man jetzt die Feldarbeit als Last empfinde und die Felder, wenn nicht verkaufe, so lieber an die „Dörfler“ der angrenzenden Orte verpachte.

Der Weinbau

Das im Nordosten der Stadt liegende Gewann nannte man „**Baigjat'n (Weingarten)**“. Seit Jahrhunderten führte es diesen Namen.

Vor Zeiten wurden dort wirklich Weinreben gepflanzt und Wein gekeltert. Nach den Aufzeichnungen im ältesten Grundbuchprotokoll vom Jahre 1635 wurden in jener Zeit noch in den Fluren Baigjat'n, Staubhübel, Masenriegel und „in der Grub“ Weinbau betrieben, zugleich wurden auch die Familien bezeichnet, die sich damit befaßten: Paldauf, Leitmann, Luprich, Pfaff, Filkorn u. a. Lange Zeit schweigt dann die Chronik.

Im Jahre 1776 fand sich jedoch wieder ein „Liebhaber“, Adam **Briestyansky**, der mit viel Unkosten in der Flur Baigjat'n wieder einen Weingarten anlegte und Rebstöcke aus den südlichen Teilen Ungarns hierher brachte. Auch andere Bürger folgten diesem Beispiel. Doch der Ertrag lohnte nicht die Mühe, und nach zwei Jahrzehnten hörte der Weinbau wieder auf. Und wieder versuchte es im Jahre 1895 ein unternehmungslustiger Bürger namens **Jakob Zeisel**, einen Weingarten mit 7 000 Reben anzulegen. Zwei Jahre hindurch war sein Bemühen von Erfolg begleitet, doch zwei darauffolgende sehr strenge Winter machten seine mühevollen Arbeit wieder zunichte.

Von weiteren Versuchen weiß keine Chronik mehr zu berichten.

Der Obstbau

Das obere Neutratal mit seinem milden Klima und dem humusreichen Boden bot seit alters her eine gute Gewähr für einen ertragreichen Obstbau. Deutsch-Proben könnte man auch als eine Gartenstadt bezeichnen, denn jeder Hausbesitzer trachtete, meistens hinter dem Haus oder der Scheune einen Garten anzulegen. Aber auch vor den Häusern, auf den Feldrainen und an den Straßenrändern standen Obstbäume, besonders viel Zwetschgenbäume. Es gediehen alle Obstsorten. Das geerntete Obst wurde auf vielerlei Art verwertet: Den größten Ertrag heimste man von den Pflaumen ein. Ein Teil davon wanderte in die Pflaumendörrhäuschen, von dem größten Teil aber kochte man Pflaumenmus, Lekwar genannt. Pflaumen und anderes Obst schüttete man in Kufen; nach der Gärung wurde daraus Branntwein gebrannt: von den Pflaumen der begehrte **Sliwowitz**, von anderen Obstsorten der **Obstler**. Auf den Märkten wurden auch gedörrte Pflaumen und Pflaumenmus feilgeboten. Viele Hausfrauen dörrten für den Hausgebrauch auch im Backofen Pflaumen und kleine Birnen; größere Äpfel wurden in Stücke geschnitten und gedörrt (Äpesteke = Äpfelstücke).

Auch das Pflaumendörren, Branntweimbrennen und Muskochen hat in letzter Zeit stark nachgelassen.

Die Viehzucht

Durch den Mangel an umfangreichen Wiesen und Hutweiden konnte die Viehzucht nur im kleinen betrieben werden: eine Kuh, Jungvieh und Geflügel. Je nach Größe ihres Grundbesitzes konnten manche Bürger Zugvieh halten (Pferde) oder Schafe züchten. Das Horn- und Borstenvieh wurde vom St. Georgstag (23. April) bis zum St. Michaelstag (29. September) auf die Weide getrieben. Zur Hutweide waren die „Seifen“, die vorderen und hinteren „Fichten“, die „Polenken“ und nach der Erntezeit die Stoppelfelder bestimmt.

Bis zum Jahre 1888 wurde ein regelrechter Weidebetrieb aufrechterhalten, für den eigene Gemeindegirten gedungen wurden, sog. „**Holter**“. Ihre Unterkunft hatten sie in der Zechergasse bzw. im Legentel. Der „obere“ Hirte trieb das Vieh der oberen Gemeinde (bis zur Brücke des Tuschinkabaches), der „untere“ Hirte betreute das Vieh der anderen Hälfte. Für jeden Hirten war eine Unterkunft bereitgestellt. Im Protokollbuch vom Jahre 1635 war über die Entlohnung folgendes zu lesen: „Bares Geld hatten die beiden Hirten jährlich 30 fl (Gulden), Getreide mit Gemenge aus der Mühle 36 Metzen (früheres Hohlmaß sehr verschiedener Größe, in Ungarn etwa 60 l), ein Stück grobes Tuch von den Tuchmachern und einen ganzen Sohlerücken von den Schuhmachern.“ Außerdem erhielten sie milde Gaben.

Die Gemeindevertretung beschloß am 8. Mai 1888 die Einstellung des Weidebetriebes.

Im Jahre 1784 befanden sich laut Konskription in Deutsch-Proben in 236 Häusern 238 Kühe, 30 Stück Jungvieh, 111 Pferde, 15 Fohlen, 8 Ochsen, 117 Schweine und 391 Schafe. Besonders die Metzger hielten sich gerne Schafe, aber auch viele Bürger und dies nicht nur des köstlichen Fleisches, sondern auch der Wolle wegen.

Ausmaß der genutzten und ungenutzten Fläche von Deutsch-Proben

Gesamtausmaß:	3726 Katastraljoch und 761 Quadratklafter
Fruchtbar:	3503 Katastraljoch und 348 Quadratklafter
Unfruchtbar:	223 Katastraljoch und 413 Quadratklafter
Äcker	1771 Katastraljoch und 112 Quadratklafter
Gärten	125 Katastraljoch und 21 Quadratklafter
Wiesen	329 Katastraljoch und 98 Quadratklafter
Triften	245 Katastraljoch und 16 Quadratklafter
Wald	1033 Katastraljoch und 101 Quadratklafter

„Gott gebe Glück“ — „Go kä Gelék“!

Ende März begannen in Deutsch-Proben wie im ganzen Hauerland die regelmäßigen Arbeiten auf den Feldern und Wiesen. In Gottes Namen hat unsere Landbevölkerung mit der Bestellung der Äcker begonnen, Gott zur Ehre, den Menschen zum Wohle.

Während man sich auf Straßen und Gassen mit „Grüß Gott“ und mit „Guten Tag“ begrüßte, erklang auf den Feldern ein Gruß, gesprochen aus Freude an der Arbeit, aus Freude am Schaffen.

„Gott gebe Glück“ — „Go kä Gelék“ — rief man sich zu. „Gott möge es geben“ — „Go boas geh“ — lautete die Antwort. Man unterbrach für kurze Zeit, für einen Augenblick die Arbeit, warf sich aufmunternde Worte zu und weiter schaffte man an seinem Tagewerk.

Man hatte Zeit für seinen Herrgott, auch bei und während der Arbeit.

„Gott gebe Glück“ war ein Gruß, wie ich kaum einen schöneren finde. Es war ein Gruß und eine Bitte zugleich.

Herr, segne die harte Arbeit des Bauern, laß aufgehen die Saat, die er dem Erdboden anvertraut; mache fruchtbar die Felder und schütze die Erntē!
„Gott gebe Glück.“ Lieber Gott, sende die Sonne und Regen zur rechten Zeit!

„Gott möge es geben!“

Bewahre, Herr, unsere Felder vor Unwetter, Blitz und Hagelschlag! Gib mir, dem Landwirt, dem Knecht und der Magd Geduld und Ruhe! Laß uns Landleute all unser Tun und Schaffen vertrauensvoll in Deine Hände legen!

„Gott gebe Glück.“ — Dieser Gruß kam aus der Umgangssprache, wie sie im täglichen Umgang der arbeitenden Menschen angewendet wurde.

In großen Paartöpfen — Poatepä — trugen wir Kinder das Mittagessen auf das Feld, auf die Wiese zu unseren Feldarbeitern. Wir wetteiferten miteinander, unser „Gott gebe Glück“ den Schaffenden zurufen zu können. Nach dem Mittagessen, das die Arbeiter meist im Schatten eines Baumes eingenommen hatten, eilten wir Kinder wieder heim, schleppten die leeren Töpfe, Krüge und Schüsseln wieder nach Hause. Inzwischen hatte die Mutter die Jause hergerichtet.

Jetzt wurde das Haus abgesperrt, und auch die Mutter kam mit aufs Feld.

„Gott gebe Glück“ — „Gott möge es geben!“

In Bächen oder am Brunnlein durften wir die Brotzeit kühlen. Wie freuten wir uns, wenn wir uns gegen 16.00 Uhr auf den Erdboden, auf den Garben oder Kartoffelsäcken zu den frohen Jausen in einer Runde lagerten, wenn das „Stampala“ herumgereicht wurde.

„Helf Gott“ — „Gott segne es!“, riefen auch wir Kinder.

Nach der Brotzeit mundete uns die Arbeit nimmer recht. Mutter erkannte dies. Sie entließ uns mit einigen mahnenden Worten; wir aber freuten uns auf das Angeln oder Krebsen im nahen Schmiedshauer Bach, im Zecher Wasser oder in der Neutra.

„Gott gebe Glück!“ riefen wir den Feldarbeitern zu, denen wir auf dem Wege zum Bach und nach Hause begegneten.

„Gott möge es geben!“

Budapest ruft

Budapest ruft; aber es ist ein gewagtes Unterfangen, den Zauber dieser Stadt in Worte zu fassen, den sie auf unsere Ahnen ausübte. Die Hauptstadt Ungarns ist auch heute noch Treffpunkt einiger Familien Deutsch-Probens, die sich hier zusammenfinden, 50 Jahre, nachdem die Monarchie zertrümmert worden ist.

Hier, in dieser Stadt, hatten viele Probner Bürgersöhne die Universität besucht, hier schuf unser Bildhauer Damko seine Werke, hier wirkte unser Weihbischof L á n y i , hier erwarben unsere Saisonarbeiter ihr tägliches Brot.

Heute reist man in diese Stadt mit Komfort; anders erreichten sie unsere Ahnen vor 100 und noch mehr Jahren.

Am Ende jedes Winters wurden die Maurer, Anstreicher, Facharbeiter Deutsch-Probens gleich den Zugvögeln von einer seltsamen Unruhe erfaßt. Sie fieberten nach Arbeit, die ihnen die Hauptstadt Ungarns in Fülle bot. Sie brauchten keinen Wecker, keinen Zuruf, es war, als legte ihnen jemand die Hand auf die Schulter und sagte: Pack deinen Rucksack, es ist soweit! Und sie standen auf. Sie gingen im Frühjahr, ohne große Zärtlichkeit verabschiedeten sie sich von Frau und Kind, sie gingen fort für neun und zehn Monate, kamen wieder und ernährten uns.

Zwischen diesen Saisonarbeitern und ihren Familien war der Planwagen, der Vorläufer und Vortrab der Eisenbahn, für den größten Teil des Jahres Bindeglied.

Kaum waren die Faschingstage vorbei, da rüstete bereits der Bürger und Landwirt S t a n z seinen Planwagen, um die ersten Reisenden nach Budapest zu befördern.

Der Name S t a n z war in meinen Kindertagen in Deutsch-Proben bereits ausgestorben; doch lebten deren Namensvettern noch in den umliegenden

Gemeinden. Nach Auskunft des greisen Priesters Ladislaus Stiffel wohnten die Stanz-Fuhrleute in der Prewitzer Gasse. Sie besaßen drei Pferdchen, die Grundlage des Stanz-Fuhrunternehmens.

Nach der Familie Stanz hielten die Reiseverbindung zwischen Proben und Budapest aufrecht: Die Schlosserfamilie Anton Petruch, dann der „Kadet“ Josef Stiffel, schließlich die Familie Tschebesch (Ladislaus Richter). Keine dieser Familien besaß eine Garage, es gab nur eine Scheune, in der es nach Staub, Leder und Stroh roch. Die Leiterwagen standen dort stumm und unheimlich groß und harrten ihrer nächsten Aufgaben. Im Stall daneben stampften die Ein-PS-Motore mit blankem Fell und gestriegelten Mähnen und bliesen mit großen, weichen Nüstern in den Hafer hinein, den ihnen der Wirt im geflochtenen Strohkörbchen reichte.

In der Weihnachtswoche wurden die Fahrten nach Budapest eingestellt. Gleich nach den Festtagen aber galt es für den Fuhrunternehmer, die Wagen zu überprüfen. Wochenlang ist gearbeitet worden, die Geschirre blank zu putzen und frisch zu lackieren, die Wagen zu schmieren, neue Räder einzusetzen oder neu zu bereifen. Ende Februar war man bereit, in Gottes Namen, ein neues Arbeitsjahr in der Fremde anzugehen.

Die Schornsteinmaurer, die Ofen- und Fabriksmaurer brachen als erste auf. Vetter Stanz hatte bereits zu beiden Seiten des Leiterwagens seine Bänke aus Brettern angekettet, der Schragen war mit Hafer und Heu aufgefüllt. Jetzt wurde die mächtige Plane über den Wagen gespannt. Die Handwerker befestigten ihre Rucksäcke an den Holmen des Leiterwagens von außen, damit der Wagen geräumiger blieb. Der Fuhrunternehmer verstaute das Handelsgut unter den Bänken: Lekwar, Bryndza, Tuche und Leder, damit sich für ihn auch die Fahrt lohnte. Die Lehrbuben mußten sich mit dem engen Plätzchen auf dem Schragen begnügen, so daß sie sich während der Fahrt kaum aufrichten konnten.

Jeweils für den Dienstagnachmittag war die Abfahrt von Proben nach Budapest angesetzt. Die Reiseroute führte über Nováky – Groß Bielice – Groß Uherce – Topoltschiansky – Gold-Morawitz – Tornok – Gran – Waitzen und Budapest.

Die weite Fahrt war mit mancherlei Gefahren verbunden, so daß die Männer häufig neben dem Wagen einherliefen, teils um sich die verkrampften Füße zu vertreten, teils um die nach außen hängenden Rucksäcke vor Überfällen – besonders durch den Ruschner Wald – zu schützen. Es war nämlich wiederholt geschehen, daß sich umherstreunendes Gesindel nachts an den rollenden Wagen herangeschlichen und einen oder mehrere Rucksäcke von den Holmen geschnitten hatte und damit in der Finsternis des Waldes verschwunden war, ehe die Reisenden etwas gemerkt hatten.

Während der Fütterungs- und Rastpausen handelte der Fuhrunternehmer mit Probner Erzeugnissen. Vier Tage und Nächte währte die Fahrt auf stau- biger, holpriger Landstraße. Die braven Pferde wußten, was sich für sie schickte, sie legten den vorgeschriebenen Weg in angemessener Zeit zurück. Am Donnerstagabend hatte man Gran erreicht. In diesem Orte wurde die ganze Nacht gerastet, die Zugpferde abgeschirrt. Am zeitlichen Morgen des Freitags brach man zum letzten Abschnitt der Reise auf, denn am späten Nachmittag sollte das Gespann laut Reiseplan die Herbergsstätte in O f e n erreichen.

Stunden zuvor war bereits die Wirtsstube von Bekannten und Verwandten gefüllt, die sich für immer in Budapest niedergelassen hatten. Man erwartete das Gefährt und seinen Wagenführer voller Hoffnungen, voller Ungeduld. Begrüßen wollte man die Neuankömmlinge aus dem fernen Heimatort, die letzten Neuigkeiten wollte man aus dem ersten Munde erfahren, entgegen- nehmen wollte man Briefe und Pakete, die die braven Rösser herbeigeschafft hatten.

Noch ehe der Wagen im Hofe der Herberge eingetroffen war, hatte man das Gefährt von weitem erkannt; ein Wartender hatte in die verqualmte Gast- stube die Zauberworte „Der Kadet ist do!“ gerufen.

Hastig beglich man sein Viertelchen und drängte hinaus auf den Hof. Im Nu war die Gaststätte geleert.

Doch auch der beliebte Wagenführer kündet aus der Ferne seine Ankunft durch lautes Peitschenknallen an.

Dann zwirbelt der Kadet seinen mächtigen Schnurrbart zurecht, lacht und grinst unter der Plane hervor, jetzt ertönt zwischen kräftigen Zähnen ein zufriedenes, beruhigendes, dankbares Brrr – Ha! Die Pferde halten, das Ge- fährt steht still.

Budapest ist erreicht.

Bereits am nächsten Tag wird die Rückreise angetreten. Briefe, Wäsche, Neu- anschaffungen werden heimbefördert.

So rollte jahraus, jahrein, Woche für Woche der Planwagen zwischen Proben und Budapest. Selbst die Eisenbahn konnte ihn nicht ganz verdrängen.

Erst der 1. Weltkrieg – die Zerstörung der Monarchie – zwang die Probner „Reiseunternehmer“ zur Einstellung ihrer Fahrt.

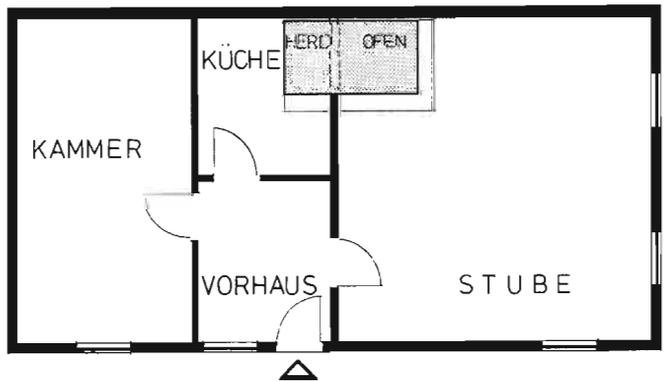
Das Wohnhaus (Der Hausbau)

Es ist heute schwer vorstellbar und bedarf einer regen Phantasie, um sich ausmalen zu können, unter welcher ungeheueren Erschwernissen die ersten Ankömmlinge ihren Lebensunterhalt bestreiten mußten. So bleibt u. v. a. auch die Frage offen, wie die ersten Behausungen ausgesehen haben mochten. Wenn es heißt, daß die Siedler zuerst einen „dichten Wald“ roden mußten, so ist es naheliegend, und die Überlieferung bestätigt dies, daß sich ihr Leben vorerst in primitiven Holzhäusern, Blockhütten ähnlich, abgespielt haben wird. Erst in der zweiten und dritten Generation, wenn die Familie größer geworden war, wird man darangegangen sein, das Haus zu vergrößern. Da Deutsch-Proben schon im vornhinein als Stadtsiedlung geplant war, war ein Neubau in der Form wie bei den Waldhufendörfern in unserer Heimat („das Dorf kann sich bachauf- und bachabwärts ausbreiten“) nicht möglich. Das Haus mußte also nach oben erweitert werden. Es ist überliefert, daß die Deutsch-Proben bis zum „großen Feuer“ im Jahre 1827 größtenteils in „**hölzernen, stockhohen**“ Häusern wohnten. Es heißt weiterhin, daß sich „im Stock“ (im 1. Stockwerk) ein gedeckter Gang befand und das Haus mit einem „Giebeldach“ versehen war. Es war also wohl so, daß sich die Häuser mit dem Giebeldach (Satteldach) dem Stadtplatz zukehrten. Doch sollen auch einige Häuser im 17. Jahrhundert schon aus Stein gebaut gewesen sein. Es ist anzunehmen, daß darunter auch das Haus des Schulzen, des Richters, gewesen ist. Die Siedler waren ja verpflichtet, dem Lokator, der zugleich ihr Schulze (Schultheiß, Richter) war, ein festes Haus zu bauen. Die Häuser wuchsen in der Folge ursprünglich an vier Stellen aus dem Stadtplatz hinaus und bildeten Gassen (Zeilen). Diese schlossen später mit einem Tor ab, die Stadt war aber nicht mit einer Mauer umgeben.

Da das Auskommen der ersten wenigen Siedler durch den Bergbau gesichert erschien, wurden sie nicht wie bei den agrarischen Waldhufendörfern mit einer sog. Hufe (langer Landstreifen) begabt; es ist aber übermittelt, daß jeder Siedler ein zusätzliches Waldstück, das freilich zuerst gerodet werden mußte, zu seiner Nutznießung erhielt. Das mit Feldfrüchten bebaute Grundstück nannte man „**Lehn- oder Laanacker**“; diese Bezeichnung hat sich bis in die Gegenwart erhalten: ein Feldgebiet, das sich westlich von Deutsch-Proben von den „Seifen“ bis zu den „Fichten“ erstreckte, hieß fortan „Laanacker“. Ursprünglich besaß jedes Haus am Ring einen solchen Lehnacker, in den Gassen nur vereinzelt. Wollte jemand ein Haus kaufen, konnte es nur mit dem Laanacker erworben werden. Nur die Besitzer dieser Häuser waren Bürger und besaßen das Bürgerrecht.



Altes Holzhaus mit Laubengang



Grundriß des
Deutsch-Probener
Hauses

Über die Anzahl der Häuser stehen uns einige verlässliche Daten zur Verfügung. In einem Grundbuchprotokoll vom Jahre 1635 sind 98 Hauseigentümer und 50 „Hausgesinde“ verzeichnet. Laut Zinsbuch vom Jahre 1685 befanden sich in Proben schon 106 Bürgerhäuser und 98 „Kleinhäusler“. Im Jahre 1770 fand man im Kassierbuch 110 Bürgerhäuser und 117 Kleinhäusler. In den Verzeichnissen der Zins- bzw. Haussteuerbücher waren in den Jahren 1784 – 236 Häuser, 1840 – 397, 1853 – 416, 1890 – 439, 1928 – 470 und 1943 – 520 Hausnummern. Das älteste Haus war nach der Überlieferung das „Kutsche“-Haus (Bresztyenszky) Nr. 85, davon aber nur der rückwärtige Teil des Hauses, der nach Aussage des letzten Hauseigentümers Anton Bresztyenszky noch aus dem Jahre 1532 stammen soll. Aber zahlreiche Mauerreste in alten Kellern und Fundamenten sprechen dafür, daß im ausgehenden siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts viele Holzbauten von Häusern aus festem Material abgelöst wurden.

Nach dem Versiegen des Bergsegens und dem Verfall des Bergbaues standen die Bewohner Deutsch-Probens vor der bitteren Notwendigkeit, sich vollkommen umzustellen und einer anderen Beschäftigung nachzugehen. So entstand alsbald ein reich gegliederter Handwerkerstand, der sich schließlich zur stadttragenden Bevölkerung entwickelte. Bei den Neubauten, die nun der Reihe nach entstanden, wurde der im mittleren und südlichen Deutschland schon längst bei den städtischen Bauten vorhandene Baustil nachgeahmt, nämlich der bogenüberdeckte Gang längs des Erdgeschosses (Lauben). Der Einfluß dieser urdeutschen Bauweise reichte bis in den Osten und Südosten Europas, wo heute noch steinerne Zeugen einen sichtbaren Beweis liefern (Sillein – Žilina, Leutschau). Diese Laubengänge kamen dem Marktbetrieb sehr entgegen, sie schützten die ausgelegten Waren bei den Jahrmärkten gegen Wind und Wetter, der Marktbetrieb war einfacher, die Handhabung bequemer als bei den jeden Tag neu aufgestellten Holzgerüsten und der Weg zur Werkstätte oder zur Wohnung, die ja nur durch eine Wand von der Laube getrennt war, kürzer. In Deutsch-Proben bediente man sich dieser Bauweise, und bis zum Jahre 1827 konnte man den ganzen Marktplatz durch einen Laubengang umgehen. Der letzte Laubengang war bis in die jüngste Zeit bei einigen Häusern am Ring (Haus Nr. 21) erhalten. Nach dem großen Brand vom Jahre 1827, der den Rest der Holzhäuser eingäschert und auch die Steinhäuser arg in Mitleidenschaft gezogen hatte, machte sich in den folgenden Neu- und Umbauten ein einheitlicher Zug geltend; in neuerer Zeit hatte dieses ungeschriebene Gesetz keine Wirkung mehr, und so mancher Hauseigentümer veränderte sein Haus ganz willkürlich.

Beim ursprünglichen Probener Haus wurde das Giebeldreieck nach oben

durch ein Schopfdächlein, dem „Türmele“, nach unten durch ein Gesimsdächlein abgegrenzt; das bei neuzeitlichen Hausbauten verwendete sog. Walmdach entbehrt dieser Teile. Vom Eingang von der Hofseite aus gelangte man in das Vorhaus, das nur die halbe Hausbreite einnahm, denn die andere Hälfte diente als Küche, in welcher sich ein offener Herd befand. Sie wurde als „Stübele“ bezeichnet. Die ganze Straßenfront wurde von der Stube eingenommen. Gegenüber der Fensterreihe stand an der Wand, die sie von der Küche trennte, ein auf einem Steinsockel aufgebaute mächtiger Kachelofen, dessen grüne oder braune Kacheln aus der heimischen Töpferei stammten. Der rückwärtige Teil des Hauses wurde von einer Kammer eingenommen.

Aus dem Vorhaus führte eine Holzstiege zum 1. Stockwerk. Dort lag ein „Pén“ (Bühne) genannter, großer Raum. Von dort gelangte man an drei Seiten in Kammern. Über der Wohnstube befanden sich eine ebenso große oder zwei kleine Schlafkammern für die erwachsenen Kinder, besonders für die Mädchen. Über dem Stübele war die Rauchkammer, und über der Kammer im Erdgeschoß waren noch zwei „Hinterkammern“, von denen eine als Vorratskammer diente. Von einer Kammer auf der Hofseite gelangte man durch eine Tür auf einen hölzernen Gang, der die Hofseite säumte, manchmal auch das Haus auf drei Seiten oder gar ringsum. Von diesem Erkergang führte eine Holzstiege in den Hof herab. Auf diesem Gang trockneten die Hausfrauen die Wäsche, die Tuchmacher das Tuch, die Schuhmacher und Gerber die Häute und die Kürschner die Felle; auch lag dort vielerlei Hausrat aufgestapelt. Hinter dem Hause erstreckte sich der lange Hof mit den Wirtschaftsgebäuden wie Schuppen, Stallungen und die Kammern mit Hackfrucht und Gerätschaft. Eine im rechten Winkel zur Hausfront gebaute Scheune schloß den Hof ab. Dahinter gelangte man in den Obstgarten und von dort durch ein „Gartentürl“ aufs freie Feld. Die Häuser waren in alten Zeiten nicht nummeriert, man benannte sie nur nach ihren Eigentümern. Eine Numerierung fand erst im Jahre 1786 und nochmals im Jahre 1850 statt.

Öffentliche Einrichtungen

Das Stadthaus

Die Gemeindeangelegenheiten wurden stets durch „Richter und Rat“ im Gemeindehaus erledigt. Es ist aber unbestimmt und war auch durch Befragen der Stadtältesten nicht feststellbar, wo die Stadtväter einst ihre Sitzungen abgehalten haben. Im Protokollbuch vom Jahre 1686 fand man aber eine erste Spur: Auf Seite 204 steht nämlich: „Am 8. Mai 1719 kaufte die Stadtgemeinde das Haus des Michael Luprich um den Preis von 250 fl (Abkürzung für Florin = Gulden) für ein Stadthaus.“ Das Haus war zweigeschossig, im Erdgeschoß waren zwei gewölbte Stuben, das 1. Stockwerk bestand aus Holz. Es stand am Ring in der nördlichen Reihe, an der Stelle, wo im vorigen Jahrhundert die Schule, von 1897 bis 1939 die Gendarmerie untergebracht war; nach dieser Zeit wurde es als Schulgebäude für die Knabenschule benützt. Zuletzt trug das Haus die Nr. 216.

Dieses Stadthaus brannte aber am 9. Juli 1753 ab und wurde erst nach vierjähriger Bauzeit wieder bezugsfertig. Die Kosten betragen damals 1066 Gulden.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts, als für die Schule ein entsprechendes Gebäude benötigt wurde, beschloß die Gemeindevertretung, im Stadthaus die Schule einzurichten und das in der Mitte des Marktplatzes stehende **„Städtische Wirtshaus“** (Weinstübel) als neues Stadthaus zu adaptieren, indem man ein Stockwerk draufsetzte. Der Bau zog sich indes acht Jahre hin, so daß der Magistrat erst im Jahre 1815 dorthin übersiedeln konnte.

Als im Jahre 1827 die große Feuersbrunst ausbrach, wurde auch das Stadthaus ein Raub der Flammen. Zum Glück konnte wenigstens der Sitzungssaal mit dem Archiv gerettet werden. Die Wiederinstandsetzung erforderte 1380 fl und 38 Kreuzer.

Zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts entsprach aber das Gebäude nicht mehr den Anforderungen der neuen Zeit. Das Gemeindegasthaus und das Stadthaus unter einem Dache erregte jetzt das Mißfallen vieler Leute. Die Kosten für ein neues Gemeindehaus fanden aber die Gemeindevertreter zu hoch. So ging man auf den Vorschlag des Notärs (Gemeindesekretärs) ein, der beantragte, man möge den unteren Teil zu einem modernen Gasthof umgestalten und an der Ostseite des Stockwerkes, vollkommen abgeteilt, das Notariat unterbringen. Der Vorschlag fand allgemeine Zustimmung und wurde zum Beschluß erhoben. Nach Billigung der obersten politischen Behörde wurde der Bau im Offertwege an den Bauunternehmer aus Deutsch-Proben, Anton K ö b e r l i n g , vergeben. Der Bau wurde kurz vor dem



Das alte Stadthaus

Das neue Stadthaus



Ersten Weltkrieg fertiggestellt. Im Erdgeschoß befinden sich seither Gaststätten, im Stockwerk zur Straßenseite der Sitzungssaal und gegen Osten das Notariat. Dem neuen Gebäude gab man den Namen „Hotel“, die Leute aber hielten noch immer an der alten Bezeichnung „Stadthaus“ oder „Weinstübel“ fest.

Die Stadtverwaltung

Die städtische Behörde wurde der **Magistrat** genannt. Die älteste Aufzeichnung, welche den Deutsch-Probener Magistrat erwähnt, stammt aus dem Jahre 1464, als dieser mit den Filialen der Mutterkirche von Weinitz nach Priewitz vorgeladen wurde. Der Richter Mathias Menz Mendel und die Geschworenen Johann Jurl, Peter Hebrehard, Martin Dimeter, Andreas Faber, Georg Faber und Laurenz Karnifex sollten darüber berichten, warum die Filialkirchen den Filialzins verweigerten. Nach dem ältesten Grundbuchprotokoll von 1635 bekleidete in dieser Zeit das Richteramt ein gewisser Mathias R i c h t e r , und den Rat bildeten zwölf „weise und wohlbedachte“ Männer als sog. **Senatoren**. Im Jahre 1685 bestand der Rat aus zwölf „**Beisitzern**“. Der Richter war der „ehrenfeste und wohlweise Herr“, die Beisitzer „die ehrenhaften und wohlweisen Herren“.

Im Jahre 1692 hatte auf die Leitung der Gemeindeangelegenheiten auch schon ein Ausschuß Einfluß, dessen Mitglieder die „**Zehenten und Ältesten der Gemeinde**“ waren. Zur Arbeitserleichterung des Magistrats wurden nämlich einige Bürger, die „Zehenten“, gewählt, die für je zehn Häuser bestimmte administrative Angelegenheiten zu erledigen hatten. Sie sollten Beschwerden anhören, Gesuche zur Kenntnis nehmen und bei Gelegenheit dem Magistrat unterbreiten, die Erledigung durchführen und alle Verordnungen und Berichte auf schnellstem Wege ihren Klienten zur Kenntnis bringen. Sie übten zwischen Magistrat und den Bewohnern eine gewisse Vermittlerrolle aus.

Bei wichtigen Angelegenheiten, wie z. B. bei einer Richterwahl, kamen die Bürger bei „ihren“ Zehenten zur Beratung zusammen. Bei der Gemeinderatssitzung mußte dann der Zehente ihrem Auftrage gemäß vorstellig werden. Im 18. Jahrhundert spielte bei den Gemeinderatssitzungen die wichtigste Rolle der „**Vorredner**“ (orator = Redner, Unterhändler). Der Vorredner war gewöhnlich einer von den Ratsherren, der im Namen der Gemeinde die zur Verhandlung kommenden Angelegenheiten bekanntgab, Vorschläge unterbreitete und über alles Auskunft erteilen mußte.

Richter- und Ratswahl im 18. Jahrhundert

Die Richter- und Ratswahl wurde zu dieser Zeit immer in Gegenwart der herrschaftlichen Beamten wie **Hofrichter**, **Rentmeister** und des **Distriktsgepans*** abgehalten. Den Vorsitz führte der Hofrichter.

Bei der am 2. Januar 1747 abgehaltenen Richterwahl schilderte der Vorsitzende in seiner Eröffnungsrede den Grund, warum er die Herren zur Zusammenkunft einberufen habe; dann forderte er die Bürger auf, die würdigsten Männer zum Richter und in den Rat zu wählen. Zuerst wurde der **Notär** zur Protokollführung gewählt (er bedurfte allerdings der herrschaftlichen Bestätigung). Hernach dankte der Vorredner ab. Hatte seine bisherige Tätigkeit Beifall gefunden, konnte er wiedergewählt werden. Darauf legte der Richter sein Amt nieder; dabei brachte er auch den Wunsch zum Ausdruck, daß zu seinem Nachfolger ein tauglicher und verdienstvoller Mann berufen werde.

Nun erfolgte die **Amtshandlung**.

Gewöhnlich schlug die Gemeinde drei Männer vor: zwei von den Ratsherren und einen anderen Bürger. Dieser Vorschlag mußte nicht angenommen werden, es konnte auch ein anderer Kandidat gewählt werden. Zu diesem Zwecke ersuchte der Vorredner den Vorsitzenden, daß sich die Bürger in ein anderes Haus zur Beratung zurückziehen durften. Der Vorsitzende gewährte in jedem Falle dieses Ersuchen.

Die Parteien schritten nach der Beratung zur **Abstimmung**. Sobald ein Kandidat die notwendige Mehrheit erlangt hatte, kehrten die Bürger in das Gemeindehaus zurück, wo der Vorredner für sie um Einlaß bat. Der Vorsitzende genehmigte die Wahl und bestätigte den Erwählten als Richter.

Nachher wurden die **Senatoren** und **Beamten** gewählt: je zwei **Kirchenväter**, **Bierschaffer**, **Weinschaffer**, **Salzschaffer**, **Mühschaffer**, **Marktrichter**, **Waagemeister** und **Wachtmeister**.

Am nächsten Tag legten die Neugewählten in der Kirche während des Hochamtes nach dem Evangelium den Eid ab, die rechte Hand auf das Evangeliumbuch gelegt. Bei der Eidesleistung des neuerwählten Richters war folgende Formel gebräuchlich:

„Ich, . . . schwöre der allerheiligsten Dreifaltigkeit: Gott dem Vater, Sohn und heiligen Geist, der allerseligsten und unbefleckten Jungfrau Maria und allen lieben Heiligen Gottes, indem ich aus Wahl und Willen einer ganzen Gemeinde in das Richteramt eingesetzt und als ein christlicher Vorsteher bestätigt wurde, daß ich nach Gottes Willen und christlicher Schuldigkeit, gleichwie allen christlichen Richtern obliegt, erstlich die Ehre Gottes för-

* Verwaltungschef eines Gaues.

dern, die Sünden und Laster bestrafen, alle unnützen Gebräuche abschaffen und die christlichen Tugenden pflanzen will, daß ich allen und jedem insgemein ohne Rücksicht einer Freund- oder Feindschaft wahre Gerechtigkeit walten lassen will, über die Armen und Witwen die Hand halten will, daß ich niemals meinen eigenen Nutzen suchen oder mich bereichern will, sondern einzig das Wohl der Gemeinde beobachten will. Daß mir Gott und das heilige Evangelium helfe!“

Nach 1747 wurden bei der Richterwahl sechs ältere und sechs oder sieben jüngere Senatoren gewählt. Der Titel der Älteren war „**Herren**“, den jüngeren gebührte dieser Titel nicht.

Am 23. Jänner 1786 wurden sechs ältere und sechs jüngere „**Geschworene**“ gewählt. Die älteren betitelte man „**Ältere Magistratsherren**“, die jüngeren einfach „**Geschworene**“ oder „**Compulsos**“ (Steuereintreiber). Außerdem wählte man vierzig **Ausschußmitglieder**, sog. „**Vierziger**“.

Am 17. November 1789 wurde anlässlich der Richterwahl das Vorredneramt bei der Gemeinde aufgehoben.

Die Richterwahl war gar oft mit einem Zechgelage verbunden. Nach der Eidesleistung begann der „**Oldermasch**“. Die ganze Bürgerschaft samt Frauen nahm daran teil. Es ist überliefert, wieviel z. B. nach der Richterwahl im Jahre 1811 an Bier und Wein ausgeschenkt wurde: „Die Beteiligten haben bei fünf Zehnten 2384 Halbe Bier genossen!“ Im Jahre 1813 wurden 1424 Halbe Bier und 39 l Wein getrunken. Nach dem großen Feuer (1827) waren es aber nur 2 Eimer Bier (1 hl) und 12 l Wein.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts hatten alle Bürger durch die Wahl Einfluß auf die Leitung des Gemeindegewesens. „Weil aber das Benehmen einiger Bürger Anstoß erregte“, wählte man am 3. Dezember 1828 60 einsichtsvolle Männer zu Mitgliedern des **Äußeren Rates**. Unter diesen waren wieder 20 Zehente und 40 Ausschußmitglieder, die den Namen „Vierziger“ führten.

Am 7. November wurden die auf Lebenszeit gewählten „Vierziger“ laut Landesgesetz abgeschafft. Seit dieser Zeit hatte wieder die ganze Gemeinde das Recht, an der Richterwahl teilzunehmen.

Im Jahre 1848 ließ das Ministerium die Aufforderung ergehen, daß Deutsch-Proben statt des Richters einen **Bürgermeister** wählen möge. Nach langer Beratung wurde am 14. September der Beschluß gefaßt, daß keine „Notwendigkeit bestünde, die Gemeindeverwaltung zu ändern, denn die seit Jahrhunderten bestehende Gemeindeordnung mit Richter und Rat habe die Gemeindeangelegenheiten stets zur besten Zufriedenheit der Bevölkerung erledigt.“ So blieb vorderhand alles beim alten.

Von 1849 bis 1861 wurde der Stadt das Recht genommen, Gemeindevorsteher zu wählen. Diese wurden nach eigenem Ermessen vom amtierenden **k. k.**



Dr Tirairom (Stadtbüttel) – Draschwete vom Legentel



Der letzte Bürgermeister von Deutsch-Proben – Isidor Paldauf

Stuhlrichter * in Weinitz ernannt. Nach der Auflösung des Stuhlrichteramtes wurde in der Gemeindevertretung der alte Zustand wiederhergestellt. Nach dem Umsturz im Jahre 1918 trat insofern eine Änderung ein, als neben dem Richter zwei **Nebenrichter** fungierten und auch eine **Finanzkommission** eingerichtet wurde. In der Folge aber bestand der **Gemeinderat (Stadtrat)** aus acht Mitgliedern, die **Gemeindevertretung** aus 30 Mitgliedern.

Während der Slowakischen Republik trat im Jahre 1938 insofern eine Veränderung ein, als der Gemeinderat, die Gemeindevertretung und alle übrigen Kommissionen aufgelöst und die Gemeindeverwaltung einem **Regierungskommissär** übertragen wurde. Dem Regierungskommissär wurde ein **Beratungskörper** von sieben Mitgliedern beigegeben, auf die die einzelnen Ressorts aufgeteilt wurden. Zum Regierungskommissär wurde der Probener Bürger **Isidor Paldauf** bestellt. Der Beratungskörper legte in die Hand des Regierungskommissärs folgende Eidesformel ab: „Ich gelobe, daß ich der Slowakischen Republik treu und ihren Gesetzen gehorsam sein werde und daß ich die Pflichten meines Amtes erfüllen werde.“

* Bezirksamtman, Landrat.

Die letzten Bürgermeister (Richter) von Deutsch-Proben

Johann Tenczer	(Strutz), Lange Gasse, Landwirt und Gerber.
Anton Brestyensky	(dr oede Kutschä), Ring Nr. 5, Bauunternehmer und Ziegeleibesitzer; bedeutende Persönlichkeit, auch außerhalb Deutsch-Probens bekannt.
Jakob Zeisel	(Safo Kobo), Mühlgasse, Landwirt und Gerber.
Alois Weber	(Scheti Loisä), Ring Nr. 5, Maurerpolier; Schwiegersohn des Anton Brestyensky.
Jakob Kotschner	(Grutschn Kabi), Lange Gasse, Landwirt und Gerber.
Isidor Paldauf	(Doro), Ring, Maurer, letzter Bürgermeister von Deutsch-Proben.

Auseinandersetzung mit der Grundherrschaft von Weinitz

Nach der Auflösung der Erbuntertänigkeit der Bauern im Jahre 1848 wurden die Grundherren für die verlorenen „Urbarergiebigkeiten“ vom ungarischen Staat in Form von verzinsbaren Schuldscheinen entschädigt. (Urbarien nannte man die Verordnungen, die die agrarrechtlichen Verhältnisse zwischen Gutsherrn und Untertanen regelten und deren persönliche und sachliche Dienstleistungen der Grundherrschaft gegenüber aufzählten.) Der damalige Inhaber der Weinitzer Herrschaft, Graf Franz **Pálffy**, wurde auf Grund dessen mit einer einmaligen Summe in der Höhe von 65 439 fl 15 kr (Gulden und Kreuzer) abgefunden. So hoch wurden nämlich die von seiten der Deutsch-Probener Bürger mit ihren kleinen Landwirtschaften durch Robot und Zehent erbrachten Leistungen 1848 bewertet.

Als sein Vorfahre, Graf Paul **Pálffy**, seinerzeit die Grundherrschaft Weinitz übernommen hatte, war er am 25. September 1651 vertraglich mit der Gemeindebehörde Deutsch-Probens über Höhe und Umfang der Dienstleistungen übereingekommen, eine Abmachung, die von König Ferdinand III. (1637 bis 1657) bestätigt wurde. In diesem Vertrag wurden gleichzeitig auch die Grenzen zwischen Deutsch-Probener Gemeindebesitz und Herrschaft Weinitz festgelegt. Als sogen. „**Ständiger Vertrag**“ wurde dieser später nochmals erneuert und in der Folge durch Kaiserin Maria Theresia (1740–1780) genehmigt.

Ein Nachkomme des gräflichen Geschlechtes, namens Johann **Pálffy**, wollte die vertraglich gesicherten Rechte nicht anerkennen, indem er nicht nur die Grenzen ändern, sondern sich auch das schon in der Gründungs-urkunde dem Schulzen (Bürgermeister) verbürgte kleinere Nutznießungs-recht (Schankgerechtigkeit) aneignen wollte. Außerdem beanspruchte er die Nutzung des in der Flur „Laan und Horn“ gelegenen Waldes im Ausmaß von 656 Katastraljoch, der durch die seinerzeitige Rodung in den Besitz der Ge-meinde Deutsch-Proben übergegangen war. Der Graf reichte seine Klage-schrift beim Urbarialgericht in Neutra ein. Obwohl die Gemeindevertretung Einspruch erhob, war sie dem Gerichtsurteil zufolge gehalten, den Durch-schnittsertrag des Schankes von fünf Jahren auszuweisen, welcher später für die Entschädigungsfeststellung als Grundlage diente.

Ein Grenzberichtigungsprozeß

Graf Johann Pálffy, dem natürlich die Ergebnisse des Umschwunges im Jahre 1848 zuwiderliefen und der gerne die alten Zustände beibehalten hätte, strengte in der Folge noch mehrere Prozesse an, um gewissermaßen zu retten, was noch zu retten war. So erhob er, auf sein altes Recht pochend, Ein-spruch, als die Gemeinde daranging, auf ihrem nunmehr eigenen Grund und Boden notwendig gewordene Regulierungen durchzuführen. Die Klage-schrift, die er beim Urbarialgericht in Neutra eingereicht hatte, wurde zwar abgewiesen, er ließ aber trotzdem auf dem hinter Fundstollen gelegenen „Laan und Horn“ genannten Gebiet die Äcker und Wiesen, ohne die 37 Be-sitzer zu befragen, eigenmächtig kommassieren (zusammenlegen).

Das Gericht in Neutra gab der Berufung durch die Gemeinde Deutsch-Proben statt und entschied zu ihren Gunsten. Erst im Jahre 1922 kam eine Verein-barung zwischen der Gutsverwaltung Weinitz und den Besitzern zustande, wonach die Gutsherrschaft verpflichtet wurde, ihren im „Laan“ liegenden Grundbesitz den 37 geschädigten Besitzern zu übergeben.

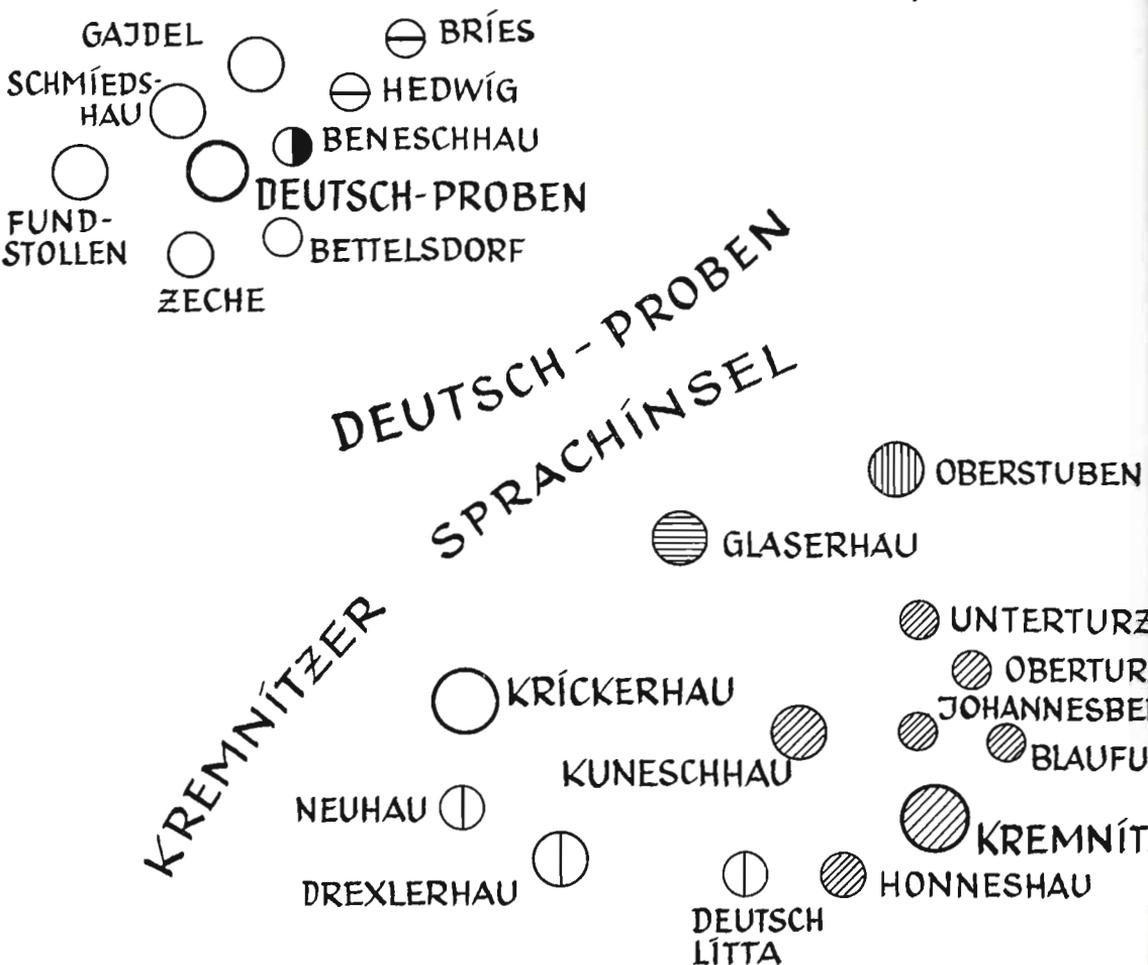
Eine nochmalige Auseinandersetzung mit dem Grafen Johann Pálffy ent-stand durch die Beanspruchung des Schankrechtes (wahrscheinlich war dies sehr ertragreich). Er versuchte, dieses der Gemeinde zu entziehen, um es in eigener Regie ausüben zu können. Die Gemeindevertreter konnten aber durch vorgelegte Urkunden, hauptsächlich aber durch den Bescheid des Ur-barialgerichtes ihre Rechte behaupten. Obwohl Graf Pálffy im Unrecht war und die Urteile beim Gericht stets zugunsten der Gemeinde Proben aus-fielen, legte er immer wieder Berufung ein, so daß sich die Verhandlungen in die Länge zogen, nicht zuletzt auch deshalb, weil Graf Pálffy behauptete, daß der Verkauf geistiger Getränke ausschließlich ein grundherrliches

⊗ MÜNNÍCHWÍES

Hauerland in der Mittelslowakei

Kremnitz —

Deutsch-Probener Sprachinsel



An der Siedlung beteiligte Grundherrschaften

- ⊗ Kgl. Kammer in Kremnitz
 - ⊕ Graner Erzbistum
 - Weinitzer Burgherren
 - ⊖ Muthna
 - ⊖ Haj
 - Divek
 - ⊖ Windisch-Probener
 - ⊗ Kloster St. Maria v. Turz
- } im Turzer Tal



Recht sei und deshalb ihm zustehe. Das Stuhlrichteramt in Priewitz entschied auch in diesem Sinne, aber das Urbarialgericht in Neutra hob dieses Urteil auf und beließ das Schankrecht Deutsch-Proben. Trotzdem gelangten Klage und Berufung bis vor das Höchstgericht, die königliche Kurie in Budapest. Dort wurde entschieden, daß Deutsch-Proben auf Grund eines im Urbarialwege zustande gekommenen Vertrages in den immerwährenden Besitz des Schankrechtes gelangt sei.

Und ein letztes Mal verführten überkommene Herrschaftsgelüste, die sich mit den veränderten Verhältnissen nicht abfinden konnten, den Grafen zu eigenmächtigem Handeln, indem er in einem der Gemeinde Deutsch-Proben gehörenden Waldteil den Holzeinschlag verbieten ließ. Auch hier gab es wieder Berufungen, die erst im Jahre 1925 (der Graf war inzwischen gestorben) zum Abschluß kamen. Durch den Obersten Gerichtshof in **Brünn** wurde zugunsten der Gemeinde Deutsch-Proben entschieden und die Herrschaft Weinitz zu einem Schadenersatz für verhinderte Holzung im Betrage von 1937 Kč (tschechische Kronen) verurteilt.

Nachtrag: Bis zur Regierungszeit Maria Theresias waren die Steuerlasten sehr ungleich verteilt, besonders Adel und Klerus genossen viele Vorrechte und waren von jeglicher Steuerlast befreit. Die innerstaatlichen Reformen in den Erbländern Maria Theresias, ferner in Böhmen, Mähren und Schlesien und **Ungarn** erstreckten sich nunmehr u. a. auch auf die grundsätzliche Aufhebung der Steuerfreiheit der oberen Stände. Doch wurde vor allem auf Ungarns politische Sonderstellung immer „mit einer gewissen Scheu“ Rücksicht genommen, so daß hier noch längere Zeit die alten Zustände bestehen blieben und die Bevölkerung auch weiterhin gewissen Drangsalen ausgesetzt war. Ein weiterer Schritt zur Besserstellung im Untertanenverhältnis der bäuerlichen Bevölkerung zu den Grundherrschaften trat erst mit der Aufhebung der Leibeigenschaft im Jahre 1781 durch den Sohn Maria Theresias, Josef II. (1780–1790), ein.

Der „Immerwährende“ (perennale *) oder ständige Vertrag

In den sog. **Urbarien** waren die persönlichen und sachlichen Dienstleistungen der Untertanen der Grundherrschaft gegenüber festgelegt. Ihre Rechtswirksamkeit hing von der Genehmigung des Landesherrn ab, in unserem Falle vom ungarischen König; damit erschien auch eine gewisse Überwachung gesichert. Trotzdem waren Bürger und Bauern sehr oft durch will-

* perennale von perennes (lat.) = lange dauern

kürliche Auslegung der Verträge von seiten des Grundherrn, mehr aber durch dessen Verwalter (Pfleger genannt) eigenmächtigen Drangsalen ausgesetzt. So fiel es der Herrschaft Weinitz beispielsweise im Jahre 1639 ein, die Stadt Deutsch-Proben einem gewissen Herrn **Ostrovics** von Ilava zu verpfänden. Durch eine Zahlung von 1 900 Gulden, Lieferung von 100 Vierteln Hafer und 10 Lot Safran konnte sie die Frondienste abwenden, das Stadthaus im Besitz behalten und wieder Herr ihrer selbst sein.

Nach dem Ableben des Grafen Paul Pálffy im Jahre 1653 übernahm seine Witwe **Maria Franziska Khuen** die Herrschaft Weinitz. Bald darauf wendeten sich die Untertanen von Deutsch-Proben mit der Bitte an sie, die Frondienstleistungen durch einen jährlichen Geldbetrag ablösen zu können. Am 6. August 1655 wurde nun ein Vertrag abgeschlossen, nach dem Deutsch-Proben für alle Geldabgaben, Zehente und Frondienste ein Ablössungssumme in der Höhe von 2 000 Gulden in drei Raten zu St. Georg (23. April), zu St. Laurenz (21. Juli) und zu St. Martin (11. November) zu zahlen hatte, außerdem beim letzten Termin eine Kalesche (halbgedeckter Reisewagen) und ein Pfund Safran zu liefern hatte. Der Vertrag wurde aber nach Ablauf eines Jahres von der Herrschaft wieder gekündigt.

Die Deutsch-Probener Gemeindevertretung wandte sich in den folgenden Jahren wegen der großen Verschuldung der Bürgerschaft an die Weinitzer Herrschaft um Milderung des Zinses, bzw. um Stundung. Nur zweimal wurde ihren Bitten Gehör geschenkt: Die Gattin des Grafen Johannes Karl Pálffy, Fürstin Sidonie Agnes Liechtenstein, erwirkte im Jahre 1640 bei ihrem Gemahl eine Reduzierung des fälligen Zinses von 3097 fl 17^{1/2} dn (Gulden und Denare) auf 2 000 Gulden für ihre „erblichen Vasallen“, und im Jahre 1734, als Graf Johann Pálffy von dem gebührenden Zins einen Nachlaß von 450 Gulden gewährte.

Im Jahre 1767 wandte sich der Gemeindevorstand abermals an den Grundherrn mit der Bitte, sämtliche herrschaftlichen Leistungen von seiten der Deutsch-Probener Bevölkerung durch einen ständigen Geldbetrag abzulösen. Erst zwei Jahre später begannen Verhandlungen, indem vorerst die abzulösenden Leistungen gewertet wurden. Der Graf, der sich zu dieser Zeit in Wien aufhielt, setzte eine jährliche Abfindungssumme von 3 000 rheinischen Gulden fest und beauftragte seinen Gutsverwalter Franz **Várady**, den Vertrag mit der Gemeinde abzuschließen.

So wurde der „Ständige Vertrag“ am 4. August 1779 abgeschlossen:

1. Durch die 3 000 Gulden wurden alle Gaben und Schuldigkeiten abgelöst. Außerdem die von der Herrschaft zu Unrecht beanspruchten Rechte des Wein-, Branntwein- und Bierschankes. Die Fleischbänke, Mühlen, die Stand-

gelder der Wochen- und Jahrmärkte durften sie (= die Bürger) und ihre Nachkommen besitzen und immerwährend „gebrauchen“.

Hingegen werden der Herrschaft „behalten“: die Jagden, der Vogelfang, die Fischerei, das Recht der Präsentia (jus patronatus), das Schwertgericht, die Rechtsprechung, das Recht zur Erhaltung der Waldungen und der Gebirgsweide, dann die „rechtmäßig der Grundherrschaft zuständige Vertretung der ohne Erben ablebenden Untertanen Güter“.

2. Der Magistrat zu Deutsch-Proben wird verpflichtet, den Todesfall eines ohne Erben Ablebenden alsogleich der Herrschaft zu melden, wofür er aus den anheimfallenden Gütern den zehnten Teil „zu erwarten hat“.

3. Dem Markt Deutsch-Proben verbleibt bei Kauf oder Verkauf eines Hauses oder von Feldgründen der „bisherige Gebrauch“. Die Deutsch-Probener bleiben jedoch auch fernerhin der beständigen Untertanenschaft unterworfen.

4. Von den noch zu rodenden Gründen werden die Deutsch-Probener auch weiterhin das Achtel zu entrichten verpflichtet sein. Den Zehent werden sie nur von den Früchten geben, die laut Landesrechten im Gebrauch sind.

5. Zu den Jagden werden sie die nötigen Treiber geben. Außerdem werden sie bei vorkommender Verehelichung des Grundherrn oder bei Primizen und zur Zeit des Landtages einen Beitrag zu leisten haben.

6. Außer den „Obspezifiziertem“ wird die Grundherrschaft nichts abzufordern haben.

7. Gegenwärtiger als immerwährender Kontrakt wird nicht allein durch ihre Exzellenz, sondern auch durch sämtliche Erben und Nachkömmlinge unverändert beobachtet werden. Und wird den Anfang nehmen vom 1. Jänner anno 1780.

8. Zum Richteramt wird die Herrschaft drei vorschlagen, von welchen dann die Gemeinde einen auswählen kann. Jedoch wird der Grundherr befugt sein, solchen, wofern es dessen Vergehen erfordert, absetzen und bestrafen zu können. Den Notär (Gemeindesekretär) und die Geschworenen kann die Gemeinde ohne Einfluß des Grundherrn aufnehmen und entlassen.

Hierauf wird erklärt, daß jenes, was dem Grundherrn gebührt, demselben durch die Untertanen ohne Verzug abgeführt werde. Andernfalls sie durch Exekution angehalten werden.

9. Der Richter, die Geschworenen, sowie alle Bürger des Marktes nehmen diese Punkte mit aller untertänigen Dankbarkeit an und die 3 000 rheinische

Gulden werden sie und ihre Nachkommen immerwährend verbunden sein, in 4 Quartalen alljährlich der Grundherrschaft abzuführen.

So geschehen im Markt Deutsch-Proben, den 4ten Monat augusti A. (anno) 1779.

Franciscus Várady, qua Excell. ac Illustr. Domini Comitis Joannis Senioris Pálffy ab Erdöd Plenipotentarius, m. p.

Jacob Vielkorn, Richter, m. p.

Andreas Briestansky, Geschworener, m. p.

Johannes Vielkorn, Geschworener, m. p.

Die Präambel ist in lateinischer Sprache (zu dieser Zeit die Amtssprache in Ungarn) abgefaßt, der folgende Text in deutscher Sprache.

Der Vertrag wurde am 14. Januar 1780 durch die Komitatsbehörde in Neutra und am 6. Juli durch die Urbarialkommission genehmigt und am 19. August 1780 durch Kaiserin Maria Theresia (kurz vor ihrem Tode) unterzeichnet.

Nachtrag: Ob dieser Vertrag bis zur endgültigen Befreiung von den grundherrlichen Lasten im Jahre 1848 Gültigkeit behielt, ist nirgends vermerkt. Ein Jahr nach dem Regierungsantritt Kaiser Josefs II., des ältesten Sohnes Maria Theresias, wurde die Leibeigenschaft der Bauern aufgehoben (1781). Dieses Gesetz bezog sich auch auf die Länder der ungarischen Krone, und obwohl die Erbuntertänigkeit weiter bestehen blieb, wurde doch diese Maßnahme von der Bevölkerung als weiterer Schritt zur gänzlichen Befreiung als sehr wohltuend empfunden.

Das Jahr 1848

Das Jahr 1848 wird in den Geschichtsbüchern als Revolutionsjahr bezeichnet. Politische, nationale und soziale Gründe waren es, die in Österreich und Ungarn den Boden für das „Sturmjahr“ vorbereiteten. Auch das Polizeiregime wurde als ungemein drückend empfunden. Besonders schwierig aber war die wirtschaftliche und soziale Lage der Bauern, die seit Jahrhunderten unter dem Joch ihrer harten Verpflichtungen dem Grundherrn gegenüber ächzten. So wurde gerade hier der Ruf nach Aufhebung des Feudalsystems in der Landwirtschaft immer lauter. Deshalb kam es im Frühjahr und Sommer in den beiden Hauptstädten Wien und Budapest zu Aufständen. Im neu-

gebildeten österreichischen Reichstag wurde in der dritten Sitzung der Antrag eines Abgeordneten, eines schlesischen Bauernsohnes, auf Beseitigung des bäuerlichen Untertänigkeitsverhältnisses dem Grundherrn gegenüber angenommen. Dadurch wurden die Bauern von den bisherigen Lasten (Robot und Zehent) befreit. Das Gesetz wurde auch in Ungarn sanktioniert. Die Nachricht wurde überall mit Genugtuung aufgenommen, denn dies bedeutete von nun an die völlige Unabhängigkeit von der Grundherrschaft. Nach Dokumenten im Deutsch-Probener Gemeindearchiv ist zu schließen, daß auch hier eitel Freude über die nunmehr gewonnene Freiheit herrschte. Ein letztes Mal trat in das Bewußtsein der Bevölkerung, was sie ihrer Herrschaft in Weinitz zu leisten hatten: der alljährliche abzuliefernde hohe Zins, die kostspielige Verpflegung der zu allen Vieh- und Jahrmärkten erscheinenden Schloßoffiziale samt ihren Bediensteten, zu Weihnachten und Ostern je 50 Pfund Kalbfleisch, zu Neujahr und bei verschiedenen anderen Gelegenheiten Geld- und Naturalgeschenke, wie Schweine, Hühner, Hasen, Krametsvögel (Wacholderdrossel), dann Tuche und Felle, ungerechnet die vielen Dienstleistungen auf den Feldern und Wäldern der Grundherrschaft. Am 15. April 1849 wurde in der Kirche ein Hochamt mit Tedeum zelebriert. Nachher beteiligte sich die ganze Bevölkerung an einem Festzug durch die Gassen der Stadt, die Fenster waren beleuchtet, und eine Musikkapelle, die sich spontan gebildet hatte, spielte flotte Märsche. Die Schule und das Bräuhaus waren mit Lampions in den ungarischen Nationalfarben (grün-weiß-rot) beleuchtet. Auch der Pranger wurde bei dieser Freudenfeier niedergedrückt. Nach der Feier begab sich die Bevölkerung in das Stadthaus, wo sie auf öffentliche Kosten bewirtet wurde.

Die öffentliche Ordnung — Ordnungshüter

Wenn auch die Gemeinden bis zum Jahre 1849 als Teil der Grundherrschaft galten und den Grundherren als „untertänige“ Verbände unterstanden, so waren sie doch in dem Maße selbständig, als das Gemeindeamt seinen Gemeindeorganen Weisungen erteilen konnte. So erließen sie zu allen Zeiten zur **Aufrechterhaltung der Ordnung** und zum **Schutze von Hab und Gut** und nicht weniger auch des **Lebens ihrer Bürger ortspolizeiliche Verordnungen**, die ein gedeihliches Zusammenleben in der Gemeinde gewährleisten sollten. Als Kontrollorgane wurden in der Stadt zwei **Wachtmeister** bestellt, auch zur Überwachung der Fluren (Felder und Wiesen) sowie des städtischen Waldes wurden **Feldhüter** und zwei **Waldhüter** eingesetzt.

Die Wachtmeister

waren berechtigt, Verstöße gegen Ordnung und Sicherheit zu ahnden. Da sie ihren Dienst ehrenamtlich ausübten, erhielten sie keinen Lohn, sondern nur einen Ehrensold, der lächerlich gering war. So erhielten sie im Jahre 1766 4 Gulden, im Jahre 1811 8 Gulden und zu Fasching und Fronleichnam zwei Halbe Bier.

Nun heißt es, daß die Polizeiorgane nur selten eingreifen mußten; wurde aber doch jemand straffällig, weil er sich den Verordnungen widersetzte, so wurde er auf Grund des Punktes Nr. 3 in den „**Stadtgehorsam**“ (Bétestop = Bettelstube) gesperrt, gab es irgendwo bei Tag oder während der Nacht eine Schlägerei, so wurden die Täter entweder mit Leibesstrafe gezüchtigt oder auch in den Stadtgehorsam eingesperrt.

Nachtwache

Jede Nacht schickte man der Reihe nach aus vier Häusern erwachsene Personen auf die Wache, die von 9 Uhr abends bis 3 Uhr früh dauerte. Die Oberaufsicht übten die Wachtmeister aus. Bis zum Jahre 1832 ließen die Wachtmeister den an die Reihe kommenden Häusern ansagen, nachher besorgten dies die „Zehenten“. Sie schickten zugleich mit der Ansage ins vierte Haus das **Horn** mit, mit dem die Wächter jeweils die Stunden der Nacht mit langgezogenen, dumpfen Tönen ankündigten.

Im Jahre 1852 wurde in Deutsch-Proben ein österreichischer **Gendarmerieposten** eingesetzt, der an Stelle der Wachtmeister die Aufsicht übernahm. Nach dessen Aufhebung wurde die Nachtwache in der gewohnten Form ausgeübt.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ernannte die Gemeindebehörde zeitweise vier Nachtwächter, die im Winter allein, im Sommer mit den aus vier Häusern entsandten Männern die Wache versahen. Diese bedienten sich einer Pfeife, um die Stunden anzukündigen. Seit dem Jahre 1942 übten den Nachtwächterdienst drei hauptamtlich angestellte Männer aus.

Die Turmwächter

Zur besseren Übersicht über das Gemeindegebiet waren, wie in vielen Städten, auch in Deutsch-Proben bis zum Jahre 1885 **Turmwächter** (in der Regel zwei) eingesetzt, die vom Kirchturm aus ihren nächtlichen Dienst versehen mußten. Jede Nacht wechselten sie einander ab. Ihr Dienst dauerte von 9 Uhr abends bis 3 Uhr morgens. Während des Winters halbierten sie ihre Dienstzeit, u. zw. versah der eine den Dienst von 21 Uhr bis 24 Uhr, der an-

dere bis 3 Uhr. Vor und nach dem Dienst erklang als Zeichen die kleinste Glocke.

Während des **Wachdienstes** erschien der Wächter hoch oben am Turmgang, um zu spähen, ob der Gemeinde nicht etwa Feuergefahr drohe, und grüßte von drei Ecken aus die Stadtbewohner mit singender, weithin hallender Stimme: „Gelobt sei Jesus Christus in alle Ewigkeit!“ Nach dem Glockenschlag jeder Stunde: „Gelobt sei Jesus Christus in alle Ewigkeit! Ihr lieben Herren laßt euch sagen, der Hammer hat jetzt zehn (elf, zwölf . . .) geschlagen. Behüt' euch Gott vor Feuer und Unglück“ oder, „Bewahrt euch Feuer und das Licht, daß meinen Herren kein Schaden geschicht“! oder „Lobet Gott, den Herrn, und unsre liebe Frau!“

Die Turmwächter wurden für ihre Dienstleistung mit einem festgesetzten Gehalt entlohnt. Im Jahre 1722 betrug das Jahresgehalt 14 Gulden und 50 Denare, im Jahre 1766 bereits 30 Gulden.

Der Stadthauptmann

An der Spitze der „**Feldpolizei**“ wurde gemäß einer Landesverordnung im Jahre 1840 ein Stadthauptmann (**Feldrichter**) eingesetzt, damit er als Vorstand der Feld- und Waldhüter den durch Menschen oder Vieh verursachten Schaden abschätze, dem Frevler eine Geldstrafe auferlege und dem Geschädigten den Schaden ersetzen lasse.

Der Strafvollzug

Den Erbrichtern in unseren Haudörfnern stand das Recht zu, bei Gericht vorzusitzen; nur schwere Verbrechen kamen vor das königliche Gericht. Wie weit die Kompetenzen des einen wie des anderen Richters reichten, war nicht genau festgelegt.

Nun erheben sich in einiger Entfernung von vielen Städten Hügel und Anhöhen, die heute noch den Namen **Gerichtsberg** oder gar **Galgenberg** führen. Der Name deutet auf den Strafvollzug hin, den der Verurteilte dort zu erwarten hatte. Im ältesten Grundprotokoll vom Jahre 1635 heißt es auf Seite 98: „Ein Acker neben dem Galgen“ und auf Seite 141: „Ein Acker neben dem Galgen“. Kein Zweifel, daß ein Todesurteil in dieser Zeit am Galgen vollstreckt wurde.

Auf diesem Galgen hat am 27. September 1636 „jener arme Sünder, welcher in Michael Schusters Gebäude Schafe und Vieh gestohlen hatte, aber ergriffen und vom Gericht verurteilt wurde, sein Leben beendet“.

in der „Summarischen Richterrechnung von 1692 bis 1734“ wird auch von einer **Verbrennung** berichtet. Es heißt: „Es wurde das gottlose Weib durch

den Priewitzer Schergen verbrannt“. Sie wurde nach der damaligen Denkart wahrscheinlich für eine Hexe gehalten.

Der Pranger ist heute noch in Kleinstädten, die ihr mittelalterliches Gepräge bewahrt haben, zu sehen. Er bestand meistens aus einer pyramidenförmigen, schlanken Steinsäule, wo in der Mitte eine eiserne, bogenförmige Schließe angebracht war, und erinnert an die **mittelalterliche, niedere Gerichtsbarkeit**. In Deutsch-Proben stand der Pranger zwischen dem Gemeindehaus (Hotel) und der Gelnergasse. Meistens wurden zur Prangerstrafe jene Übeltäter verurteilt, denen man Eigentumsdelikte zur Last legte. Der Sünder wurde tagsüber an den Pranger gestellt, der halbkreisförmige Eisenring um den Hals gelegt und das Diebsgut zur allgemeinen Schau vor den Füßen „ausgestellt“. Im Revolutionsjahr 1848 wurde der Pranger beseitigt.

Kerkerstrafen hatten Raufbolde, zänkische Betrunkene, Nachtruhestörer und herumstreunende Vagabunden zu gewärtigen.

Für einen **Gemeindearrest** (Kerker) wurde im Jahre 1686 an der östlichen Seite des Stadthauses (Weinstübels) ein kleines Lokal mit einem Fensterchen eingerichtet. Im Protokollbuch vom Jahre 1686 wird dieses Lokal „**Stadtgehorsam**“ genannt. Die Deutsch-Probener sagten dazu „Bétestop“ (Büttelstube). Als das Gemeindehaus umgebaut wurde, beließ man die Büttelstube, aber es ist unbekannt, ob in neuerer Zeit dort jemand eingesperrt wurde. Für Missetäterinnen war im Meierhof ein **Weiberarrest** vorhanden. Der Richter konnte in seiner Instanz im Einvernehmen mit der Gemeindebehörde auch die **Prügelstrafe** verhängen, die hauptsächlich bei Raufbolden und Nachtruhestörern verhängt wurde und die man als das beste Heilmittel bei „Ungezogenen“ betrachtete. Die öffentliche Prügelstrafe wurde stets bei Tag vor der Marienstatue vollzogen. Der Verurteilte mußte die **Prügelbank** selbst dorthin tragen, dann mußte er sich halb entkleidet mit dem Rücken nach oben legen und der „**Trabant**“ vollstreckte bei Minderjährigen mit einem „**Karbatsch**“ (geflochtene Riemenpeitsche), bei älteren Missetätern mit einem **Stock** schonungslos die vorgeschriebene Anzahl von Streichen.*

Arrest- und Geldstrafen

Bei „öffentlich begangenen Unverschämtheiten“ wurde der Täter zu Arreststrafen verurteilt, er wurde „**in den Stock gelegt**“.

Hatte ein Bürger einen anderen mit Schimpfworten beleidigt, wurde ihm eine

* Als die ungarische Regierung ein „Museum für Gefängniswesen“ in Budapest eröffnete, überließ die Gemeindebehörde im Jahre 1910 auf Ansuchen des Museumsdirektors dem Museum die geflochtene Riemenpeitsche und die Prügelbank.

Geldstrafe auferlegt, und er mußte in Anwesenheit von 14 Bürgern öffentlich Abbitte leisten.

Dienstboten, die einen Diebstahl begangen hatten, wurde das Gestohlene angehängt, und sie wurden unter Paukenschlag („mit der Pauke gehen“) durch die Gassen getrieben.

Wegen ärgerniserregenden Lebenswandels wurde im vorigen Jahrhundert ein Mann auf Ansuchen des Pfarrers zu 24 Stockhieben vor dem Kreuz am Kirchhof verurteilt, und er mußte am Sonntag vor dem Hochaltar mit einer brennenden Kerze knien.

Die Gendarmerie

Zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Ordnung und Sicherheit wurde im ganzen Gebiet der Österr.-Ung. Monarchie im Jahre 1849 nach napoleonischem Vorbild als bewaffneter, uniformierter Wachkörper die Gendarmerie eingeführt. Sie war zuerst ein Bestandteil der Armee und unterstand der Militärgerichtsbarkeit.

Im Jahre 1852 wurde in Deutsch-Proben ein österreichischer Gendamerieposten eingerichtet, für welchen die Huszárische Kurie (Edelhaus), d. i. das Haus Nr. 218, zur Kaserne umgebaut wurde. Dieser Gendarmerieposten versah sein Amt bis zum Jahre 1860, denn das im Jahre 1858 begonnene „Anzeigebuch“ über die kleineren polizeilichen Vergehen bzw. Übertretungen für die Marktgemeinde Német Próna bricht am 9. Mai 1860 ab. Es ist anzunehmen, daß der Gendarmerieposten anderswohin verlegt wurde. Jahrzehntlang war dann die Stadt ohne Aufsichtsorgane.

Als der III. Gesetzesartikel vom Jahre 1881 zur Dienstleistung für die allgemeine Sicherheit in ganz Ungarn die Einführung der **Gendarmerie** verordnet hatte, beschloß auch die Deutsch-Probener Gemeinderepräsentanz in der Sitzung vom 13. Juli 1895, ein Ansuchen an das Innenministerium zu richten, um für die Gemeinde einen Gendarmerieposten zu erlangen. Zwei Jahre später erschien eine Abordnung aus Priewitz, und es wurde auch in unserer Stadt ein Gendarmerieposten installiert. Dazu wurde das alte, einstöckige Schulgebäude umgebaut; man verlangte fünf Wohnräume mit zwei Küchen mit Vorratskammern. Im Herbst, heißt es, war das Gebäude bezugsfertig hergerichtet. „Zwanzig Jahre lang versahen die ungarischen Gendarmen (in der ungarischen Reichshälfte waren die Gendarmen anders adjustiert als im österreichischen Teil der Monarchie) streng und gewissenhaft ihren Dienst.“ Als nach dem Ersten Weltkrieg das damalige **Oberungarn (Slowakei)** ein Teil der Tschechoslowakischen Republik wurde, verließen die ungar-

schen Gendarmen ihren Posten, welchen dann am 5. Januar 1919 die **tschechoslowakische Gendarmerie** übernahm. Als am 14. März 1939 die Slowakei ihre Selbständigkeit erklärt hatte, wurden die Gendarmen tschechischer Nationalität durch Slowaken ersetzt. Sie mieteten das Haus Nr. 52 in der Priewitzergasse, weil das frühere Amtsgebäude wieder für Schulräume gebraucht und deshalb wieder umgebaut wurde.

Die Feuerwehr

Durch der Hände lange Kette
um die Wette
fliegt der Eimer. Hoch im Bogen
spritzen Quellen, Wasserwogen.

(Schiller: „Das Lied von der Glocke“)

Der heimische Wald lieferte jahrhundertlang das Baumaterial für unsere Dörfer und Städte. Die Holzwände und auch die Schaubendächer bedeuteten daher eine erhöhte Gefahr durch Brände, von welchen denn auch unsere Chroniken in Fülle zu berichten wissen. Die Bewohner hatten demgemäß auch ein wachsames Auge: Turm- und Nachtwächter wurden eigens dafür eingesetzt. In manchen Dörfern mußten die Hausbesitzer ständig eine Leiter („Feuerleiter“), die bis zum Strohdach reichte, an das Haus angelehnt haben. Brach dennoch einmal ein Brand aus, so hatte dieser verheerende Folgen, wie die Brandkatastrophen von 1827, 1865, 1896, 1901 nur ein allzu deutliches, grausames Bild hinterließen. Die Brandbekämpfung, wie sie der Dichter schildert und wie sie auch tatsächlich gehandhabt wurde, war gegen Feuersbrünste großen Ausmaßes machtlos.

Die Art des bisherigen Feuerlöschens wurde nun allgemein als ungenügend erkannt, und so wurde die Aufforderung des Oberstuhlrichters (Bezirkshauptmann – Landrat) von Priewitz, einen **Feuerwehrverein** zu gründen, aufgegriffen und in die Tat umgesetzt.

Im Jahre 1874 gelang es dem Lehrer Johann **Skubik**, der vorher einen Lehrkurs absolviert hatte, die jungen Männer von Deutsch-Proben dazu zu bewegen, dem **Freiwilligen Feuerwehrverein** beizutreten. Es wurden eine Feuerspritze und die dazu nötigen Geräte angeschafft. Doch wehrte sich die Gemeindevertretung gegen die Uniformierung der Feuerwehrleute und sonstige Ausrüstungen und – der Verein löste sich wieder auf.



Die freiwillige Feuerwehr zum zehnjährigen Jubiläum 1924–1934

Am 25. Mai des gleichen Jahres zwang der Bezirkshauptmann von Prielwitz die Gemeinde, nach dem Beispiel der Schmiedshauer und Krickelhauer auch einen Freiwilligen Feuerwehrverein zu gründen. Noch an demselben Tag wurde dieser organisiert und der Vorstand samt dem Ausschuß gewählt. Die Freiwilligkeit wurde jetzt zur Pflicht, indem alle Männer zwischen 18 und 24 Jahren zum Beitritt genötigt wurden. Seit dieser Zeit hielten sie vom Frühling bis zum Herbst jeden zweiten Donnerstag Übungen ab, während des Winters wurden sie durch Vorträge in die moderne Brandbekämpfung eingeweiht. Für die Ausrüstung erhielt der Verein vom Staat wie von der Gemeinde namhafte Subventionen. Diese Zuschüsse wurden durch die behördliche Einführung einer Feuerwehrsteuer, mit der nur die Hauseigentümer belastet wurden, ergänzt. Die dienstverpflichteten Feuerwehrmänner waren allerdings von dieser Steuer befreit.

Der Feuerwehrverein konnte schon im Jahre 1929 zum Ankauf einer motorisierten Feuerspritze schreiten, und im Jahre 1935 konnte sogar ein Autobus angeschafft werden, der zu einem Zeugwagen umgestaltet wurde, so daß die Feuerwehr bei Ausbruch einer Feuersbrunst in einigen Minuten am Brandherd erscheinen konnte. Zuletzt waren in der Feuerwehr 42 Mann eingegliedert. Die Zivilmachtwache blieb indes weiter bestehen und wurde durch die Feuerwehr kontrolliert.

Technische Einrichtungen

Es werde Licht

„Lösch das Feuer und das Licht, daß kein Unglück geschieht!“

So mahnte der Nachtwächter die Hausbewohner bei seinem nächtlichen Rundgang, wenn er bei vorgerückter Nachtstunde noch einen Lichtschein aus den kleinen Fensterchen dringen sah. Sein Mahnruf war gewiß begründet, denn die Art der Beleuchtung gab genug Anlaß zur Sorge.

Unsere Stuben wurden vorzeiten durch Kienspanlicht erhellt. Dazu waren kleine Nischen in die Mauern eingelassen (dieser Teil bestand aus feuerfestem Material, während die Häuser aus Holz gebaut waren), die mit dem Kamin in Verbindung standen, damit der Rauch abgefangen werden konnte. Jahrhundertlang bildete diese Einrichtung die Beleuchtung unserer Wohnstuben (Wohnküchen). In anderen Wohnräumen verwendete man Kerzen aus Wachs (die allerdings sehr kostspielig waren) oder aus Unschlitt (Talg, Rindsfett).

Die Plätze und Straßen (Gassen) unserer Dörfer und Städte aber versanken bei Einbruch der Dunkelheit in tiefen Schlummer, denn sie waren bei Nacht unbeleuchtet. Wollte jemand einen unaufschiebbaren Besuch beim Nachbarn oder bei Verwandten machen, mußte er sich mit einer gewichtigen Monsterlaterne als Wegleuchterin „bewaffnen“.

Eine Umwälzung brachte erst in neuerer Zeit die Erfindung der Petroleumlampe mit sich. Sie fand allgemeine Verbreitung, doch währte ihr Dasein nicht allzulange.

In den 90er Jahren ließ die Gemeindebehörde am Ring und in jeder Gasse einige Petroleumlampen aufstellen. Sie verbreiteten ein sehr spärliches Licht, mußten täglich gereinigt und kontrolliert werden, was natürlich oft übersehen wurde.

Im Jahre 1903 wurden Versuche mit Karbidlampen angestellt, die sich auch nicht bewährten. Durch einen Gemeindebeschluß vom Jahre 1905 kehrte man wieder zu den Petroleumlampen zurück, ließ in den belebtesten Gassen wieder solche aufstellen und beauftragte mit deren Pflege jene Bürger, an deren Häusern die Lampen angebracht waren.

Vor der Eröffnung der Eisenbahn im Jahre 1909 beschloß die Gemeindevertretung, die Priewitzer Gasse mit drei, die zum Bahnhof führende Straße mit zwei neuen Petroleumlampen zu versehen.

Im Jahre 1921 gründeten auf Anregung des Kaufmanns Silvester Steinhübneun Bürger eine Aktiengesellschaft zur Errichtung einer elektrischen Zentrale in P r a v e n e c . Vom dortigen Grundbesitzer Dr. Franz Kuzma

erwarb sie das Wasserrecht, die Mühle, das Sägewerk und den nötigen Grund zur Errichtung des Elektrizitätswerkes. Von dort sollte der erzeugte Strom nach Deutsch-Proben und Umgebung geleitet werden und diese mit Licht und Kraft versorgen.

Das Elektrizitätswerk wurde im Sommer 1922 gebaut, die alte Mühle wurde zu einer modernen Walzmühle umgestaltet und auch das alte Sägewerk zu einer Gattersäge umgebaut.

Der Bau des Elektrizitätswerkes erforderte damals 1 200 000 Kronen.

Am 31. Januar wurde das Werk amtlich übernommen. Auf Grund eines Gemeindebeschlusses wurde das elektrische Licht in das Stadthaus, ins Kloster und in die Gendarmeriekaserne eingeleitet; auch viele Bürger folgten diesem Beispiel.

Es zeigte sich aber, daß die Wassermenge des Neutraflusses für den Betrieb des Kraftwerkes durch die sich stets vermehrende Inanspruchnahme des elektrischen Stromes nicht mehr ausreichte, und so entschloß sich die Elektrizitätsgesellschaft im Jahre 1929, mit der Südslowakischen Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft einen Vertrag abzuschließen, nach dem diese sich verpflichtete, den zusätzlich erforderlichen Strom zu liefern. Am 28. Oktober 1929 wurde der Anschluß durchgeführt. Der Strom erwies sich allerdings als sehr teuer, so daß sich die Probener Elektrizitätsgesellschaft gezwungen sah, eine eigene Aushilfsanlage zu schaffen. So wurde im Jahre 1933 ein Holzgasmotor in der Zentrale montiert; dadurch konnte die Abnahme des teuren Überlandstromes erheblich reduziert werden.

Die Elektrifizierung schritt indes immer weiter, so daß im Jahre 1944 435 Konsumenten mit insgesamt 2500 Lampen an das Stromnetz angeschlossen waren.

Post- und Telegraphenamts – Telefonzentrale

Schriftliche Nachrichten wurden früher durch berittene Eilboten (Kurier) oder Fuhrwerke dem Empfänger übermittelt. Es gab noch keinen geordneten Nachrichtendienst. Unter der Regierung Kaiser Maximilians I. (1493–1519) wurde der erste reguläre Postdienst zwischen Brüssel und Wien eingerichtet. In den Gaststätten, die sich heute noch „Zur Alten Post“ nennen, mußten die Reisenden notgedrungen übernachten, während am nächsten Tag mit gewechselten Pferden mit der **Postkutsche** die Fahrt weiterging (Post – posita = Standort für Pferdewechsel).

In Deutsch-Proben gab man in alten Zeiten die Briefe den Marktleuten mit, die sie bei dem Adressaten „bei Gelegenheit“ abliefern sollten. Später wurden sie mit derselben Auflage Fuhrleuten anvertraut, die mit einem Stell-

wagen von Priewitz über Topoltschan und Neutra nach Ofen (Buda) zu fahren pflegten.

Seit die Grundherrschaft von Weinitz eine **Postablage** erhalten hatte, schickte der Deutsch-Probener Gemeindevorstand die eingelaufenen amtlichen Briefe durch einen Fußgeher dorthin; erst später, als inzwischen in Priewitz ein Postamt eingerichtet worden war, konnten Postsendungen über dieses weiterbefördert werden.

Erst vor hundert Jahren, am 25. Juni 1867, konnte auch in Deutsch-Proben ein **Postamt** eröffnet werden.

Vom Jahre 1874 an verkehrte schon täglich ein Postwagen nach Priewitz. Lange Zeit machten die Brief- und Paketsendungen den Umweg über Priewitz oder Windisch Proben, wo sie gesammelt und mit der Bahn weiterbefördert wurden. Die an Adressaten in Deutsch-Proben gerichteten Sendungen gelangten auf demselben Weg an den Empfänger.

Der Gemeindevorstand machte schon im Jahre 1894 einen Versuch, der Gemeinde auch ein Telegraphenamt zu erwirken, vorerst allerdings ohne Erfolg. Seinem wiederholten Ansuchen wurde aber doch nach der Eröffnung der Eisenbahn stattgegeben: das Handelsministerium bewilligte die Errichtung eines **Telegraphenamtes**, das am 29. Juni 1910 dem öffentlichen Verkehr übergeben wurde.

Als im Frühjahr 1925 für den Gendarmerieposten ein Telephon installiert wurde, veranlaßte die Bezirksbehörde in Priewitz, daß auch für die Stadtgemeinde ein **Telephonanschluß** errichtet wurde.

Die Eisenbahn

Deutsch-Proben besaß bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts keinen Anschluß an das Eisenbahnnetz, und dieser Mangel wurde stets als hemmend für die wirtschaftliche Entwicklung für die Stadt selbst, aber auch für die ganzen Siedlungen des oberen Neutratales empfunden. Nicht nur die Erzeugnisse unserer Handwerker (Tuchmacher, Gerber, Töpfer u. a.), sondern auch die landwirtschaftlichen Produkte wie Obst, Getreide und Gemüse konnten besser abgesetzt werden, wenn damit z. B. auch die Märkte in den Provinzstädten mit der Eisenbahn leichter erreichbar waren und deshalb auch bequemer beliefert werden konnten.

Die Nachricht, die Eisenbahntrasse werde von **Velké Bělce** vorderhand bis **Priewitz** weitergeführt, wurde von der Bevölkerung Deutsch-Probens mit Begeisterung aufgenommen. Die Stadtgemeinde steuerte zum Bauvorhaben 80 000 Gulden bei.



Das Bahnhofsgebäude mit Ankunft des ersten Zuges

Hotel-Restaurant zur Bahn „Z'm Tontschä“



Das weitere Bemühen der Gemeinde aber ging dahin, daß die Bahnlinie von **Priewitz** nach **Deutsch-Proben** gebaut und eine Verbindung über **Rajec** nach **Sillein** (Žilina) hergestellt werde. Dazu wandte sich der Gemeindevorstand an einen Experten namens Dr. Eugen Rudnyansky, der beim Handelsministerium in Budapest die Konzession zum Ausbau der **Vicinalbahn Priewitz – Deutsch-Proben** erwirken konnte. Die Arbeiten übernahm die zu diesem Zwecke gegründete Nagybélic-Priewitzer-Lokal-Bahn-Aktiengesellschaft, die den Bau im Jahre 1908 begann und schon im Jahre 1909 beendete. Der Eisenbahnbetrieb konnte am 31. Oktober 1909 eröffnet werden. **Deutsch-Proben** wurde hiermit **Endstation** der durchs Neutratal führenden Eisenbahnlinie.

Der Bau der Bahnstrecke von Priewitz bis Deutsch-Proben kostete damals 999 000 K (Kronen = damalige ungarische Währung). Dazu steuerten der Staat 180 000 K, das Neutraer Komitat 50 000 K, Deutsch Proben 132 000 K und die Bahngesellschaft 637 000 K bei. An sonstigen Dienstleistungen erlegte die Gemeinde den Betrag von 2020 K 94 h (Kronen und Heller).

Am 15. Februar 1913 wurde nun auch das Teilstück Velké Bielice – Deutsch-Proben in die Verwaltung des ungarischen Staates übergeführt: MAV = Magyar államy vasút. Nach der Entstehung der Tschechoslowakei erhielten die Eisenbahnwagen eine andere Aufschrift: ČSD = Československé státní dráhy und seit dem 14. März 1939 im selbständigen slowakischen Staate: SŠŽ = Slovenské štátne železnice.

Marktgeschehen

Bei den Dorf- und Stadtgründungen wurden in den Urkunden stets auch die sogenannten **Regalien** (lat. ius regalium – Königsrecht) im Zusammenhang angegeben, so u. a. auch das **M a r k t r e c h t**, d. h. das Recht, an bestimmten Tagen des Jahres Märkte abzuhalten, wobei durch Gemeindeorgane den Inhabern von Verkaufsständen ein bestimmter Geldbetrag („Standgeld“) abverlangt wurde. Das bedeutete für die Gemeinde eine Einnahmequelle, und diese war natürlich daran interessiert, möglichst viele Märkte abhalten zu können. Solche Vorrechte konnten nur vom Landesherrn, d. h. vom König selbst oder in seinem Namen von dem betreffenden Grundherrn verliehen werden. Auch Deutsch-Proben war im Besitze solcher Privilegien; die Urkunden gingen allerdings bei den Brandschatzungen und Plünderungen, denen die Stadt im Laufe der Geschichte ausgesetzt war, verloren. Auf Grund einer Petition wurden der Stadt Deutsch-Proben am 25. 9. 1651 die einst gewährten Privilegien vom Weinitzer Grundherrn Paul Pálffy erneuert. Dabei ist nur von drei Jahrmärkten die Rede: am 1. Fastensonntag (Dominica „Invo-

cavit“), am Tag des Johannes des Täufers (24. Juni) und am Tag des Herzogs Emmerich (5. November).

Durch die Kaiser Ferdinand III. (1637–1657) und Leopold I. (1658–1705) – die römisch-deutschen Habsburgerkaiser waren zugleich Könige von Ungarn – wurden die Privilegien insofern erweitert, als zusätzlich an folgenden Tagen Auslege- bzw. Trödelmärkte abgehalten werden konnten: am 1. Mai und am Tage Johannis Enthauptung (29. August).

Eine nochmalige Erweiterung wurde durch Kaiser Karl VI. (1711–1740) dahingehend bewilligt, daß

1. am Tag des hl. Jacobus (25. Juli) und am Tag des hl. Thomas (21. Dezember) Auslegemärkte,
 2. acht Tage vor diesen Märkten Viehmärkte und
 3. jeden Mittwoch Wochenmärkte abgehalten werden durften.
- Zuletzt galt folgende Marktordnung:

Auslegemärkte: 16. Februar, 23. März, 30. April, 24. Juni, 26. Juli, 30. August, 5. November und 21. Dezember.

Viehmärkte: 9. und 23. Februar, 9. und 23. März, 23. April, 17. Juni, 21. Juli, 25. August, 29. Oktober und 14. Dezember.

Wochenmärkte: Jeden Mittwoch und Samstag (Sonnabend).

An den Markttagen herrschte buntes Treiben im kleinen Städtchen und regeres Leben als sonst. Aus allen Richtungen eilten Kaufleute und Bauern, Handwerker und Gewerbetreibende, Kinder und Erwachsene, die Deutschen aus den Nachbardörfern und Slowaken aus naher und weiterer Entfernung in die Stadt, nicht immer, um einen Kauf zu tätigen, sondern auch aus Schaulust und in der Erwartung, Verwandte und Bekannte zu treffen, um bei einem Stelldichein die letzten Neuigkeiten auszutauschen.

Einheimische Kaufleute und fremde Händler hatten ihre Stände aufgeschlagen und boten ihre Waren feil: die Probener Frauen boten selbstgewebte Leinwand, Butter, Käse, besonders würzigen Schafkäse (Brindza), Eier, Honig und Lekwar (Mus) an, von den Tuchmachern konnte man Tuche aus Schafwolle erstehen, hinter dem Rathause hatten sich auf breiter Fläche die Töpfer mit Krügen, Töpfen und Bratschüsseln („Bratscheme“) niedergelassen, und auch die Lohgerber fehlten nicht, denn ihr gediegenes Sohlen- und Pantoffelleder war allseits bekannt.

Eine Besonderheit waren die „Kolatsch-Baibe“ (Kolatschenweiber; Kolatschen = Lehnwort aus dem Slawischen, bedeutet Kuchen). Verschiedene

Bild oben: Markttreiben Bild unten: Jahrmarkt auf dem Ring



Arten von Kuchen verstanden sie zu backen: längliche, sogenannte „**Weren**“ (**Fiedeln**), dann große, runde, wie Radfelgen ohne Speichen. Vor dem „Einschießen“ in den Backofen wurde der Kuchen mit „**Kurkalamäe**“ (Ingwermehl) bestreut, er erhielt dadurch eine satte, gelbe Farbe.

Dann die „**Wratschleren**“ (Fratschlerinnen), die Obst, Hülsenfrüchte und Grünzeug anboten. In neuester Zeit verlegten sie ihre „Standeln“ zur Statue des hl. Johann von Nepomuk in den Schatten der Lindenbäume, wo sie vor den Unbilden des Wetters mehr geschützt waren. Früher wurden sowohl Jahr- als auch Viehmärkte am Ringplatz abgehalten; nach einem staatlichen Verbot mußten letztere verlegt werden. Durch einen Beschluß der Gemeindevertretung vom 22. Feber 1894 wurde für sie der Garten hinter dem Edelhäus Nr. 218 bestimmt.

Die fremden Kaufleute kamen oft von weither, bis von Topoltschan und Neutra; sie hatten hauptsächlich Schnittwaren und Kleidungsstücke auf ihren Verkaufsständen ausgebreitet und wollten diese lautstark an den Mann bringen.

Lustig und übermütig wandelten beim Faschingsmarkt die Tanz- und Hochzeitspaare durch die Reihen der Buden und Verkaufsstände. An gekauften Kochlöffelbündelchen, die fein säuberlich mit Schleifen zusammengehalten waren, gaben sie die Haushaltsgründung zu erkennen.

Beim Ostermarkt durften einige Stände mit Parfüm und Riechwasser nicht fehlen, denn die jungen Männer mußten mit Spritzwasser für den Ostermontag versorgt werden.

Am ruhigsten verlief der Maimarkt. Viele unserer Landsleute waren als Saisonarbeiter bereits in der Fremde beschäftigt, das Geld war in den Familien rar geworden. So war in dieser Zeit der Markt auch klein und auch der Umsatz nicht überwältigend. Eine Woche vor Johannis rüstete man zum großen „Ghonnese-Viehmarkt“. Leicht erklärlich: Alle Wiesen bis hinauf zum Nickelsberg und Nasenstein, vom Wyschehrad bis zur Magura grünt schon üppig. Nun konnten auch die armen Häusler in Fundstollen und Bries, in Hedwig und Münnichwies ein Jungrind während der Sommermonate durchbringen, um es dann im Herbst mit Gewinn abzusetzen. Das Pferd stand an diesem Viehmarkttag hoch in Ehren und hoch im Preis. Deshalb waren zu diesem Markt auch die berüchtigten „ägyptischen Zigeuner“ (nomadisierende Zigeuner) erschienen. Sie trieben in erster Linie Pferdehandel. Manch alter Klepper, manch alte, gute Mähre wurde unter Schreien und Peitschenknallen als gutes Zugpferd angepriesen. Doch unsere Landsleute kannten dieses Volk, ließen sich deshalb kaum auf Handel ein und achteten mehr auf ihre Taschen. Eine Woche nach dem Viehmarkt fand dann der eigentliche Johanismarkt statt.

Das „Jakobi-Jähmrige“ wurde ohne vorausgehenden Viehmarkt abgehalten. Der Name „Jähmrige“, Jahrmärktlein, sagt alles.

In erster Linie wurde auf diesem Markt Obst und Gemüse gehandelt. Allerdings hatte die „Zuckerhändlerin Pala Gisi“ an ihrem Stand bereits ihre Sorgen. Wespen und Bienen setzten der süßen Ware arg zu, und sie hatte gar manchen Kampf mit den stechlustigen Räubern zu bestehen.

Ende August kam dann der Kirchweihmarkt. Zu ganzen Bergen lagen an diesem Markt vielfach die Wassermelonen aufgestapelt.

Die größten Märkte des Jahres aber waren der Allerheiligen- und der Weihnachtsmarkt. Alles war in den Buden zu haben: Hosen, Westen und Wams, weißer und schwarzer Zwirn, Schüsseln und Eßlöffel, Stöber aus gleißendem Messing und scharf geschliffene Rasiermesser in großer Auswahl.

Unsere Bäcker aber, Feri Richter, Toni Weber und Nandor, bzw. Moritz Kellermann, stopften mit ihren frischen Semmeln, Strietzeln, Stangen und Slowaken (geflochtenes Weißgebäck) die zahlreichen hungrigen Mäuler.

Im Weinstüberl liefen eifrig Latzi und sein Bruder Westo hin und her und schenkten die gewünschte Stärkung vom Faß: Bier, Wein und Schnaps. Sie bedienten ohne Unterschied ihre Gäste: Deutsche, Slowaken, Christen und Juden, die einen Sprung in die Gaststube machten, um ein wenig dem Stoßen und Drängen, dem Getöse und dem bunten Schauspiel den Rücken zu kehren.

Aber auch unsere Kaufleute, die am Marktplatz keinen Stand errichtet hatten, hatten an Markttagen alle Hände voll zu tun: Der Philipp Rudo oder Koltschar, s' Edi-Edi oder s' Hansala Steve, sei es der Steinhübl-Vesto oder der Strutz (Tenczer „Ernö“).

Das Gesundheitswesen

Auf Plätzen vieler Städte und Märkte künden noch sog. „Pestsäulen“ die Zeit an, als einst der „Schwarze Tod“ grausame Ernte unter der damaligen Bevölkerung gehalten hat. Man errichtete sie aus Dankbarkeit dafür, daß diese fürchterliche Epidemie wieder von dannen gezogen war. Die Menschen waren angesichts der unzulänglichen Hygiene lange, bis in die Neuzeit hinein, gegen derlei Seuchen machtlos, die Sterblichkeit war dementsprechend hoch, wie die Chroniken zur Genüge zu berichten wissen.

Die ärztliche Betreuung der Kranken war sehr oft unsachgemäß und lag in den Händen sog. „Bader“; das waren Inhaber von „Badestuben“, wo sie die Badenden bedienten, frisiereten und, wenn nötig, auch „zur Ader ließen“ und auch „schröpften“. So nannte man ein Heilverfahren, bei dem mittels

eines Schnepfers (= spitzes Messer) Blut abgenommen wurde. In einer Schrift aus dem 17. Jahrhundert wird im „Verzeichnis der Schulden 1669“ eine „**Badstub**“ erwähnt, in der Richterrechnung von 1692–1734 ist die Rede von einem „**Paderzimmer**“, und in den Matrikeln ist auch der Name des damaligen „Chirurgen“ (**Sigismundus Szigethy**) verzeichnet.

Die Badestube, bzw. das „Paderzimmer“ befand sich der Überlieferung nach neben dem Bräuhaus, wo der Bader den Kranken zur Verfügung stand und wo er durch Schröpfen, Zahnreißen und Aderlassen seine Patienten von ihren Schmerzen zu befreien suchte. Nur wohlhabende Kranke konnten es sich leisten, den Bader-Chirurgen aus Weinitz oder Priewitz zu konsultieren.

Eine selbständige ärztliche Stelle wurde in Deutsch-Proben erst zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts eingerichtet. Die Arzneien waren entweder in der Hausapotheke des Arztes vorätig, oder er mußte sie von auswärts bestellen. Weitgehend wurden aber noch die Kranken zu Hause versorgt und mit Hausmitteln gesundgepflegt. Wenn in alten Schriften die Bezeichnung „Spital“ vorkommt, so ist damit nicht ein Krankenhaus im heutigen Sinne gemeint, sondern ein Altenheim bzw. Versorgungshaus für arme, arbeitsunfähige Männer und Frauen; daher auch die Redensart, wenn beim Mittagessen etwas Suppe übrig blieb: „Tragt sie ins Spital!“ (Armenhaus). Im Jahre 1893, also etwa 20 Jahre später, brachte ein diplomierter Apotheker namens **Wilhelm Mezner** bei der Gemeindevertretung ein Ansuchen ein, in Deutsch-Proben eine Apotheke zu errichten. Die Erledigung durch den Gemeindebeschuß vom 26. August desselben Jahres und die Genehmigung durch das Innenministerium in Budapest ermöglichten noch im laufenden Jahre die Eröffnung der Apotheke „zum Vorteil und Nutzen der Bevölkerung Deutsch-Probens und der Umgebung“.

Im Jahre 1931 wurde durch die **Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge** in Preßburg eine Zweigstelle dieser Institution auch in Deutsch-Proben errichtet. Ihre Aufgabe bestand, wie schon der Name sagt, in der physischen Betreuung der Jugendlichen, schon beginnend bei Frauen im Zustand der Schwangerschaft, und reichte bis zur Hilfeleistung bei Erlernung eines Berufes. Es wurden **Mutterberatungsstellen** eingerichtet, wo allwöchentlich nicht nur werdende Mütter durch geschulte Schwestern beraten, sondern auch Säuglinge ärztlich betreut wurden. Schwere Fälle wurden nach Preßburg gebracht und dort fachärztlich behandelt. Es gelang durch die Unterstützung des Deutschen Kulturverbandes, in Deutsch-Proben sogar ein **Säuglingsheim** zu eröffnen, das in der Priewitzergasse im Haues Nr. 435 eine vorläufige Heimstätte erhielt. Wegen der anwachsenden Beanspruchung entschloß sich die Zweigstelle der „**Volkswohlfahrt und Volksgesundheit**“, nicht nur das Säuglingsheim zu erweitern, sondern auch für die Kranken der bei-



Teilnehmerinnen an einem Kochkurs

den Sprachinseln ein Krankenhaus unter dem Namen „Genesungsheim“ zu errichten, dessen Grundsteinlegung am 24. Mai 1942 stattgefunden hat.

Die Jugendfürsorge

Um über die segensreiche Arbeit der Jugendfürsorge in Deutsch-Proben zu berichten, muß auch kurz die Organisation dieser Institution gestreift werden. Die Zentrale der Jugendfürsorge befand sich in Preßburg. Es war dies die „Landeskommission für Kinderschutz und Jugendfürsorge in der Slowakei“, eine halbstaatliche Einrichtung. Ihr erster Sekretär war Ing. Konstantin Höß und ihr Präsident Dr. Frühwirt.

Bereits in den Jahren 1930/31 wurden die ersten Bezirksjugendfürsorgen in den einzelnen Sprachinseln der Slowakei ins Leben gerufen. Nachdem dies bereits im Nachbarbezirk St. Martin geschehen war, folgte im Frühling 1932 Prewitz, mit Sitz der Bezirksjugendfürsorge in Deutsch-Proben.

Die Gründungsversammlung fand in der Knabenvolksschule in Deutsch-Proben unter Leitung von Sekretär Ing. Höß stat. Es waren zahlreiche interessierte Zuhörer als Gäste anwesend, Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens aus Deutsch-Proben und den umliegenden Orten. Es ist schwer, ein Bild der Jugdfürsorge spezielle von Deutsch-Proben zu zeichnen, denn ihr Wirken war unzertrennlich mit ihrer Tätigkeit in den umliegenden Orten verbunden. Ihre Mitarbeiter und Helfer wohnten zum Großteil außerhalb. Bei dieser Gründungsversammlung fiel das Amt des Obmanns an Dechant Dr. Zeisel aus Gaidel. Die Geschäftsführung übernahm Lehrer Pawlik, ebenfalls aus Gaidel. Für das Gesundheitswesen, hauptsächlich für die Tätigkeit in den neuen Mütterberatungsstellen konnte der Bezirksarzt Dr. Filkorn aus Deutsch-Proben gewonnen werden.

Sehr rasch wurde die Schutzarbeit der Jugendfürsorge von allen Rat- und Hilfesuchenden als Segen empfunden und dankbar angenommen. So erwiesen sich bald die bescheidenen Räumlichkeiten im Jünglingsverein als zu klein. Es erfolgte ein Umzug in das Haus Steinhübl am Ringplatz, neben dem Geschäft. In diesen sauber und vorbildlich eingerichteten Räumen wurden unseren Schutzbefohlenen folgende Hilfen angeboten, die regen Zuspruch fanden:

1. Beratung und Kurse:

- a) Beratung für Schwangere
 - b) Mütterberatung
 - c) Höhensonne und div. Hilfen
 - d) Sprechtag des Vormundes
Sprechtag der Fürsorgerin
 - e) Arbeitsstunden der Geschäftsführung
 - f) Mütterschulungskurse
 - g) Pflegekinderwesen
- } geleitet von Dr. Just und
} Kreisarzt Dr. Josef Zeisel

2. Schulfürsorge:

- a) Tbc-Untersuchungen
- b) Erholungs- und Heilversickung
- c) fachärztliche Untersuchungen in Preßburg
(große Kindertransporte)
- d) Heilbehandlung



Teilnehmerinnen an einem Kurs für Säuglingspflege

Mitarbeiter der Jugendfürsorge und deren Betreute



3. Veranstaltungen:

Um der Not in den Sprachinseln entgegenwirken zu können, mußten Geldmittel beschafft werden. Auch unsere Bezirksjugendfürsorge half dabei der Landeskommission für Kinder- und Jugendfürsorge nach besten Kräften mit.

a) **Oktobersammlung** der Landeskommission. Sie fand im ganzen Land statt. Auch in Deutsch-Proben und den umliegenden Orten wurde gesammelt, und viele Helfer stellten sich für diesen edlen Zweck zur Verfügung.

b) **Puppenschau.** Fleißige Hände arbeiteten schon lange vor Weihnachten für diese Schau, deren Erlös eine spürbare Hilfe für die Fürsorgearbeit war. Den Helfern wurde lediglich der Puppenkopf und ein Schnittmuster für den Rumpf zur Verfügung gestellt. Es entstanden wahre Meisterwerke: Trachtenpuppen, Märchenfiguren usw.

c) **Kinderfeste** in den großen Ferien am Fußballplatz des Jünglingsvereins mit großem Umzug. Wer erinnert sich nicht gerne daran?

Uneigennützig stellten sich für die Arbeit der Bezirksjugendfürsorge Hilfskräfte vornehmlich aus den Kreisen der Lehrerschaft zur Verfügung. So darf an die langjährige Tätigkeit unseres Vormundes Oberlehrer Alfred Saliger aus Bettelsdorf erinnert werden, ebenso an den langjährigen Geschäftsführer Lehrer Gottfried Staniek aus Schmiedshau. Einige Jahre bekleidete das Amt des Obmanns Dechant Pfarrer Petrich und Kaufmann Anton Zeisel. Seit der Errichtung der Mütterberatungsstelle in Deutsch-Proben bis zum Schluß war Frä. Irene Richter (Edi Iren) als Helferin nicht wegzudenken. Ihr war diese Tätigkeit zur lieb gewonnenen Pflicht geworden. Eine große Stütze war Frau Genoveva Elischer vom Ringplatz. Da sie einigemal in der Woche geschäftlich nach Preßburg fuhr, betreute sie auf der Rückreise in mütterlicher Liebe und Umsicht unsere Kinder, die aus den verschiedenen Kliniken nach Hause entlassen wurden. Auf diese Weise konnte die Ausgabe für eine Begleitperson eingespart werden.

Sehr freundlich standen die Hebammen zur Fürsorgearbeit. Auch die Jugend half mit, wenn sie angesprochen und gebraucht wurde.

Viele waren bereit, selbstlos zu helfen, und viele haben geholfen.

Es ist für diese Leser vielleicht eine Genugtuung, zu erfahren, daß sich noch bis auf den heutigen Tag Menschen aus dem Gebiet von Deutsch-Proben mit großer Dankbarkeit der schützenden und helfenden Tätigkeit der Bezirksjugendfürsorge erinnern. Einer Hilfe, die sie am eigenen Leib erfahren haben und die sie zu gesunden und glücklichen Menschen gemacht hat.

Unsere Kirche

Geschichte

Es entsprach gewiß der christlichen Einstellung der ersten Siedler, daß sie, nachdem sie ihre primitiven Behausungen gezimmert hatten, alsbald darangingen, ein vorerst einfaches Bethaus zu errichten, um, so ist anzunehmen, bei den elementaren Eingriffen in ihr Leben, wie Geburt, Begräbnis oder Eheversprechen, nicht den Segen des Priesters entbehren zu müssen. Es ist aber überliefert, daß schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts in der Mitte des Friedhofes in der südöstlichen Ecke des Marktplatzes eine im gotischen Stil errichtete Kapelle „fertig dastand“. Ein ganz in ihrer Nähe erbautes Gebäude diente wahrscheinlich als Karner oder Beinhaus (ossarium). Da ja die Siedlung im Gebiete der Grundherrschaft Weinitz lag, gehörte die Kapelle als „**Filialkirche**“ zur dortigen Mutterkirche. Die weite Entfernung Deutsch-Probens von Weinitz ließ die Gläubigen ihren religiösen Verpflichtungen besonders bei schlechtem Wetter und im Winter nur schwer nachkommen. Sie boten deshalb alles Mögliche auf, eine eigene Kirche erbauen zu können. Man verband in der Folge das Beinhaus mit der Kapelle, und diese baute man zu einem Sanktuarium aus. Der „im bogenförmigen Stil“ errichtete Zubau wurde zum Kirchenschiff, und sogar ein turmähnlicher Aufbau krönte zum Schluß das einfache Gotteshaus. Unter dem Turm führte ein Gang in die Vorhalle des Haupteinganges, und damit erhielt die Kirche die Grundform eines Kreuzes. Keine schriftlichen Belege geben Zeugnis von den Plänen, Arbeiten und dem Kostenaufwand, die Bewohner werden ihr Gotteshaus wohl in Eigenregie aufgebaut haben. Später wurde das Beinhaus in eine Kapelle zu Ehren des **Hl. Michaels** (St. Michael ist der Schutzheilige der Deutschen) umgebaut.

Am Ausgang des 14. Jahrhunderts waren indes die wirtschaftlichen Verhältnisse schon soweit gediehen und gefestigt, daß man darangehen konnte, einen Geistlichen zu installieren, u. zw. in der Person eines gew. Andreas **Renisz**. Der Umsicht dieses geistlichen Herrn gelang es, vom Weinitzer Patronatsherrn Andreas von **Ilsva** (besonders durch die Fürsprache seiner Mutter Helena) die Probener Kirche, die bislang der Mutterkirche von Weinitz zugehörig war, durch ein Ablösegeld von sechs Goldgulden jährlich als selbständig erklären zu lassen. Das sog. „**Sechzehntel**“ mußte jedoch weiterhin an das Erzbistum **Gran** abgeliefert werden. Und noch ein Erfolg war dem Pfarrherrn beschieden: die Kirchen der benachbarten Gemeinden Schmiedshau und Beneschau, die auch Filialkirchen von Weinitz waren, wurden von nun an der Kirche in Deutsch-Proben zugeteilt, mußten aber



Die alte Kirche
vom 14. Jahrhundert

weiterhin das Sechzehntel nach Weinitz entrichten. Deutsch-Proben stellte schließlich den Filialzins ein, hatte aber mit dieser Maßnahme keinen Erfolg. **Michael Keberhard**, Pfarrer von Weinitz, erhob beim Erzbischof in **Gran** (Esztergom) Beschwerde. Der öffentliche Notär der Diözese Neutra (Nitra) **Thomas Goor** wurde mit der Bereinigung dieser Angelegenheit beauftragt. Das Ergebnis war, daß Deutsch-Proben weiterhin den Filialzins nach Weinitz entrichten mußte.

Als im 16. Jahrhundert die Grundherrschaft von Weinitz, die lutherischen Glaubens war, alle Untertanen aufgefordert hatte, zum lutherischen Glauben überzutreten, kamen auch die Deutsch-Probener im Jahre 1560 dem Verlangen nach und überließen die Kirche dem lutherischen Gottesdienst. (Auf



Die neue Kirche, eingeweiht im Jahre 1907

Grund des Augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555 wurde den Reichsständen das Recht gewährt, die Konfession ihrer Untertanen zu bestimmen: Cuius regio, eius religio!). Genau hundert Jahre blieb die Kirche unter der Leitung evangelischer Pastoren, im Jahre 1660 wurde sie im Zuge der Gegenreformation den Katholiken zurückgegeben. Die Aufstände unter den



Altar der Grabkapelle

ungarischen Adelligen **Bethlen Gábor** und **Georg Rákóczy** im 17. Jahrhundert drangen bis in unsere Gegend, und nicht nur die Stadt, sondern auch die Kirche wurde durch das Insurgentenheer mehrmals ausgeraubt und eingeäschert. Jedesmal währte es jahrelang, bis die Kirche wiederhergestellt und ausgestattet war.

Vergrößerung der Kirche

Es war vorauszusehen, daß die kleine Kirche der rasch wachsenden Bevölkerung auf die Dauer nicht genug Raum bieten konnte. Die Belastung war groß, da, wie erwähnt, die Kirche durch Feindeinwirkung mehrmals Verwüstungen ausgesetzt war. Doch die Bevölkerung von Deutsch-Proben und Umgebung scheute keine Opfer, um an eine Vergrößerung der Kirche zu schreiten. In die Probener Mutterkirche wurden außer Schmiedshau und Beneschau noch drei weitere Kleingemeinden inkorporiert, u. zw. Zeche, Fundstollen und Bettelsdorf; so konnten die Lasten auf mehrere Schultern verteilt werden. Trotzdem blieb die Hauptlast den Probener Gläubigen aufgebürdet. Wenn auch die Zu- und Umbauten lange Zeit in Anspruch nahmen, so ist es doch dem unermüdlichen Eifer des Pfarrers **Johann Gulden** zuzuschreiben, daß das Werk vollendet werden konnte. Von ihm steht geschrieben: *ecclesiam struxit* – er baute die Kirche. Unter den folgenden Pfarrherren **Franz Ignaz Koler** (1746–1756) und **Johann Zsolny** (1766–1812) wurden weitere, wenn auch kleinere Zubauten errichtet. Doch eine neue Feuersbrunst machte alle Bemühungen zunichte, das große Feuer im Jahre 1827 legte alles in Schutt und Asche. Fünf Jahre lang dauerte es, bis die Gläubigen von Deutsch-Proben in einer neuen Kirche (Notkirche) ihre Andacht verrichten konnten.

Die neue Kirche

Aufbau

Die nach dem großen Brand vom Jahre 1827 notdürftig hergerichtete Kirche konnte den Gläubigen von Deutsch-Proben und denen der eingepfarrten Filialkirchen nicht genügen. Zwar wurde der Ruf nach einer gründlichen Renovierung oder einem Neubau immer lauter, doch zögerte man der ungeheuren Kosten wegen, und jahrzehntelang geschah eigentlich nichts. Auch der neue Patron der Kirche, Johann Graf **Pálffy**, war anfangs nicht zu bewegen, einer Änderung des trostlosen Zustandes der Kirche zuzustimmen, auch dann noch nicht, als die Gemeindevertreter in der Sitzung am 7. Dezember 1893 beschlossen hatten, einen Um- oder Erweiterungsbau durchzuführen.



Kircheninneres mit Hauptaltar

Inzwischen schritt der Verfall der Kirche fort, der Dachstuhl drohte einzustürzen, und im Kircheninnern bröckelte der Verputz von den Wänden. Es kam so weit, daß der Oberstuhlrichter* von Priewitz die Benützung verbot und mit Bescheid vom 8. Oktober 1896 die Kirche sperren ließ. Am 2. Januar 1897 beschloß der Gemeindevorstand auf Grund des Gutachtens eines bestellten Bauingenieurs, die Kirche mit Ausnahme des Turmes und der St.

* Landrat



Altar der Michaelskapelle

Teilansicht der Weihnachtskrippe



Michaeliskapelle abzutragen und an ihrer Stelle eine neue und entsprechend geräumige zu bauen. Auch dann noch verweigerte der Kirchenpatron seine Zustimmung; er drängte auf eine bloße Instandsetzung. Als der Bischof und das Kultusministerium in diese Angelegenheit eingegriffen hatten, fällt Graf Pálffy folgende Entscheidung, die er durch seinen Vertreter Dr. Julius Filberger am 17. August 1904 der Gemeindebehörde mitteilen ließ: „Der Patron steuert zum Bau der Kirche nur soviel bei, wieviel zur Renovierung der alten Kirche notwendig gewesen wäre. Zukünftig wird der Patron die Erhaltungskosten zu 84,14% bestreiten, den Rest muß die Kultusgemeinde tragen.“ Nun erst gab die kirchliche Oberbehörde die Zustimmung, die Kirche abzutragen und eine neue zu bauen.

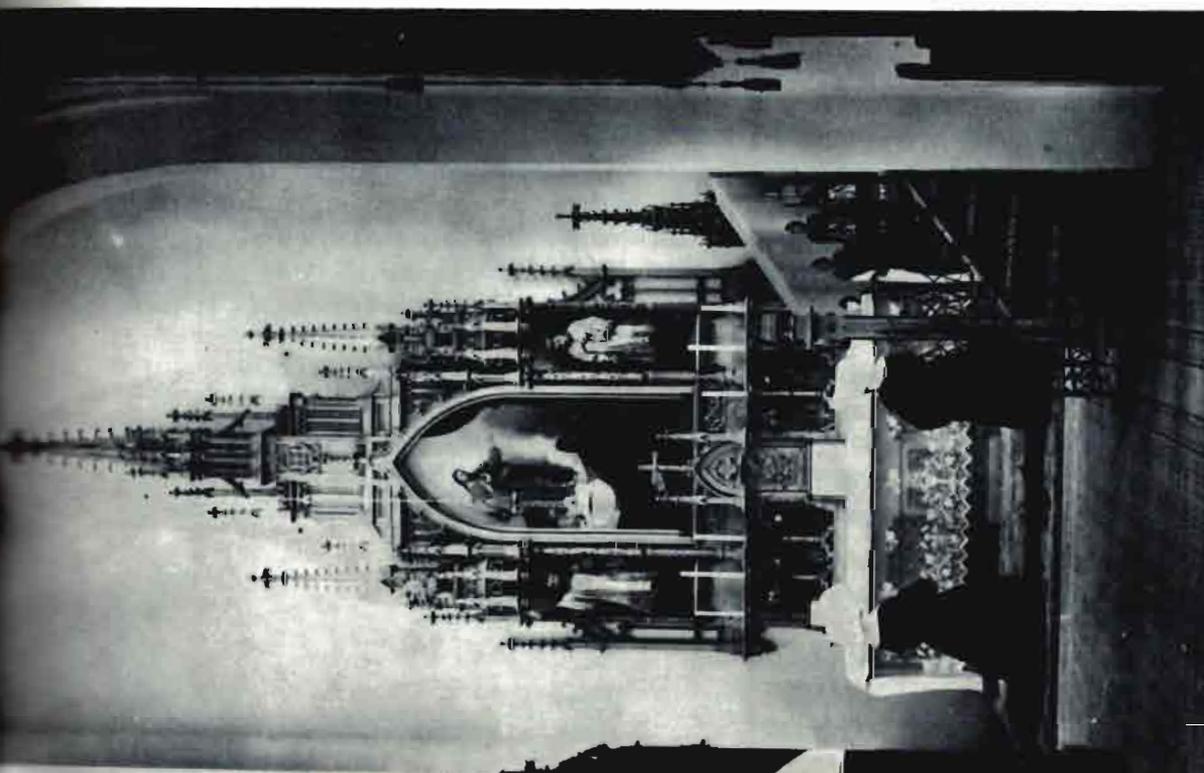
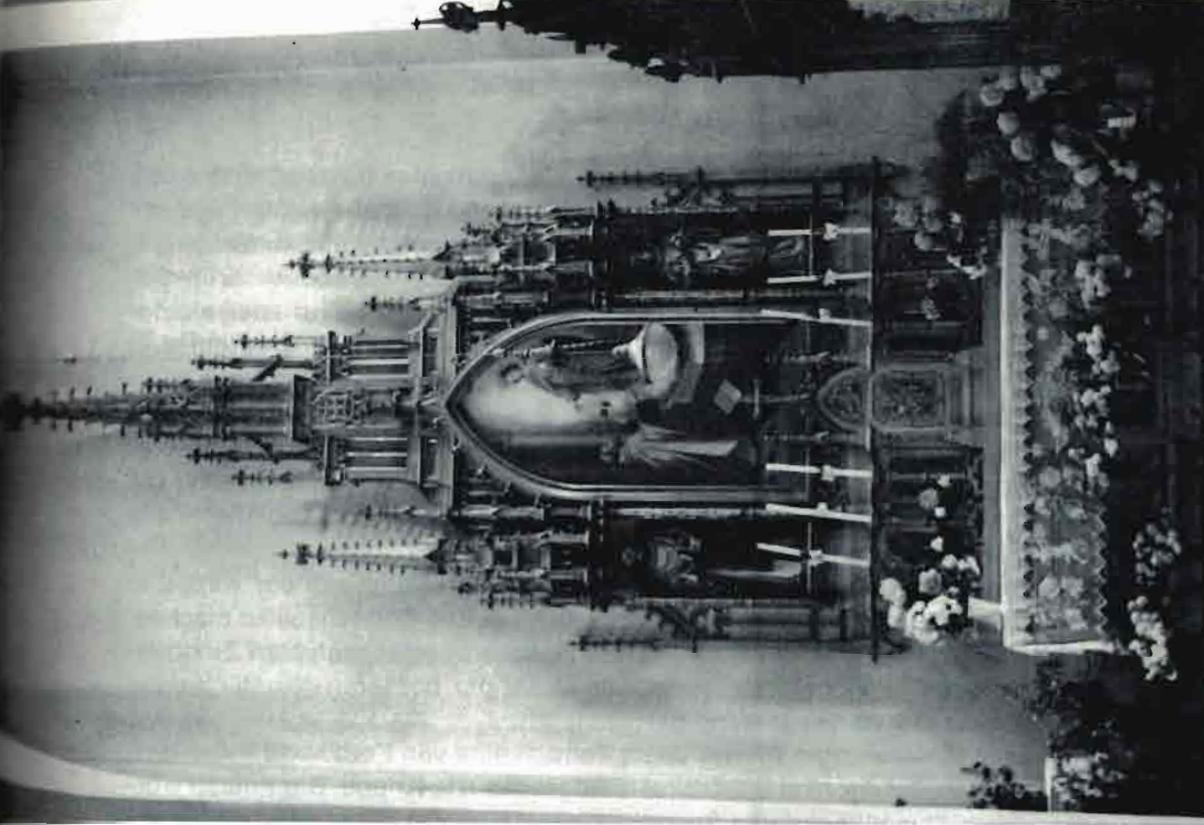
Die Arbeiten begannen am 20. Oktober 1904. Aus Kostenersparnis ließ man den Turm bis zur Uhr, die St. Michaeliskapelle samt der über ihr gebauten Gerätekammer, die 10 Steinsäulen unter der Empore und die Eingangshalle stehen. Beim Neubau wurden jedoch diese Teile dem Stil der neuen Kirche angepaßt.

Die feierliche Grundsteinlegung fand am 25. Juli 1905 statt. Der Plan, der durch den Architekten **Otto Stehló** aus Budapest entworfen wurde, sah eine dreischiffige, im neugotischen Stil erbaute Hallenkirche vor. Mit dem Bau wurde der Baumeister **Johann Tomaschek** aus Neutra beauftragt, die Bauleitung hatte **Josef Schwager** inne. Als Termin zur Beendigung wurde der Sommer 1906 festgelegt. Zur Bedachung des Hauptschiffes verwendete man Eternitschiefer, der der Nebenschiffe Blechtafeln.

Ausstattung der neuen Kirche

Um die Ausstattung und Einrichtung der neuen Kirche hat sich der aus Deutsch-Proben gebürtige Theologieprofessor und spätere Domherr zu Neusohl (Banská Bystrica) **Anton Richter** besonders verdient gemacht. Alle aus seiner Heimat stammenden Männer seines Standes feuerte er zur Opferwilligkeit an, er selbst aber ging wahrlich mit gutem Beispiel voran und übertraf wohl alle anderen an Spendefreudigkeit, so daß sein Name mit seiner Heimatkirche für immer verbunden bleiben wird. Seinem Einfluß ist es zu verdanken, daß mit oberhirtlicher Genehmigung Sammlungen veranstaltet und auch Theaterstücke aufgeführt wurden. Nach alter Tradition wurde auch die neue Kirche dem **hl. Johannes dem Täufer** geweiht.

Bild oben: Skapulieraltar
Bild unten: Herz-Jesu-Altar



Neben Kunstwerken aller Art, die Prof. **Anton Richter** beschaffte und die heute noch unsere Heimatkirche zieren, ließ er die **Kanzel** errichten und mit einem Gitter versehen, dann wurde die **Hl. Grabkapelle** vollkommen eingerichtet, wobei der aus Carraramarmor angefertigte Altar alle anderen Gegenstände an Wert übertraf. Die Decke wurde von dem Münchener akademischen Maler **Rudolf Schmalzel** ausgemalt und die Seitenwände mit drei großen Ölbildern verziert. Auch das elektrische Licht wurde auf Richters Kosten eingeleitet. Im Jahre 1924 spendete er ein 37 kg schweres Glöckchen, damit zur Wandlung geläutet werden konnte. Im Jahre 1926 überraschte er wieder seine geliebte Heimat mit einer 556 kg schweren **Medianglocke**, die mit der schon vorher bestellten großen Glocke aus der Glockengießerei des **Oktav Winter** zu Braunau in Deutsch-Proben eintraf.

Genannt und ungenannt waren auch weiterhin bestrebt, aus der Kirche in Deutsch-Proben ein in allen Belangen sehenswertes Gotteshaus zu machen. Im Jahre 1926 wurden die während des Krieges beschlagnahmten Zinnpfeifen der Orgel** wieder ersetzt und die Orgel der besseren Akustik wegen weiter nach rückwärts zur Wand gerückt.

Im Jahre 1934 besorgte **Pfarrer Josef Petruch** eine von **Ferdinand Prinoth zu St. Ulrich im Grödner Tal** in Südtirol handgeschnitzte Krippe. Die Kosten wurden durch Sammlungen und Spenden gedeckt. Im J. 1939 wurden die Zifferblätter und Zeiger der Turmuhr erneuert. Das Äußere und die Vorhalle der Kirche, welche durch die Wechselfälle der Zeit arg gelitten hatten, wurden im Jahre 1942 erneuert.

Beim Neubau der Kirche war man darauf bedacht, daß sie der Einwohnerschaft von Deutsch-Proben und der nächsten Umgebung genügend Platz bieten könne (etwa 3 000 Personen). Nun traf es sich, daß die vorher eingepfarrten Kirchen von Schmiedshau und Zeche als selbständige Kirchen erklärt wurden, so daß fortan keine Raumnot zu befürchten war.

Die Einweihung (Konsekration) der Kirche vollzog auf Ersuchen des Diözesanbischofs Dr. **Wolfgang Radnai** der Weihbischof von Tinnin, Dr. **Josef P. Lányi**, am 1. September 1907, also an dem Tage, an dem die Deutsch-Probenner Bevölkerung seit alters her das Kirchweihfest gefeiert hatte.

** von der Fa. Schönhoffer in Preßburg

Die Seelsorger,

die seit der Gründung der Kirche in Deutsch-Proben gewirkt haben. (Bis zum Jahre 1560 werden die meisten nur mit dem Vornamen angegeben):

Im Jahre	1401	.....	Andreas Renisz,
	1464	.....	Petrus,
	1483	.....	Joannes,
	1487	.....	Nicasius,
	1559	.....	Casparus,
	1560	.....	Georgius Biliczensis Biliczer.

Vom Jahre 1560–1660 wirkten an der Kirche evangelische Pastoren:

	1569	.....	Daniel Rurichius,
	1581	.....	Andreas Schormann,
	1605	.....	Jakobus Spiegler,
	1624	.....	Michael Swer sen.,
	1648	.....	Joannes Reich,
	1654	.....	Daniel Meckel,
	1658	.....	Joannes Graff.

Letzterer wurde durch die Gräfin Franziska Pálffy-Khuen des Landes verwiesen, so daß vom Jahre 1660 an wieder katholische Geistliche eingesetzt wurden.

Von	1660	P. Joachim Mechtel S. J.,
Vom	4. Juni 1665–1668	Willibaldus Krausz,
	22. Juli 1668 bis 29. März 1671	Hieronymus Vilpasz,
	29. März 1671 bis 1673	Jacobus Jakucz,
	26. Juli 1673 bis 1675	Isaak Franz Regius,
	3. Mai 1675 bis 1678	Matthias Zobelius (Zobel),
	30. November 1678 bis 1679	Matthias Krupicz,
Von	1679–1686	Joannes Groß, Piarist a. d. Kloster zu Priewitz,
Vom	18. August 1686 bis 1690	Joannes Henricus Hunger,
	26. Febr. 1690 bis 1691	Joannes Augustin. Ignatius Langner,
	24. November 1691 bis 1696	Paulus Wathofer,
	28. März 1696 bis 1701	Petrus Josephus Schmidt,
	13. April 1701 bis 1714	Andreas Joannes Gulden,
	21. März 1714 bis 1716	Michael Langer,
	18. Dezember 1716 bis 24. Juni 1729	Georgius Czernak (aus Deutsch-Proben),

7. Juli 1729 bis 1740 Josephus Mertinger,
 7. Oktober 1740 bis 14. August 1756 Franciskus Koller,
 8. Nov. 1756 bis 12. Okt. 1766 Antonius Franciscus Derer,
 16. Oktober 1766 bis 18. Oktober 1812 Joannes Zsolnay,
 Mai 1813 bis April 1817 Georgius Hauser,
 18. Oktober 1817 bis 6. August 1833
 Antonius Tenczer (Tänzer) (aus Deutsch-Proben)
- Von 1833 bis 8. April 1839 Josephus Cal. Polereczky,
- Vom Juli 1839 bis April 1841 Graf Aloisius Forgách,
 30. September 1841 bis März 1843 Joannes Smetanay,
 März 1843 bis 19. September 1870
 Josephus Steinhübel (aus Deutsch Proben),
 20. Feber 1871 bis 23. September 1911 Josephus Wohland,
 4. November 1911 bis 23. März 1932 Franziscus Raitsits,
- seit 24. März wirkte der aus Deutsch-Proben gebürtige Josephus
 Petrich.

Rekatholisierung der Bevölkerung

Auf Grund des im Jahre 1555 zu Augsburg zwischen König Ferdinand I. und den Reichsständen geschlossenen Religionsfriedens konnten diese die Konfession ihrer Untertanen bestimmen. Auf Grund dieser Auslegung (*cuius regio, eius religio* = wessen das Land, dessen die Religion) wurden die Bewohner Deutsch-Probens vom damaligen Grundherrn in Weinitz, namens **Thurzo**, der lutherischen Glaubens war, angehalten, zum protestantischen Glauben überzutreten.

Nach dem Aussterben der Familie Thurzo im Jahre 1637 fiel die Herrschaft durch königliche Belehnung dem Grafen **Paul Pálffy von Erdöd** zu. Graf Pálffy, der katholisch war, bewog seine Untertanen, wieder zum katholischen Glauben zurückzukehren. Besonders seine Gemahlin **Franziska**, eine geborene **Khuen**, war bestrebt, dieses Anliegen mit Vehemenz durchzuführen. Nach seinem Ableben berief die Witwe sechs Patres vom Jesuitenorden aus Tyrnau (Trnava), die die Rekatholisierung mit Eifer betrieben. Den Gläubigen wurde nun eröffnet, daß sie dem bisherigen Glauben entsagen und wieder zur katholischen Konfession zurückkehren mußten. Als Termin wurde der 15. August 1660 festgesetzt. Denjenigen, die sich weigerten, drohte Landesverweisung, indem man ihnen Hab und Gut nach vorangegangener Abschätzung vergütete und sie dann zur Auswanderung nötigte. An diese

Begebenheit erinnert heute noch eine von der Fam. Pálffy gestiftete Marienkirche in Priewitz, zu welcher alljährlich auch Wallfahrten stattfinden.

Nachdem der letzte lutherische Pastor **Johann Graff** mit dem Diakon **Philipp Köberling** und dem Rektor **Andreas Zaskalitzky** durch die Gräfin ausgewiesen worden waren und sie am 19. August den Pfarrhof verlassen hatten, wurde die Kirche am 23. August neu eingeweiht.

Die Verordnung der Gräfin wurde aber nicht streng durchgeführt. Einem gewissen Paul Pfaff und seinen Nachkommen wurde auf Grund eines Bittgesuches der Verbleib in Deutsch-Proben weiterhin gestattet, obwohl er lutherischen Glaubens war.

Bei der Kanonischen Visitation vom Jahre 1731 lebte hier nur noch eine lutherische Witwe.

Die Kirchenvisitation im Jahre 1821

Es war früher üblich, daß der oberste Hirte einer Diözese, der Diözesanbischof also, bei den einzelnen Pfarrherren in den Kirchengemeinden von Zeit zu Zeit einen Besuch anmeldete, um sich an Ort und Stelle über verschiedene Kirchenangelegenheiten und über das kirchliche Leben in der Gemeinde informieren zu lassen, um auch gegebenenfalls bei etwaigen Mißhelligkeiten mit Rat und Tat eingreifen zu können. Von kirchlicher Seite nannte man dies „Canonica visitatio“ oder Kanonische Visitation, die auch von einem Bevollmächtigten des Bischofs durchgeführt werden konnte.

Solange Deutsch-Proben zur Erzdiözese **Gran** (Esztergom) gehörte, wurden die Visitationen von einem Gesandten des Erzbischofs durchgeführt; seit 1776 oblag diese Pflicht dem Bischof des neugegründeten Bistums in **Neusohl** (Banská Bystrica).

Die Visitationen fanden stets im Beisein der politischen Behörde, in jener Zeit eines Vertreters der Komitatsverwaltung, dann des Vertreters des Patronats (Gutsherrschaft von Weinitz), ferner eines Vertreters des Gemeindevorstandes und schließlich auch des Vorstandes einer Filialkirche statt.

In Deutsch-Proben fanden im ganzen 7 Kirchenvisitationen statt: In den Jahren 1559–1660, während der Zeit des Protestantismus gab es keine Visitationen, dann in den Jahren 1731, 1755, 1780, 1804 und die letzte im Jahre 1821.

Nach dem im Katholischen Pfarramt aufliegenden Protokoll wurden in einzelnen Punkten u. a. über die religiöse Einstellung der Gläubigen, den baulichen Zustand der Kirche und des Pfarrhofes und die finanzielle Gebarung beraten.

Nach einem im Gemeindearchiv noch erhaltenen Protokoll wurden bei der Kirchenvisitation im Jahre 1731 vom Vertreter der Gemeinde dem Bevollmächtigten des Erzbischofs folgende 4 Bitten vorgetragen: 1. daß der Filialzins in der Höhe von 6 Gulden jährlich so wie bis jetzt dem Pfarrer von Weinitz aus der Kirchenkasse entrichtet werde, 2. daß die Leichen in der Gruft bestattet werden können, 3. daß der Gemeindevorstand das Recht habe, die Kirchenrechnung zu überprüfen, 4. daß das Kirchenvermögen in der Kirche aufbewahrt werden dürfe. Nur den Ansuchen in Punkt 1 und 4 wurde entsprochen.

Bei der Verhandlung anlässlich der letzten Kirchenvisitation am 29. August 1821 durch den Diözesanbischof **Anton Makay de Eadem et Gelej** spielte sich eine peinliche Szene ab. In der damaligen Zeit machten die Einkünfte eines Seelsorgers gewisse Abgaben aus, welche die Gläubigen in Naturalien nebst den Lektikale-Gebühren zu leisten hatten. Auf Grund einer Vereinbarung zwischen dem Pfarrherrn und der Gemeindebehörde wurden die Naturalbezüge mit 75 Gulden jährlich abgelöst und aus der Gemeindekasse fundiert.

Bei dieser letzten Kirchenvisitation im Jahre 1821 ersuchte der aus Deutsch-Proben gebürtige Pfarrer **Anton Tenczer** den Vertreter des Gemeindevorstandes, diese Summe auf 200 Gulden zu erhöhen. Als sich der Vorstand auch auf die Fürbitte des Bischofs hin nur einer Erhöhung auf 100 Gulden geneigt zeigte, nahm der Bischof an diesem Widerstand Anstoß und charakterisierte die Gemeindebehörde trotz ihrer Frömmigkeit als hartköpfig und roh (*durae capacitatis et intractabiles*).

Die Schriften vor der Zeit von 1560 (vor der „Lutherischen Zeit“) sind im Erzbischöflichen Archiv in Gran (Esztergom) in Ungarn vorhanden. Die Kanonischen Visitationen (Protokolle) wurden immer in zwei Exemplaren ausgestellt, und ein Exemplar wurde im Archiv der obersten Kirchenbehörde, das zweite im örtlichen Pfarrarchiv hinterlegt. Sie bilden gewiß wertvolle Urkunden zur Kirchengeschichte von Deutsch-Proben.

Die Kirchenmusik

Alois Diera, geboren am 5. 4. 1879 in Deutsch-Proben, gestorben am 28. 5. 1958 gleichfalls in Deutsch-Proben, langjähriger Lehrer und Organist in Gaidel, hat über seinen Heimatort und über seine frühere Tätigkeit Aufzeichnungen hinterlassen, aus denen hier auszugsweise einiges über die Kirchenmusik an der Pfarrkirche in Deutsch-Proben gebracht werden soll.

Über die Anfänge und die frühe Entwicklung der Kirchenmusik an der Pfarrkirche in Deutsch-Proben ist nichts Näheres zu erfahren. Fest steht aber, daß sie bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts in hoher Blüte stand. Überliefert sind die Namen von einigen Organisten wie Králik, Frimel und Hanák, der ein exzellenter Geiger gewesen sein soll. Diese haben sich besondere Verdienste um die Ausbildung des Kirchenchores erworben. Im Laufe der Zeit war es zur Selbstverständlichkeit geworden, das sonntägliche Hochamt als Instrumentalmesse zu feiern, während die erste, die sogenannte kleine Messe, als Singmesse mit Orgelbegleitung abgehalten wurde. Das Orchester selbst setzte sich zusammen aus Geige, Klarinette, Flöte, Trompete, Hörnern, Posaune, Cello, Baßgeige, Helikon und den Trommeln; die volle Besetzung war in der Regel nur in den Wintermonaten zu erreichen, da sehr viele Orchestermitglieder fern der Heimat ihrem Beruf nachgingen. Die Gesangsstimmen waren meistens mit nicht mehr als 1 bis 2 Sängern besetzt. Bei großen oder besonderen kirchlichen Anlässen erfuhr der Chor allerdings eine entsprechende Verstärkung.

Nach den eingangs genannten Organisten soll es über eine längere Zeit hinweg keine voll ausgebildeten Nachfolger gegeben haben und die Orgel mit Laienmusikern besetzt gewesen sein. Hier ist noch der Name eines Ignaz Kurbel, Seiler von Beruf, zu nennen. Nach seinem Tode sollen Alex Zeisel und Josef Elischer vorübergehend die Orgel gespielt haben. Für schwierigere Parts sei später ab und zu Schwester Margit, die Oberin des Nonnenklosters, hinzugezogen worden, die sich bald darauf voll und ganz und mit großem Können der Orgel und der Kirchenmusik überhaupt angenommen haben soll. Ihre selten gehörte Solo-Altstimme soll immer bewundert worden sein.

Um doch wieder zu einem vollwertigen Organisten zu kommen, fand eine Ausschreibung statt, auf die sich unter anderem ein junger Musiker, Ferdinand Rohrbacher aus Szegedin in Ungarn, meldete, der wegen seines guten Orgelspiels und seiner besonders schönen Stimme auch eingestellt wurde. Diera schreibt zu Rohrbacher: „An einem Sonntag bei einer großen Messe setzte Rohrbacher zum Offertorium mit einem ungarischen Lied ein, das von der Melodie her an dem Lied „Ich will dich lieben, meine Stärke“ orientiert war. Der Solopart, mit sehr ausdrucksvoller und begnadeter Stimme vorgetragen, beeindruckte sehr.“ Von dieser Zeit an wurde er bedrängt, öfters auch gesänglich mitzuwirken.

Rohrbacher heiratete eine Probnerin, die Tochter des Josef Richter (Tuc), und nach deren frühzeitigem Ableben eine zweite Probnerin, Mizzi Richter (Widala). Bald darauf folgte er jedoch zum großen Bedauern der Probner einem Ruf nach Neupest.

1. Mit fro - hem Ger - gen will ich fin - gen dir Sung - san, Mat - ter, Ab - ni - gni! als Ma - ge -
 2. Da bu wirfst for - gen, Gu - te, Tren - ei beann im - mer, wenn ich Still be - gehrt' im Kram - ple
 3. So - lang ich leb' im Sam - mer - ra - te, so - lang der Tod nicht' trübt den Blid, will ich nach

1. bind' auch dir noch brin - gen mein Herz, o nimm es lie - bend hin. Und mach ich lei - be hier auf Er - den, soll stets dir
 2 die fest Er - den - le - bent, ward mein Dör lan - gen stets ge - nährt. Da - rum soll nie mein Herz ber - ja gen, wenn' noch so
 3 bei nem Bei spiel le - ben in Schmerz und Qualen, Freud und Glüd. Und wenn dann einst der Zo - te win - fet, so süh - re

1. auf ge - o - piet sein; ich weiß ja du wirst für mich for - gen, Ma - ri - a, hol - be Sung - frau rein.
 2. fürnt, mein Trost bist du. Nach Kampf und Sinnen wird mich er - qui - den auf dei - ne Für - bit' him - mel - ruh'
 3. mich an bei - ner Hand aus Freuz und Leid zu bei - nem Soh - ne in je - ned' best - re Ma - ter - land.

Beim Orchester, vor allem in der kleinen Besetzung, kam der ersten Violine eine besondere Bedeutung zu. Ausgehend vom Erbe des eingangs erwähnten Hanák war man immer um einen guten ersten Geiger bemüht. Hier sind unter anderem der Kaufmann Philipp Richter, sein Nachfolger Tenzer und später Stephan Schwertschik zu nennen. Mit Lehrer Steinhübl als dessen Nachfolger bekam die Probner Kirchenmusik nicht nur einen hervorragenden Geiger, sondern auch einen sehr erfolgreich wirkenden Chorleiter und Gesangssolisten.

Nach dem Abgang von Rohrbacher unterblieb die Bestellung eines neuen Organisten, weil sich mittlerweile für Schwester Margit ihre Nachfolgerin, die Oberin Michaela, sowohl im Orgelspiel als auch in der Chorleitung zu betätigen begonnen hatte.

Der Sopranstimme kam verständlicherweise besondere Bedeutung zu. Ältere Probner wußten noch um die begnadete Stimme einer Lehrerstochter **Papos**. Ihr soll eine **Maria Schlenker**, verheiratete Nitschko, gefolgt sein, daran anschließend **Maria Kuzmann**, verheiratete Leitmann. Ihre Nachfolgerin war eine **Augustina Stiffel**, verheiratete Steinhübl, die nicht nur mit einer hübschen Stimme, sondern auch mit viel Charme und einem herausragenden Temperament ausgestattet gewesen sein soll. Nach **Anna Kuzmann** wurde dem Chor erneut ein besonders stimmbegabtes Talent, Magdalena **Kuzmann**, zugeführt, die es fertig brachte, mit ihrer Stimme nicht nur die Gläubigen in der Kirche zu erbauen, sondern auch denjenigen zu bezaubern, der als Chronist dieses Berichts genannt ist. Sie wurde die spätere Frau des Altlehrers Diera, mit dem sie nicht nur Freud und Leid des Lebens, sondern auch über Jahrzehnte hinweg an seinem Wirkungsort Gaidel die Aufgaben des Organisten teilte.

Als Nachfolgerinnen sind festzuhalten: **Eleonore Zeisel**, verheiratete Schwertschik und **Maria Zeisel**, verheiratete Sirany. Zwischendurch ist hervorzuheben das Wirken der **Steffi Damko**, verheiratete Hrabovsky, ausgestattet mit einer großartigen Sopranstimme, die mit vielen Solopartien zur festlichen Gestaltung des Gottesdienstes beigetragen hat. Ihnen zur Seite standen die tüchtigen Altistinnen **Eleonore Leitmann**, geborene Stiffel, und **Nelli Filkorn**, an die sich viele Probner, die zu Hause noch die Kirchenmusik erlebt haben, sicher noch gut und mit Dank erinnern.

Von den Männergesangstimmen sind aus letzterer Zeit festzuhalten die Tenöre: **Alois Steinhübl**, **Toni Wesslerle** und **Viktor Tenzer**. Bei den Baßstimmen: Lehrer **Schmidt**, **Rudi** und **Anton Ehrgang**. Erwähnen muß man auch noch

das besondere Wirken der beiden Tierarzt-Söhne Beck, die stimmlich sehr begabt und instrumental ausgebildet, gleichfalls über mehrere Jahre hinweg in der Zeit ihres Probner Aufenthalts zur Verschönerung des Gottesdienstes beitrugen.

Besondere Leistungen erbrachte der Probner Kirchenchor bei großen Figuralmessen, wie z. B. bei Primizen oder bei der Darbietung von Oratorien, so der „Sieben Worte“, von Haydn jeweils am Karfreitag.

Als Orchesterveteranen können noch genannt werden: **Johann Zeisel** (Pukala – zweite Violine und Waldhorn), **Ignaz Nitschko** (Kaschä – zweite Violine), **Andreas Wesslerle** (Michala – Klarinette) – seine Soloeinlagen sollen bewundert worden sein – weiter **Alex Zeisel** (Richte Drasch – Orgel, zweite Violine, Viola, Baßflügelhorn), **Josef Elischer** (Cegai – Orgel, Violine, Flügelhorn), dann **Rudolf Zeisel** (Safo – Baßflügelhorn), **Alois Elischer** (Kopschmid – Flöte, Cello), **Andreas Diera** (Besche – Flügelhorn, Geige), Sohn des Helikonveteranen **Andreas Diera**. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen noch der Allroundmusiker **Eduard Ertl**, der sich große Verdienste um das Probner Musikleben erworben hat, der auch mit eigenen Kompositionen in Erscheinung getreten ist und sich selbstverständlich auch immer, wenn er in Proben weilte, dem Kirchenorchester zur Verfügung stellte.

Zuletzt sei noch **Eduard Diera**, von Beruf Fotograf, genannt. Er gehörte in den letzten 20 Jahren bis zur Vertreibung in beiden Bereichen untrennbar und vordergründig zum Kirchenorchester – Flügelhorn, Geige, Cello, Baßgeige – und ist allen, die Proben noch selbst erlebt haben, sicherlich noch in besonderer Erinnerung.

Den aktiven Kirchenchor-Mitgliedern hat der alljährlich von der Gemeinde gestiftete Bierabend, wie zu hören war, immer viel Spaß gemacht.

Als sehr hilfreich hat sich über Generationen hinweg die Tatsache erwiesen, daß in Deutsch-Proben immer viel musiziert wurde und es in der Regel meistens mehrere Laienmusikkapellen gab, die gelegentlich auch geschlossen bei der Aufführung von Musiktheaterstücken (Operetten) oder als Tanzorchester wirkten. Das Probner Blasorchester war ein Begriff und gehört zum unverrückbaren Bestand unseres Erinnerungsbildes.

Glaubensleben

Religiosität und Gottesdienst

Die Ansiedler waren, als sie in dieses Land kamen, römisch-katholischen Glaubens. Zur Zeit der Reformation drang Luthers Lehre auch in unsere Gegend ein und, nachdem die Grundherren in der Auslegung des Augsburger Religionsfriedens vom Jahre 1555 die Religion ihrer Untertanen bestimmen konnten, mußten sich die Deutsch-Probener nach dem Willen ihres Weinitzer Gebieters **Thurzo**, der lutherischen Glaubens war, ebenfalls zur protestantischen Lehre bekennen. So wurden die Gottesdienste von 1560 bis 1660 in Deutsch Proben nach protestantischem Ritus abgehalten. Im Zuge der Gegenreformation unter Kaiser Ferdinand II. (1619–1637) fand die Rekatholisierung statt, und die Bewohner Deutsch Probens kehrten wieder zu ihrem ursprünglichen Glauben zurück. In den Kanonischen Visitationen wurde stets die tiefe Gläubigkeit der Bewohnerschaft rühmend hervorgehoben. Besonders die Zünfte waren vom Vorstand bis zu den Gesellen darauf bedacht, daß ihre Mitglieder ein ehrsameres Familienleben führten und in ihrem Wirken nach den Grundsätzen der christlichen Lehre handelten. Es war ihnen vorgeschrieben, nicht nur die Sonn- und Feiertage in gebührender Form mitzufeiern, die Predigten anzuhören, sondern auch den Prozessionen, besonders der Auferstehungsfeier am Karsamstag und an Fronleichnam beizuwohnen.

So war die Kirche oft zu klein, um allen Gläubigen, jung und alt, Raum zu bieten.

Die kirchlichen Zeremonien waren anfangs nur vom Volksgesang begleitet, im Jahre 1731 heißt es, daß dabei schon zwei Sänger, ein **Sopranist (Diskant)** und ein **Altist** mitwirkten, die von drei Musikern begleitet wurden. Die Sänger nannte man „**pueri**“ (Knaben), die Musiker „**Kumpane**“ (Helfer). Die Sänger und Musiker waren Schulknaben, die anfangs von der Gemeinde Kleidung und Verpflegung erhielten. Später bezogen sie ein Jahresgehalt. Mit der Zeit vermehrte sich die Zahl der Sänger und Musiker, meist Dilettanten, die nach dem Gottesdienst eine Halbe Bier, zu Fronleichnam ein Seidel Wein erhielten.

Das Benehmen in der Kirche

Damit die heilige Handlung des zelebrierenden Priesters und die Andacht der Gläubigen nicht gestört werde, wurden insofern vorbeugende Maßnahmen getroffen, als besonders für die Jugend von Amts wegen Aufseher ein-

gesetzt wurden: für die Burschen der „Zirkler“, für die Mädchen der „Trabant“. Denn in einem Beschluß der Gemeindeverwaltung vom 11. November 1833 hieß es: „Wer immer im Hause Gottes sollte schwätzen oder sich unruhig aufführen, soll hinausgeführt und vor der Kirche öffentlich bestraft werden“.

Bei den Zunftmitgliedern wurde die Aufsicht den Jungmeistern übertragen.

Gemeindebehördliche Verordnungen bezüglich der Sonn- und Feiertage

Wenn auch der Großteil der Bevölkerung die gebotene Sonn- und Feiertagspflicht ernst nahm, gab es doch auch wieder Außenseiter, die aus profanen Gründen ihren feiertäglichen Pflichten nicht nachkommen konnten oder wollten. So beschwerte man sich, daß die Inhaber der Walkmühlen der Tuchmacher und die der Lohmühlen der Gerber auch während der Feiertage ihre Mühlen in Betrieb hielten und so auch die Fuhrwerker während des Gottesdienstes im Wirtshaus zechten. Anlässlich der abgehaltenen Kanonischen Visitation ermahnte der Bischof den Gemeindevorstand, Abhilfe zu schaffen. Am 22. November 1804 faßte die Gemeindevertretung den Beschluß, daß die Sonntagsruhe einzuhalten sei und daß kein **Leitgeb** (Gastwirt) während des Gottesdienstes Branntwein ausschenken dürfe. Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts waren die Gasthäuser an Sonn- und Feiertagen bis zehn Uhr vormittags offen, an hohen Feiertagen jedoch ganztägig gesperrt. In einer nochmaligen Beschlußfassung wurde veranlaßt, daß an Sonn- und Feiertagen alle öffentlichen Geschäftslokalitäten, hauptsächlich aber die Schankhäuser, während der Predigt und des Hochamtes gesperrt sein müssen. Diese Verordnung betraf jedoch nicht das städtische Gasthaus (Weinstübel), das dauernd offen halten konnte. Nach dem Umsturz im Jahre 1918 wurde nach der neuen Gewerbeverordnung die **allgemeine Sonntagsruhe** eingeführt. Für das Gastgewerbe galt diese Verordnung aber nicht.

Wallfahrten

Die Art und Zahl der Marienfeste während des Kirchenjahres beweisen, welch große Verehrung die Kirche und das katholische Volk der Mutter Gottes entgegenbringen. So hatten die Wallfahrten größtenteils jene Pfarrorte als Ziel, wo in den Kirchen bildliche Darstellungen aus den Höhepunkten des Marienlebens (Maria Heimsuchung, Rosenkranzkönigin, Maria Himmelfahrt u. a.) aufgestellt wurden. Die Wallfahrten fanden zwar zu verschiedenen Jahreszeiten statt, am meisten aber im Monat Mai, der ja der Himmelskönigin geweiht ist. Die erste Wallfahrt hat vermutlich im Jahre 1660 stattgefunden.

den, nachdem die gräfliche Familie Pálffy, nunmehr Herrin von Weinitz (Bojnice), zum Andenken an die Rückkehr ihrer Untertanen zum katholischen Glauben eine Kirche zu Ehren der Jungfrau Maria (Maria Himmelfahrt) in Priewitz gestiftet hatte. Es seien hier die Orte aufgezählt, wohin die meisten Wallfahrten unternommen wurden: Kláštor pod Znievom (Kloster Sankt Maria von Turz), Schemnitz (Banská Štiavnica), Maria Schoßberg (Šaštín), Altgebirg (Staré hory), Frauenwald (Friwald) u. a. m.

Manche wagten sogar den Weg bis nach Tschenschow (Czestochova) zur „**Schwarzen Madonna**“ in Polen und nach Mariazell in Steiermark zur **Magna Mater Austriae**.

Bruderschaften und Vereine – Skapulierbruderschaft

(Skapulier nennt man einen breiten Tuchstreifen, der vorne und hinten herabfallend über dem Mönchsgewand getragen wird, als Symbol geistlichen Schutzes). Diese Bruderschaft war der älteste Verein in Deutsch-Proben; er wurde auch „Album“ genannt. Laut Kanonischer Visitation vom Jahre 1768 bewilligte ihr auf die Fürbitte des Generalvikars der Graner Erzdiözese **Ladislav Bánai** Papst Klemens XII. durch eine Bulle verschiedene Ablässe, besonders am Tage des Skapulierfestes (16. Juli), wenn die Gläubigen in ihrer Andacht für die Einheit der Christenheit und die Vertilgung des Irrglaubens ihr Gebet verrichteten. Dem eifrigen Bestreben des Pfarrers **Zsolnay** war es zu danken, daß von Jahr zu Jahr immer mehr Pilger am Probener Skapulierfeste teilnahmen und somit auch Deutsch-Proben zum Wallfahrtsort wurde.

Die St. Josef-Bücher-Bruderschaft (gegr. 1901)

Der Hauptsitz dieser Bruderschaft war in Klagenfurt (Kärnten). Ihr Verdienst lag besonders in der Verbreitung christlicher Literatur.

Die Bruderschaft der Salesianischen Mitarbeiter

Ihre Arbeit bestand in der materiellen Unterstützung der Missionstätigkeit durch das Haus DON BOSCO.

Die Herz-Jesu-Bruderschaft

Sie wurde durch Dechant **Franz Raitsits** und durch Domherrn **Anton Richter** nach erlangter bischöflicher Bewilligung 1921 gegründet. Sie bewirkte, daß in den Jahren 1924 und 1926 in Deutsch-Proben Missionen gehalten werden konnten.

Der Rosenkranzverein, gegr. am 16. Juli 1935

Der Missionsverein **Päpstliches Werk der Glaubensverbreitung** (Opus propagandae fidei) zusammen mit dem **Werk der Kindheit Jesu** (Opus infantiae Jesu) wurde im Jahre 1937 gegründet und erfreute sich besonderer Beliebtheit.

In der Mädchenschule (Venantium) wurde von den Schulschwestern schon im Jahre 1891 der **Marienkinderverein** und der **Schutzengelverein** gegründet.

Missionen

Obwohl sich das gesellschaftliche Leben der Bevölkerung im allgemeinen, das Familienleben im besonderen, gestützt durch die Grundsätze christlicher Weltanschauung, in geordneten Bahnen vollzog, wurden von Zeit zu Zeit zur Erneuerung des Glaubens folgende Missionen abgehalten:

im Jahre 1909 (28. 2.—10. 3.) durch vier Lazaristen

1910 (27. 2.—6. 3.) ebenfalls durch vier Lazaristen

1924 (27. 11.—7. 12.) gehalten v. zwei Redemptoristen aus Braunau/Böhmen

1926 (17. 2.—25. 2.) von denselben Redemptoristen erneuert

1933 (2. 12.—9. 12.) gehalten von Jesuitenpater Karl Baudenbacher aus Österreich.

Das Spital

Für arme und gebrechliche Leute, Männer wie Frauen, wurde schon frühzeitig in einem zweigeschossigen Holzhaus in der Langen Gasse (Nr. 415) eine Betreuungsstätte eingerichtet, die im Volksmund den Namen „Spital“ führte. Die Gemeinde sicherte diesen bedürftigen Armen insofern ein Auskommen, als sie ihnen die Nutznießung von vier Äckern gewährte. Anfangs wurden die Felder durch die Gemeinde bewirtschaftet, später jedoch in Pacht gegeben und der Ertrag für das Versorgungshaus verwendet. Außerdem gestattete die Gemeinde den Armen — es waren nie mehr als 7 bis 8 Personen — zu bestimmten Zeiten, hauptsächlich vor den Hauptfeiertagen, Almosen zu sammeln, und überdies wurden ihnen bei Hochzeiten oder Begräbnissen verschiedene „Vermächtnisse und milde Gaben“ zuteil.

Die wirtschaftliche Gebarung oblag einem von der Gemeindebehörde bestellten „Senator“, der alljährlich öffentlich Rechenschaft darüber abzugeben hatte. Später übernahm diese Aufgabe der Ortspfarrer, der mit seiner

vorgesetzten Behörde, dem Dechanten, sowie der Gemeindevertretung „abrechnete“.

Im Armenhaus selbst sorgte ein Ehepaar, „Wirt und Wirtin“ genannt, für Ordnung, Verteilung der Nahrungsmittel und Betreuung der Kranken.

Für die Aufnahme von versorgungsbedürftigen Personen waren der Gemeindevorsteher und der Ortspfarrer zuständig. Es wurden nur Leute mit gutem Leumund und katholischen Glaubens aufgenommen.

Das Gebäude wurde, wie viele andere, beim großen Brand im Jahre 1827 ein Raub der Flammen, und es dauerte 15 Jahre, bis wieder ein Armenasyl entstehen konnte.

Den Spitalsinsassen wurde jetzt das Läuten der Glocken zu den drei Tageszeiten übertragen, wofür sie einen Jahreslohn von 20 Gulden erhielten; für das Läuten bei Begräbnissen erhielten sie eine Sonderbezahlung. Den weiblichen Insassen wurde aufgetragen, allwöchentlich das Kircheninnere aufzuräumen.

Als im Jahre 1916 die Kirchenglocken zu Kriegszwecken beschlagnahmt wurden und nur eine Glocke verblieb, wurden die Spitalsleute von der Läutepflicht entbunden; ein kleiner Dienst verblieb ihnen aber trotzdem: das Richten der Turmuhr.

Der Kalvarienberg

Unweit unserer Heimatstadt Deutsch-Proben erhebt sich gegen Osten ein mäßiger Bergrücken, der, wie sein Name, nämlich Galgenberg, sagt, einmal gewiß Zeuge von erbarmungswürdigen Menschen war, die ihren letzten Gang zur Richtstätte gehen und dort den Strafvollzug erwarten mußten. Diese finstere Vergangenheit wurde verhüllt und der Berg durch eine Kreuzweganlage einer neuen Bestimmung zugeführt. Nun heißt der Berg **Kalvarienberg**, der in seiner monumentalen Gestaltung nicht nur die Bewunderung der Besucher erregt, sondern sie auch zur Kontemplation und zur inneren Einkehr bewegt.

Dem Gründer, Domherrn **Anton Richter**, einem gebürtigen Deutsch-Probener, schwebte vor allem vor, den Leidensweg Christi durch ein sinnvolles Bauwerk zu veranschaulichen. Der Plan stieß vorerst auf Schwierigkeiten, begründet durch langwierige Verhandlungen mit den Grundeigentümern. Doch gelang es, das für den Bau im entsprechenden Ausmaß nötige Grundstück teils durch unentgeltliche Überlassung, teils durch Tausch zu bekommen.

Sobald die Baubewilligung von der kirchlichen und politischen Behörde erreicht war, begann die Arbeit. Die ersten Kosten wurden durch die persön-

lichen Ersparnisse des Domherrn Anton Richter gedeckt, ferner konnten wohlhabende Bürger für Stiftung von Kreuzwegstationen gewonnen werden, andere Gläubige wurden aufgerufen, durch Geldspenden zum Gelingen des Werkes beizutragen.

Der Bau sollte bis zum Jahre 1934 fertiggestellt sein. Deshalb wurde schon zwei Jahre vorher der Baumeister **Nikolaus Wihl** aus Neusohl (Banská Bystrica) beauftragt, die Baupläne zu entwerfen. Nach dem Willen des Gründers begann man zuerst mit dem Bau der unteren Kirche, die dem Andenken an das Letzte Abendmahl geweiht sein sollte. Während des Kirchenbaues wurde auch der Aufbau der Stationen in Angriff genommen. Sie wurden von den Stiftern selbst nach einem einheitlichen Plan, nämlich im neugotischen Stil, erbaut. Die ganze Anlage sah vor: zwei Kirchen, drei Kapellen, vierzehn ordentliche und acht besondere Stationen, also 27 Bauwerke.

Der Bau wurde in zwei Abschnitten durchgeführt. Mit der Bauleitung wurden zwei Deutsch-Probener Bauunternehmer, **Anton Köberling** und **Johann Kotschner**, betraut. Die festliche Weihe des ersten Abschnittes fand, wie schon an anderer Stelle erwähnt, am 8. September 1934 statt, der zweite Teil wurde am 19. September 1937 vom Ortspfarrer **Josef Petruch** in Anwesenheit des bereits schwerkranken Gründers geweiht.

Kurze Darstellung der Bauanlage

1. Die Kirchen

Die untere Kirche ist dem Andenken an das **Letzte Abendmahl** gewidmet, die obere soll an den Kreuzigungsplatz Christi (**Golgatha**) erinnern. In beiden Kirchen sind Gedenktafeln aus weißem Marmor angebracht, auf denen die Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen bzw. vermißten Soldaten aus Deutsch-Proben verewigt sind. Auf einer anderen Gedenktafel sind Daten vermerkt, die sich auf den Werdegang der einzelnen Bauabschnitte beziehen.

2. Die Kapellen

Die **Ölbergkapelle** hinter der unteren Kirche birgt ein aus Steinmasse gefertigtes Relief, den betenden Christus am Ölberg darstellend.

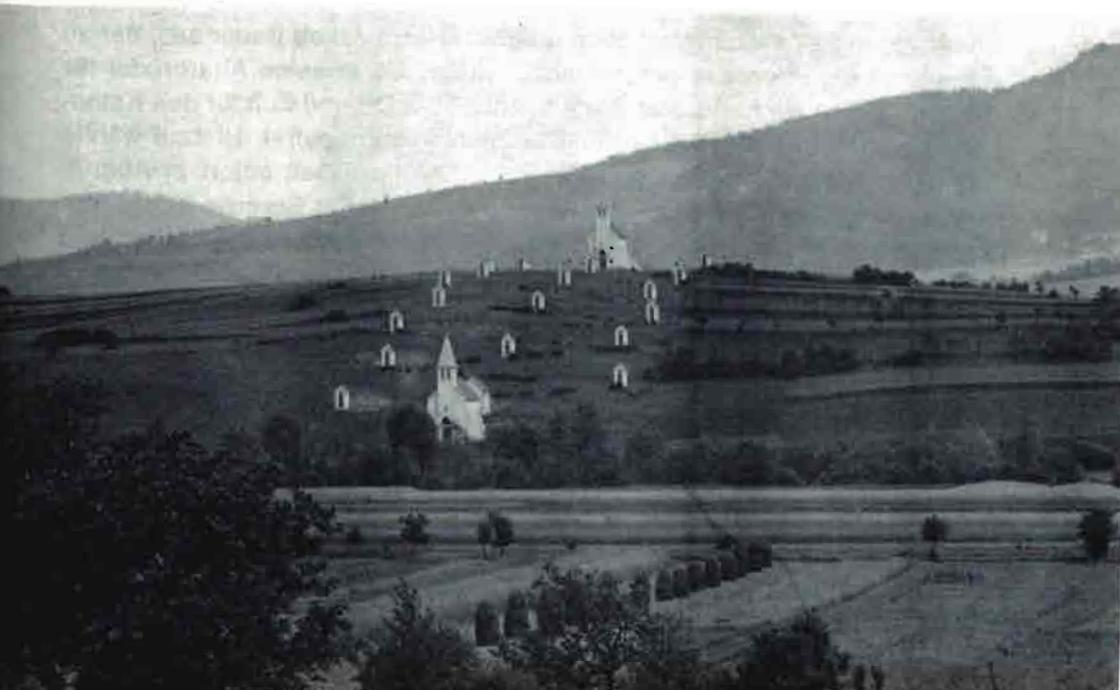
Die **Hl. Grabkapelle** hinter der oberen Kirche stellt im Inneren die Grablegung Christi dar. Der Corpus ist ein wahres Holzkunstwerk, die Wände sind mit Aragonitplatten ausgelegt.

Die dritte Kapelle, die **Herz-Jesu-Kapelle**, steht neben der Hl. Grabkapelle. Auf dem Altar steht die Christusstatue, an beiden Seiten die Statuen der Apostel Petrus und Paulus.



Die obere Kalvarienbergkirche

Der Kalvarienberg



3. Die Kreuzwegstationen

wurden von einzelnen Gönnern gestiftet und stellen in Reliefs die einzelnen Stationen des Leidensweges Christi dar.

Für die Nachwelt sollen auch die Hersteller der größeren Kunstwerke in den Bauten des Kalvarienberges genannt werden:

Die in den beiden Kirchen und den Kapellen aufgestellten Statuen, soweit sie aus Carraramarmor hergestellt sind, lieferte die Steinindustrie **Karl Horn** in Neusohl (Banská Bystrica).

Die Holzschnitzarbeiten sowie einzelne Plastiken aus Steinmasse oder Terrakotta wurden von der **Franz Mayer'schen Hofkunstanstalt** in München hergestellt.

Andere Holzfiguren sind Werke des Bildhauers **Wilhelm Stefek** aus Neusohl (Banská Bystrica).

Die Eichenaltäre baute der Kunsttischler **Simon Raweder** aus Ottensheim in Oberösterreich.

Erster karpätendeutscher Katholikentag

Zur Stärkung der christlichen Gesinnung und gewiß auch zur Hebung des Volksbewußtseins wurde am 8. und 9. September des Jahres 1934 für die deutsche Bevölkerung der Mittelslowakei, im besonderen freilich der Kremnitz – Deutsch-Probenauer Sprachinsel, ein Katholikentag, der erste karpätendeutsche Katholikentag überhaupt, abgehalten. „Groß angelegt, im Verlauf herzerhebend, im Erfolg unvergeßlich“, so lautete das Urteil der geistlichen und weltlichen Teilnehmer am Schluß der Veranstaltung.

Die Anregung zu diesem Vorhaben ging von Herrn **Jakob Bauer** aus, der zu dieser Zeit als Pfarrer in Schmiedshau wirkte. Als er seine Altarbrüder für die Idee gewonnen hatte, wurde am 5. April über Ort und Zeit für den Katholikentag beraten und die beschöfliche Zustimmung erwirkt. Hierauf wählte man einen Vorbereitungsausschuß und nahm die Arbeit sofort in Angriff. Das vordringlichste Ziel war, alle Katholiken deutscher Sprache in der Slowakei und Karpatenrußland zu einem Gedankenaustausch einzuladen und sie dadurch einander näherzubringen. Der Erfolg blieb nicht aus, der Katholikentag konnte zum festgesetzten Termin stattfinden.

Zum Katholikentag erschienen nicht nur Prozessionen in Begleitung ihrer Geistlichen aus allen Gemeinden der Kremnitz – Deutsch-Probenauer Sprachinsel, sondern auch Gäste aus dem Sudetenland, ferner aus Prag und sogar aus Wien.



Altar am Katholikentag



Festgottesdienst
beim
Katholikentag



Einweihung
des Kalvarienberges
am Katholikentag

Der Katholikentag wurde am Vormittag des 8. September mit der Einweihung des eben fertiggestellten unteren Teiles des **Kalvarienberges** eingeleitet. Zu dieser Feier erschienen auch sehr viele Wallfahrer aus den nahen slowakischen Dörfern. Alle pilgerten in Prozessionen auf den Kalvarienberg. Nachmittag um drei Uhr fand durch den Ortspfarrer **Josef Petruch** der Eröffnungsgottesdienst vor einem Altar am Marktplatz statt. Der ganze Platz glich einem steinernen Saal, der die Masse der in Andacht versunkenen Gläubigen kaum fassen konnte. Danach versammelten sich Männer und Frauen getrennt in vorher bestimmten Lokalen, wo sie über Zweck und Ziel des Katholikentages von geistlichen und weltlichen Vortragenden Auskunft erhielten.

Um halb sieben Uhr abends wurde unter Leitung des Domherrn **Anton Drexler** um den Ringplatz eine feierliche Eucharistische Lichterprozession abgehalten, der viele Tausende mit brennenden Kerzen singend und betend beiwohnten.

Den Abschluß des ersten Tages bildete das von der Deutsch-Probener Jugend auf dem Spielplatz des Katholischen Vereins aufgeführte „**Überlinger Münsterspiel**“ von Hans Lippl.

Am nächsten Tag, dem 9. September, erreichte der Katholikentag seinen Höhepunkt. Schon um 7 Uhr morgens hielt P. Johann **Faikus** aus der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes“ ein Hochamt mit einer Missionspredigt. Um 9 Uhr waren mehr als zehntausend Menschen am Marktplatz versammelt, als der geistliche Oberhirte des Kirchensprengels, Diözesanbischof **Marian Blaha**, eine Feldmesse zelebrierte. Es war ein buntes, erhebendes Bild: die Frauen und Mädchen in ihren kleidsamen Volkstrachten, die Män-



Trachtenzug
beim Katholikentag

ner in verschiedenen Vereinsuniformen, die Bergleute aus Krickerhau in ihren Bergmannsgewändern.

Nach dem Gottesdienst hielt **P. Alfons M. Mitnacht**, Rektor des Augustinerordens in Prag, die Festpredigt. Nachher sprachen **Dr. Josef Schiff** aus Preßburg über „Kirche und Volkstum“ und **Dr. Erich Hoffmann** aus Prag über „Mitarbeit der christlichen Laien am Apostolat der Kirche“.

Den Abschluß der Feierlichkeiten bildete ein Festzug, der sich vom Bahnhof aus durch die Priewitzergasse bewegte, dann zur Christkönigs-Statue und zur Tribüne des Bischofs zog und unter Gesang und Musikbegleitung am Sportplatz endete, wo nachher ein Jugend- und Volksfest abgehalten wurde. Der erste karpatendeutsche Katholikentag hinterließ bei den Anwesenden, besonders aber bei der Bevölkerung Deutsch-Probens und der umliegenden Gemeinden einen nachhaltigen Eindruck; der vorbildliche, programmgemäße Ablauf war vor allem der Umsicht und Organisation des Pfarrers **Josef Steinhübl** zu verdanken, der zu dieser Zeit als Administrator an der Pfarre in Münnichwies wirkte.

Alte Marterl stehen am Wege

Nirgends fand man diese äußeren Symbole tiefer Religiosität so zahlreich vor und von so erstaunlicher Größe, wie sie die Umgebung Deutsch-Probens aufweist. Einige dieser Marterl standen seit Menschengedenken, wieder andere wurden sogar noch nach dem ersten Weltkrieg errichtet.

Gleichwohl, aus welcher Richtung man Proben erreichte, gleichgültig, welchen Weg du aus dem Städtchen einschlugst, immer mahnte dich am Ausgang des Ortes, an der Grenze der Gemeindeflur, eines dieser christlichen Zeichen, um dir einen Willkomm- oder Abschiedsgruß dieses katholischen Städtchens entgegenzubringen.

Und wenn der kritische Leser meint, diese Stätten, die aus tiefer Religiosität von Bürgern Deutsch-Probens errichtet worden waren, seien Symbole einer vergangenen Zeit, unterliegt einem Irrtum. Bis in die letzten Tage unserer Vertreibung waren es Edelsteine katholischer Menschen, die gepflegt, gehegt, besucht und stets mit frischem Blumenschmuck versehen waren.

So bestanden sowohl die Deutsch-Probner als auch die Beneschauer darauf, daß ihre Kapelle, die im Jahre 1937–38 einem Straßenbau weichen mußte, in gleicher Schönheit neu errichtet wurde.

Mochten diese Stätten näher oder ferner von Proben gelegen sein, verlassen waren sie kaum, denn sowohl die katholischen Nachbarn in den umliegenden Dörfern wie auch die Bürger Probens beteten hier, um den Segen Gottes und den Schutz Mariens zu erleben.

Besonders in der Karfreitagsnacht bewegten sich einzelne und Gruppen von betenden Menschen von Kapelle zu Kapelle, von Kruzifix zu Kruzifix, um mit dem in der Todesangst ringenden Heiland zu beten.

Probner Bürger durchwachten die traurigste Nacht unseres Herrn, und betend zogen sie von einem Marterl zum andern; ein Brauch, der wohl seit den Türkenkriegen gepflegt wurde.

So erzählt die Legende vom Bettelsdorfer Marterl (für Ortskundige – nicht die Kapelle!), das etwa 500 m hinter Proben am Wege nach Bettelsdorf steht: Türkische Janitscharen waren plündernd bis weit nach Oberungarn vorgezogen. In der Osterwoche erreichten sie auf ihrem Raubzug Deutsch-Proben. Auf dem Wiesengrunde zwischen dem Schmiedshauer Bach und der Neutra stellen sich ihnen kaisertreue Söldner entgegen. Es kommt zu einer fürchterlichen Schlacht. Der Kampf ist hartnäckig und heiß. Auf dem Streitfelde wimmern und jammern kaiserliche Soldaten; schreien und fluchen, stechen und morden blutgierige Janitscharen. Starr liegen die Leiber der Toten. Ihre gebrochenen Augen blicken zum Himmel wie eine Anklage gegen die raubgierige Menschheit mit ihrem Morden.

Mitten im Kampfgedröhne aber hängt in seinem Marterl der gekreuzigte Heiland. Des grauenvollen Mordens und Sterbens ansichtig, windet er sich selbst in Schmerzen, denn es ist Karfreitag.

Der Ausgang der Schlacht ist dem Erzähler unbekannt. Doch wer sich des Marterls entsinnen kann, stand es nicht zwar aufrecht und gepflegt da, aber doch irgendwie aus seiner ursprünglichen, östlichen Richtung gehoben?

Wo unsere Ahnen ruhen

Vier Ruhestätten der Toten liegen in der nächsten Umgebung Deutsch-Probens. Sicherlich versetzt es manchen unserer jüngeren Landsleute in Stauen. Vier Friedhöfe?! Nein, wir haben uns nicht verzählt.

Die erste Friedhofstätte Deutsch-Probens umgab die Kirche und fand ihre Ergänzung in der Gruft unter dem Gotteshaus.

Alljährlich wurden die Gebeine der Toten in der Gruft unter unserem Gotteshaus eingeseget. Welche Ausmaße diese unterirdische Gruft besaß, ist dem Schreiber nicht bekannt. Doch die Annahme, daß unser ganzes, mächtiges Gotteshaus unterkellert war, ist berechtigt, denn Teile der Gruft waren durch Sperrmauern abgeschlossen, und nur noch ein dreiteiliger, gewölbter Raum lag frei, den ich als Ministrant wiederholt aufgesucht habe. Wohl geordnet standen hier kleine und große Särgе nebeneinander, und wenn ich mich gut entsinne, war einer der letzten Toten ein ehemaliger Offizier oder Student. Sein Sarg trug etwa die Jahreszahl 1700. Diese Gruft dürfte um die damalige Zeit nur noch den angesehensten Bürgerfamilien und der Geistlichkeit als Ruhestätte vorbehalten gewesen sein.

Draußen hinter der Gelnergasse liegt der zweite Friedhof, halbwegs schon im freien Felde. Da draußen ist es still, nur die Grillen zirpen den ganzen Tag. Ich kann mich noch kaum an zwei Einsegnungen erinnern, die hier stattgefunden haben. Auf den Gräbern wächst Gras, auf anderen blühen noch bunte Bauernblumen. Die noch erhaltenen Holzkreuze stehen schief, der Holzwurm haust in ihnen. Am Saume dieses alten Friedhofs blühen einige weiße und viele rote Blütenstauden, die wohl als Rest eines Zaunes stehengeblieben sind.

Gleich in nächster Nachbarschaft dieses Friedhofes breitet sich zwischen schattigen Maulbeerbäumen an der Straße nach Schmiedshau der jüdische Friedhof aus, umgeben von einer Steinmauer. Grabsteine mit eingemeißelten Trauerweiden, Steine mit gekreuzten, vergoldeten Händen gucken hinter der Mauer hervor. Als Kind fürchtete ich mich, wenn ich an diesem Friedhof vorbeieilen mußte.

Unser zweiteiliger Hauptfriedhof aber, der neue und der alte, wie er genannt wurde, liegt an der Hauptstraße nach Priewitz. Seine Ausmaße, die vielen, vielen Grabreihen sprechen eine deutliche Sprache von der einstigen Größe unseres Heimatstädtchens. Um den älteren Teil dieses Friedhofes läuft eine regenverwaschene Mauer. Aus mancher Ritze sprießt ein Gräschen oder eine märchenblaue Glockenblume hervor. Im Sommer, wenn die Weizenhalme hoch werden, nickt manchmal eine Ähre über die Mauer herein, grüßt drinnen ihre toten Landwirte. Und da liegen sie denn beieinander, die braven Hand-



Altes Grabkreuz –
ursprünglich
Turmkreuz der
alten Kirche

werker, die von auswärts das Geld in das Städtchen brachten, und die scholentreuen Bauern und Bürger Deutsch-Probens. Recht still und geruhsam in ihren einfachen, fichtenen Särgen. Ihre harten, schwierigen Arbeitshände, die im Leben allzeit voll Unrast gewesen, sind friedlich gefaltet und mit einem Rosenkranz umwunden.

Jetzt haben sie ewigen Feiertag.
Ruhet in Frieden, Ihr Toten der Heimat!
Wir haben Euch nicht vergessen.

Begräbnislieder

Fahr hin, o Seele, zu deinem Gott,
der dich aus nichts gestaltet;
zu dem, der dir durch seinen Tod
den Himmel offen haltet.
Fahr hin zu dem, der in der Tauf
die Unschuld dir gegeben,
Er nehme dich barmherzig auf,
in jenes bessere Leben.

Kinder lebet wohl!
Liebste Kinder laßt das Weinen,
Gott wird wieder uns vereinen,
jenseits in dem ewig beß'ren Leben.
Euch befehl ich Gott allein,
Er wird euer Schützer sein.
Bittet Ihn für meine Seele,
auf daß Er sie auch hinzähle,
zu der auserwählten Schar,
die Gott preiset immerdar.

Vielgeliebtes Weib!
(Vielgeliebter Mann)
Lebe wohl, du fromme Seele,
dein Betragen, deine edle
Liebe werde ich dir nie vergessen.
Trauervoll scheid' ich von Dir,
schmerzenseich laß ich dich hier.
Tu mich bis ins Grab begleiten,
Gott soll deine Schritte leiten,
bis wir einstens auferstehn
und uns ewig wiedersehn.

Dein Leib geht jetzt der Erde zu,
woher er ist genommen;
der Seel wünscht man die ewige Ruh
bei Gott und allen Frommen.
Wenn durch des letzten Tages Flaum
die Welt zugrunde wird gehen,
so gebe Gott, daß wir beisamm
zu seiner Rechten stehen.

Geschwister, lebet wohl!
Liebste Geschwister, eure Liebe,
konnte ich euch nicht belohnen,
obschon ich es hätte gern getan.
Nehmet meinen letzten Dank,
an als eures Bruders Pfand.
Gott soll euch dafür belohnen,
und von allem Unglück schonen
bis ihr einstens mit mir gleich,
kommt in das Himmelreich.

Freunde, lebet wohl!
Liebste Freunde und Verwandte,
ich tu euch für alles danken,
was ihr immer mir erwiesen habet.
Gott soll euch zur Hilfe sein,
ihr vermindert meine Pein.
Durch das freundliche Betragen,
das wir stets geübet haben,
verbleibet immerhin,
stets in eurem edlen Sinn.
Lebet wohl, lebet wohl!

Priester aus Deutsch-Proben

Namensverzeichnis der aus Deutsch-Proben stammenden Priester.

Biro, István

Richter, Stephan — Mëetn 21. 8. 1816 — 14. 1. 1845

Blay, György

Blei, Georg — Hute 24. 4. 1798 — 2. 8. 1845

Brjesztennei,

Briestanszky, Andreas — Rechte Honnes 10. 2. 1769 — 23. 4. 1842

Brestyenzsky, Anton — Kutschä 26. 2. 1806 — 9. 1. 1834

Briesztanszky, Adalbert, Anton — Kutschä 5. 8. 1786 — 15. 2. 1850

Bresztyenzsky, Ambrois — Brojs 11. 2. 1869 —

Bresztyenzsky, Ernst, Alois — Lojs 12. 10. 1868 — 29. 12. 1911

Bresztyenzsky, Johann — Walusch 8. 6. 1849 — 15. 9. 1904

Csernak, Ferenz, Jakob

Tschernak, Franz, Jakob — 20. 3. 1683 — 29. 8. 1739

Csernak, György

Czernak, Georg — 1678 — 26. 6. 1729

Czernak, Johann — Pibä 13. 1. 1794 — 7. 3. 1848

Czeizel, Antal

Zeisel, Anton — Pukala 18. 12. 1869 —

Zeiszl, Benedikt, Andreas — Mamala 3. 12. 1745 — 24. 5. 1812

Czaizell, Gabriel — Gobeheä 16. 2. 1835 —

Czeisel, Georg — Gobeheä 19. 4. 1865 —

Czaizell, Ignaz — Hansala 26. 7. 1838 —

Czeizel, Johann — Hansala 27. 9. 1841 — 11. 12. 1894

Zeisel, Dr. Johann	– Gobeheä	2. 3. 1886 –
Czeizel, Ladislaus	– Szigethy	25. 8. 1849 –
Czaizell, Venantius	–	2. 4. 1837 – 15. 9. 1891
Damko, Anton	– Tomanka	6. 1. 1892 –
Damko, Andreas	– Tomanka	4. 12. 1912 –
Déra, József		
Dira, Josef	– Kebela	23. 10. 1844 –
Diera, Ignac d. Ältere		
Dira, Ignaz	– Kebela Benedike	17. 8. 1858 –
Dira, Jgnaz d. Jüngere	–	14. 1. 1865 –
Elischer, Johann	– Kopeschmed	25. 4. 1873 –
Filkorn, Dr. Eugen	– Batschä Geno	
Filkorn, Ignaz	– Kusma	30. 7. 1790 – 3. 1. 1858
Filkorn, Johann	– Batsche	10. 11. 1881 –
Filkorn, Josef	– Kusma	16. 3. 1793 – 14. 11. 1845
Greschner, Andreas	–	4. 9. 1755 – 2. 1798
Greschner, Ince, Elek	– Bogne	4. 6. 1780 – 27. 8. 1834
Greschner, Dr. Johann Nep.	– Bogne	20. 5. 1805 – 7. 12. 1881
Haagen, Isvan		
Hagen, Stephan	–	18. 12. 1820 – 16. 6. 1903
Huszar, Anton	–	11. 12. 1805 – 29. 1. 1867
Kiparszky, Tobias Johann	–	15. 12. 1742 – 11. 10. 1817
Kocsner,		
Kotschner, Eduard	– Kräbes	4. 11. 1898 –

Kotschner, Ferdinand	– Tomas	5. 4. 1924 –
Kotschner, Josef	– Kospela	10. 8. 1850 – 23. 9. 1909
Kotschner, Josef	– Kospe Kobitze	18. 3. 1889 –
Kotschner, Johann	– Grutsch	3. 8. 1899 – 5. 9. 1925
Kotschner, Johann	– Tomas	21. 7. 1939 –
Kotschner, Dr. Josef	– Grutsch	9. 8. 1922 –
Kralik, Nep. Johann	–	10. 5. 1850 – 26. 2. 1871
Kurbel, Dr. Johann	– Saler	24. 1. 1865 – 30. 1. 1904
Késmárki Lanyi, Eduard	–	13. 3. 1881 –
Késmarki Lanyi, Paul, Josef	–	29. 6. 1868 – 1931
Leitmann, Anton	– Schwrtsik	19. 3. 1833 – 2. 2. 1889
Leitmann, Anton	– Gremä	5. 7. 1912 –
Leitmann, Stefan	– Tschippä	14. 8. 1891 –
Leitmann, Stefan	– Schwrtsik	14. 12. 1835 – 30. 3. 1871
Nelischer, Imre, Johann	–	1. 5. 1710 – 9. 4. 1751
Paldauf, Stefan	– Grämähejä	9. 6. 1892 – 22. 7. 1972
Pauer		
Bauer, Coelestinus, Josef	– Bäsala	10. 3. 1784 – 20. 8. 1855
Petruch, Anton	– Schlossä	16. 10. 1901 –
Petruch, Ignatz	– Schlossä	29. 9. 1914 –
Petruch, Josef	– Schlossä	18. 12. 1893 – 11. 12. 1960
Rényi, Istvan		
Richter, Stephan	– Tápala	5. 9. 1856 –

Richter, Anton, Jeremias	– Schnemask	29. 9. 1814 – 27. 3. 1851
Richter, Anton	– Edi	21. 3. 1861 – 14. 2. 1942
Richter, Franz	– Jakob	15. 2. 1724 – 3. 4. 1758
Richter, Stephan, Ambros	–	8. 12. 1827 – 5. 10. 1866
Richter, Johann	– Gregela	27. 12. 1768 – 20. 6. 1798
Richter, Johann, Paul	–	24. 1. 1860 –
Richter, Josef, Gabriel	– Gregela	24. 3. 1763 – 19. 6. 1843
Richter, Josef	– Eddi	24. 12. 1900 –
Richter, Paul	– Meäne	23. 1. 1898 –
Richter, Stephan, Mathias	– Edi	16. 2. 1865 – 26. 6. 1951
Schmidt, Wilhelm (Stiavnicky)	–	18. 12. 1915 –
Schormann, Benedikt, Ignaz	–	12. 10. 1788 – 4. 6. 1817
Schormann, Johann	–	25. 8. 1791 – 26. 10. 1870
Schwertsik, Anton	– Schbrtsik	12. 5. 1843 –
Schwertsik, Johann	– Schbrtsik	1. 1. 1862 – 13. 8. 1911
Simonides, Johann	–	17. 7. 1915 –
Simonyi, Georg	– Schimo	1673 – 19. 1. 1727
Steinhübl, Ambros d. Ältere	– Schenk'n-Jegä	7. 12. 1863 –
Steinhübl, Ambros d. Jüngere	– Schenk'n-Jegä	16. 12. 1887 –
Steinhübl, Josef	– Schenk'n-Jegä	26. 3. 1902 –
Stiffel, Hilar, Josef	– Sefä	6. 2. 1812 – 29. 3. 1857
Stiffel, Josef	– Czegai	11. 4. 1872 –
Stiffel, Ladislaus	– Czegai	4. 9. 1877 –
Szigethy, Lorenz, Adam	– Päde	1. 10. 1818 – 1. 8. 1863

Tenczer, Antal

Tentzer, Anton – Tentzela 7. 5. 1780 – 26. 1. 1841

Tenczer, Andreas – Strutzn 12. 11. 1890 – 17. 11. 1940

Tutz, Georg – 23. 4. 1880 –**Uhlyanik, Johann** – 2. 1. 1871 –
(Hricsovszki)

Volkober, Nepomuk, Janos

Wolkober, Nepomuk, Johann – Sotle 8. 8. 1794 – 23. 1. 1852**Weber, Josef** – Schetä 14. 3. 1865 –

Weber, Josef – Schetä 11. 7. 1899 –

Weszerle,

Wesserle, Andreas – Michala 26. 5. 1799 – 22. 3. 1865

Wesserle, Georg – 30. 8. 1708 – 9. 12. 1736

Zeisel, Anton – Szigethy 10. 12. 1807 – 24. 10. 1871

Zeisel, Benedikt – Jegä 20. 3. 1890 – 25. 4. 1973

Zeisel, Eugen – Hansala 1. 9. 1914 –

Zeisel, Ignaz, Gottfried – 1. 3. 1815 – 19. 6. 1871

Zeisel, Johann – Pukala 22. 1. 1826 – 2. 1. 1855

Zeisel, Dr. Johann

Zeisel, Josef – Jegä 10. 11. 1897 – 31. 3. 1957

Zeisel, Vinzenz – 24. 5. 1824 – 25. 2. 1901

Entnommen aus dem Buche: „Priester aus Deutsch-Proben“; erschienen in ungarischer Sprache im Jahre 1914 und ergänzt von Pfr. Josef Petruch.

Stätten der Erinnerung

Die Teiche

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts befand sich in der Mitte jedes Ringviertels ein kleiner, künstlich angelegter und mit einem Lattengeländer umfriedeter Teich. Die zwei gegen Süden gelegenen wurden später als überflüssig betrachtet und zugeschüttet. Die gegen Norden beließ man, und sie bestehen wahrscheinlich heute noch. Sie hatten einen Durchmesser von etwa 12 m und dienten in erster Linie zur Wasserversorgung bei Feuerbrünsten.

Die Teiche wurden gewiß schon sehr frühzeitig angelegt, denn im ältesten Grundbuchprotokoll vom Jahre 1635 findet man folgende Notiz: „ . . . bei Georg Wesserles Acker samt der Wiese, wo die Röhren liegen“. Gemeint waren die Teichröhren.

Das Wasser wurde aus dem Mühlgraben durch Kientannenröhren hineingeleitet (Tannenholz ist sehr wasserbeständig), später wurden diese durch Eisenröhren ersetzt. Ein Gemeindebeschuß lautete, daß die Teiche stets mit Wasser angefüllt seien.

Aus dem östlichen Teich floß das Wasser in einem Graben in die Lange Gasse, aus dem westlichen in die Priewitzergasse; seit dem Jahre 1940, als der Graben zugeschüttet wurde, fließt das Wasser durch Betonröhren.

In diesem Jahre hat man in der Mitte der beiden Teiche einen Springbrunnen errichtet.

Die alte Brücke

Als ältestes Bauwerk aus festem Mauerwerk wurde nach den frühesten Aufzeichnungen die einstige alte, gemauerte Brücke über den Neutrafluß genannt. Über drei Jahrhunderte lang hielt sie stand; aber 1938 mußte sie der Spitzhacke weichen, und an ihre Stelle wurde eine dem modernen Verkehr entsprechende Betonbrücke gebaut.

Der städtische Keller

Im Jahre 1640 baute man den „**Städtischen Keller**“. Die Jahreszahl war noch vor einigen Jahren im unteren Keller am Türstock zu lesen. Als städtischen Keller verstand man ein Gasthaus, allgemein „**Weinhaus**“ benannt; später wurde es offiziell „**Gemeindegasthaus**“ oder „**Städtisches Weinhaus**“ genannt, die Leute aber nannten es kurz und bündig „**Weinstübel**“. Und so hieß es bis zuletzt.

Der Stadtgehorsam

Stadtgehorsam nannte man amtlich den Gemeindefest, in der Mundart nannte man ihn Pétestob – Bétestob – Büttelstube; (Büttel = Henkersknecht, Polizist). Er war beim Städtischen Gasthaus in einem Anbau untergebracht. Das unsymmetrische Gebäude, Absicht oder Zufall, ließ jeden Beschauer seinen Zweck erraten.

Die städtische Schmiede

Da Speditionsgeschäfte in früheren Zeiten nur mittels Pferdefuhrwerken abgewickelt wurden, war es erforderlich, daß in jedem Ort eine gemeindeeigene Schmiedewerkstätte bestand. Im oft zitierten ältesten Grundbuchprotokoll vom Jahre 1635 wird eine solche schon erwähnt. Die Schmiedewerkstätte wurde nicht durch die Gemeinde geführt, sondern wurde, wie allgemein üblich, in Pacht gegeben. Obwohl sie wenig Nutzen abwarf, bestand sie bis in die sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Dem letzten Pächter **Josef Elischer** (Lipe) gestattete die Gemeindevertretung, daß er sich vor seinem eigenen Haus Nr. 178 einen Schuppen errichtete, wo er mit einer entsprechenden Einrichtung Pferde und Ochsen beschlagen konnte. Später ließ er die Werkstätte auf und gestaltete den Schuppen zu einer Wohnung um. Deshalb steht das Haus aus der Häuserreihe weit heraus und stört die Symmetrie.

Das Schütthaus

Für die aus dem Zehent erworbenen Feldfrüchte benötigte die Herrschaft Weinitz entsprechende Räumlichkeiten. Sie kaufte deshalb von **Johann Tschernak** um 30 Gulden ein außerhalb der Stadt gelegenes Grundstück und erbaute im Jahre 1727 zum Aufschütten des Getreides ein zweigeschossiges Schütthaus und zur Unterbringung der anderen Feldfrüchte eine Scheune. Als im Jahre 1848 Zehent und Robot eingestellt wurden, wurde die Scheune niedergerissen, und das Gemäuer verfiel allmählich. Zu Beginn des Jahres 1944 trug man das Mauerwerk gänzlich ab, und auf diesem Platze sollte die neue Bürgerschule erstehen.

Statuen und Kapellen

Im Stadtbereich befanden sich mehrere Statuen und Kapellen, die durch Stiftungen und Gelübde frommer Bürger errichtet worden waren.



Die steinerne Statue
der schmerzhaften
Mutter Gotte san der
Ecke Lange Gasse-
Mühlgasse



Die Friedhofskapelle



Beneschauer
Kapelle

Die Marienstatue

Vor dem Gemeindehaus stand (steht) auf einer steinernen Säule mit einem korinthisches Kapitäl ein 1 m 95 cm hohes, vergoldetes Vollrelief, die Jungfrau Maria mit dem Jesukind darstellend. Es versinnbildlicht die „Königin der Engel“, die Krone auf dem Haupte und das Zepter in der Rechten. Unter ihren Füßen die Mondsichel und eine Schlange. Das Jesukind hält in der Rechten die mit einem Kreuz versehene Erdkugel.

Die Statue, ein wahres Kunstwerk, ließ Georg Tenczer, gest. 1746, errichten. Seine Witwe legte im Jahre 1754 eine Stiftung von 100 Gulden an, damit vom St. Georgstag (23. April) an bis zum St. Michaelstag (29. September) jeden Samstag und vor jedem Marienfeiertag die Litanei vor dieser Statue gebetet werde. Als aber Kaiser Josef II. (1780–1790) im Jahre 1782 verboten hatte, die Litanei im Freien abzuhalten, verordnete der Diözesanbischof, daß die Andacht in Zukunft in der Kirche verrichtet werde.

Was die Benennung dieser Marienstatue betrifft, sprach jedermann nur von einem Marienbild. Das rührt nach der Überlieferung davon her, daß einst an dieser Stelle auf einer Holzsäule ein Marienbild aufgestellt war. Weil es aber während der Kriegswirren im 17. Jahrhundert vernichtet worden war, ließ Georg Tenczer statt eines Bildes die steinerne Statue errichten. Die Benennung aber blieb die alte, wie man sie von den Voreltern gehört hatte. Zur Zeit, als im Lande die Cholera wütete und Volksversammlungen aus gesundheitlichen Gründen verboten waren, wurde an drei Sonntagen die hl. Messe vor der Mariensäule zelebriert: 7. September – 10. Oktober 1831. Die Statue wurde schon des öfteren restauriert und neuerdings vergoldet, zuletzt im Jahre 1929.

Samstagabends und vor einem Marienfeste pflegte man vor der Statue Kerzen anzuzünden.

Die Statue des hl. Johannes von Nepomuk

Dem Gemeindehaus gegenüber am Ringplatz steht auf einem 1,84 m hohen Steinsockel die 1,57 m hohe Statue des hl. Johannes von Nepomuk, die im Jahre 1740 Pfarrer **Josef Mertinger** errichten ließ. Die Statue ist eine wertvolle Steinmetzarbeit. Pfarrer Johann Zsolnay ließ sie 1797 mit einem Eisengitter umfrieden. Im vorigen Jahrhundert wurde an jede Ecke eine Linde gepflanzt. In der Johann von Nepomuk-Oktave (16.–23. Mai) verrichteten fromme Gläubige dort eine Abendandacht, bei der Kerzen angezündet wurden.



Statue einer Schmerzensmutter



Kapelle im Legentel

Die steinerne Statue der schmerzhaften Mutter Gottes

Sie steht in der Ecke der Langen- und Mühlgasse; sie wurde 1867 errichtet. Vorher stand hier eine Holzstatue, welche durch die Feuersbrunst im Jahre 1865 vernichtet worden war, wie dies das folgende Chronostichon andeutet:

Ligna steti
Ante pLUres
Annos IncenDio
Combusta fatali

(Vorher stand ich viele Jahre aus Holz, eine verhängnisvolle Feuersbrunst verbrannte mich).

Das Jahr der neuerrichteten Statue deutet des folgende Chroniston an:

Laus Enti Trino
Magniflca
GLoriosiore
LaplDe
ConsUrgo

(Hehres Lob der Dreifaltigkeit! Aus besserem Steine stehe ich auf!)



Kapelle zum hl. Wendelin (Fundstoller Kapelle)

Die Friedhofskapelle

Um das Jahr 1770 ließ der damalige Kircheninspektor **Andreas Briestansky** hinter der Prewitzergasse zu Ehren der schmerzhaften Mutter Gottes eine Kapelle bauen und erlegte zu deren Erhaltung eine Stiftung von 25 Gulden. Für das Türmchen schenkte im Jahre 1863 **Stephan Ambrosius Richter**, ein gebürtiger Deutsch-Probener und seinerzeit Direktor der Unter-Realschule in Krennitz, eine kleine, 15 Pfund schwere Glocke, deren Geläute die von Gott Abberufenen auf ihrem letzten Weg in den Friedhof begleite. Das für das Läuten erhobene Geld sollte am Armenseelentag unter die Ortsarmen verteilt werden.

Im Jahre 1916 wurde die Glocke abmontiert und für Kriegszwecke eingeschmolzen.

Durch eine Sammlung konnte nach dem Kriege eine neue Glocke angeschafft werden.

Den Eingang zur Kapelle ziert ein prachtvolles Portal aus grauem Marmor. Über dem Altar befindet sich eine der Maria Schoßberg Gruppe nachgebildete **Pietà**.

Die Christ-Königs-Statue

In der Mitte des südwestlichen Ringviertels steht die Christ-Königs-Statue, welche Domherr **Anton Richter** im Jahre 1934 errichten ließ und aus Anlaß seines 50jährigen Priesterjubiläums seinem Heimatort Deutsch-Proben widmete.

Die Statue stellt den Christkönig auf dem Throne sitzend dar, mit Krone und Königsmantel, rechts mit der Erdkugel, links mit dem Zepter. In der linken Hand hält er die Bibel aufgeschlagen, auf deren beiden Seiten der Text aus dem Johannesevangelium zu lesen ist (XVIII-36/37).

An drei Seiten des Sockels sind 63 Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen und vermißten Soldaten aus Deutsch-Proben eingemeißelt. Die Christ-Königs-Statue ist demnach auch ein Gefallenendenkmal.

Sie ist das Werk des **Geysa Horn** und wurde im Steinmetzbetrieb des Karl Horn in Neusohl hergestellt.

Die Statue umgibt eine an acht niedrigen Steinsäulen befestigte Kettenumfriedung.

Die Kapelle zu Ehren des hl. Josef

hinter der Mühlgasse haben im Jahre 1882 die alljährlich nach Budapest zur Arbeit fahrenden Maurer gestiftet und erbauen lassen. Zu den Unkosten (578 Gulden) trugen auch je 10 Gulden Domherr Gabriel Zeisel und Venantius Zeisel und je 200 Gulden die Baumeister Ferdinand Huszár und Anton Bresztienszky bei.

Einst stand an dieser Stelle ein Kreuz, welches Adam Richter hatte aufstellen lassen. Im Jahre 1811 ließ der Lebzelter Josef Kukner anstatt des Kreuzes die steinerne Statue des hl. Josef aufstellen. Im Jahre 1855 wurde eine neue Statue besorgt und auf einer steinernen Säule angebracht. Danach wurde sie koloriert, vergoldet und in die Kapelle gestellt.

Um in der Kapelle auch das hl. Meßopfer darbringen zu können, reichte Pfarrer Josef Petruch beim Diözesanbischof **Marian Blaha** ein Ansuchen um einen Altarstein, bzw. um Reliquien ein. Nun konnte Pfarrer Josef Bossányi am 22. Juli 1933 das erste Meßopfer feiern.

Die Kleinkapelle zu Ehren des hl. Wendelin

am Wege gegen Fundstollen ließ im Jahre 1812 Johann Damko errichten und stiftete zur Erhaltung 25 Gulden.

Später stellte man in die Kapelle ein Muttergottesbild. Von da an nannte man sie Marienkapelle.



Christkönigsstatue
auf dem Ring

Ein Verwandter des Stifters, Bildhauer **Josef Damko**, spendete für die Kapelle eine Terrakottafigur, die Kreuzigung Christi darstellend.

Die **Kleinkapelle** zu Ehren des **hl. Johannes von Nepomuk** im Legentel auf der gemauerten Brücke war von Andreas Richter gestiftet. Gerade hier hatte die Nepomukkapelle einen sinnvollen Platz, denn Johannes von Nepomuk wird ja allgemein als Brückenheiliger verehrt.

Kleinkapelle zu Ehren der seligen **Jungfrau von Lourdes** in Legentel, errichtet von Ignaz Richter, Kleinkapelle zu Ehren des **hl. Anton von Padua** unterhalb Schmiedshau, errichtet von Anton Zeisel und Gemahlin.

Unsere Mundart

Es ist namhaften Heimat- und Sprachforschern noch nicht gelungen, einwandfrei zu bestimmen, aus welchen Gauen Deutschlands unsere Vorfahren gekommen waren. Festgestellt wurde aber, „daß die Sprache im Dialekt, so wie wir ihn heute hören, eine ostmitteldeutsche Grundlage aufweist, die dann später eine bayrische Übersichtung und Durchdringung mitgemacht hat“. Nun ist eine gesprochene Sprache einer steten Fortentwicklung unterworfen, so daß unsere Mundart, wie sie auf dem Sprachinselboden gesprochen wird bzw. wurde, mit der der früheren Heimat nicht mehr übereinstimmt. Ferner sind im Laufe der Jahrhunderte, bedingt durch die slawische Umwelt, auch fremde Wörter in den Sprachschatz eingedrungen.

Einige Proben aus unserer Mundart

Das „a“ lautet häufig wie ein offenes „o“, „w“ wird zu einem „b“, „f“ wird zu „w“, „b“ wird zu „p“.

Wasser	– Bosse	beten	– pet'n
waschen	– bosch'n	breit	– prat
Waage	– Boog	brav	– prav
waten	– bo'n	braten	– pro'n

Die Verkleinerungssilbe „-lein“ wird zu „la“

Messerlein	– Messala	Büblein	– Pibala
Gabelein	– Gobala	Muhme	– Mimala
Löfflein	– Läfala	Vetter	– Vetala

Die Silbe „-ig“

Freitag	– Wreitig	Montag	– Montig
Jahrmarkt	– Johm(e)rig	Sonntag	– Suntig
Aber Samstag	– Semet	Donnerstag	– Doneschtog

Selbstlaute werden verschluckt:

dieser	– d'ser oder der, dega, dex (dieses)
danach	– d'noch
daneben	– d'nem

Besonders häufig tritt der süddeutsche „d'-Vorschlag beim Verb auf:

erwischen	— d'rbeschn
erraten	— d'ro'n
erkennen	— d'rkena
erwürge	— d'rbieng

Abkürzungen von Eigennamen

Georg	— Jegä	Jakob	— Kobitz (Kobo)
Benedikt	— Beno	Anton	— Tontsch
Ignaz	— Naaz	Maria	— Mizi (Mrizi)
Michael	— Meche	Julia	— Juli
Josef	— Seff	Eleonore	— Norki
Silvester	— Vesto	Johann	— Hansikä

Probener Redensarten in der Mundart

Bo mea beet is bi a Laus, trägt bä as Haus	(Was mehr wert ist wie eine Laus, trägt man ins Haus)
s' Stecknala ist schu glot	(Der Stecken ist schon glatt = einer, der nichts mehr arbeiten mag)
a da Obet a Hoa win'n	(in der Arbeit ein Haar finden)

Im folgenden sollen ein paar besonders eigentümliche Ausdrücke der Mundart festgehalten und dem Schriftdeutschen gegenübergestellt werden:

Ompet	Antwort
azeän (nasales a!)	einzel
eschädig (arschling)	nach rückwärts
eden	atmen (von Odem)
a wia	nach vorn
a Stibala	ein Stäubchen (ein Bißchen)
pekle'n	beklecken (beschmutzen)
pemotsch'n	beschmieren
Berä	Schwanz (Wedel)
bia sei	wir sind
bjepes geh	fürbaß gehn
d'ham	daheim
entresch	unheimlich
pletschän	plätschern (herumplätschern — spritzen)
Wrad	Freude

gach	jäh
Wuech	Furche
G'wris	Gesicht
G'lobe	Geschwätz
g'schwepet	ganz voll
grotschn	grätschn
Guba	weißer Umhängmantel aus schwerem Schafwoll-Loden
ibeteäpen	übertölpeln
jane (a)	jener (e)
No'be	Nachbar
Ohn	Atem
Petschken	gedörrtes Obst (slow. piect = backen)
Rafleck'n	Fladen, im Rauch gebacken
Rabe	Räuber
Rom	Ruß
Rechä	Reh
Scheibtrugen - Stoßkarn	Schiebekarren (Schubkarren)
schluwen	schlürfen
Sengst	Sense
Säge	Uhr (Jiddisch = Säger)
stierän	stochern
Pute stierän	Butter rühren
Schlotekätz	Kumpf = Behälter für den Wetzstein (schlottern)
Sott	Jauche (Sott = Ruß)
Schuem	Blumentopf (Blumenscherben)
tump	dumm
treik	trocken
Trugen	Truhe (Sarg)
wiezek'n	versuchen, hervortun – hervorziehen
b'kräkn	jemandem Schmutziges ins Gesicht sagen
Krake	Spucke (Auswurf beim Husten)
davon auch Krako(?)	alter Mann als Schimpfwort
Krägstä	geflochtener Rutenkorb
Oeda Krägst	altes Weib (Schimpfwort)
Schnuptichä	Schnupftuch
Rehlede	ausgelassener Mensch (Rohleder)
tschingän	läuten
Tschingressä	Fohlen (aber häufiger: Kibelanzä = slow. von Kobyla = Stute)

Ede epä	Kürbis (edler Apfel)
Uhorkn	Gurken (von uhorky = slow. Gurken)
Wuez	Furz
d'ser rennt bi d' Wuez a da Reite	der rennt wie der Furz in der Reiter (Getreidesieb)
Wlon'sn	Lippen

Deutsch-Probener Redensarten und Sprichwörter

Bede se bejä of Prom danäjen,
mu wle'en, ste'en, bening vezäjen

Wer sich will in Proben ernähren,
muß flicken, sticken, wenig
verzehren

Pum Leih'n pießt be sain Leptok
ain

Beim Leihen büßt man sein Lebtag
ein

's Maue est a gruß Loch,
's geht duech Haus und Hof

Das Maul ist ein großes Loch,
es geht durch Haus und Hof

Huchzet Eja mocht Paite leja

Hochzeit Ehr macht Beutel leer

Anzege Su, anzege Ochs

Einziges Sohn, einziges Ochs

A junge Praut annara oen Haut

Eine junge Braut in einer alten Haut
(Ein junges Mädchen, das über
30 Jahre alt heiratet)

Klane Kende: Brutesse,
gruße Kende: Jazwrese

Kleine Kinder: Brotesser,
große Kinder: Herzfresser

Klana Kende tret'n ow 'n Zege,
d' gruß'n ow 's Jaz

Kleine Kinder treten auf die Zehen,
große auf das Herz

Meng de zbesch'n d' Klai,
wresn de d' Schbain

Meng' dich zwischen die Kleie
fressen dich die Schweine
(Wie dein Umgang, so bist du)

Bu da Taiwe nischt ausrech'n ko,
duta doa scheck te a oets Baib

Wo der Teufel nichts ausrichten
kann, dorthin schickt er ein altes
Weib!

V' de Schehait koh' be net opaiß'n

Von der Schönheit kann man nicht
abbeißen

Baibe Stejem — ka V'dejem,

Weiber Sterben — kein Verderben,

Roß v'recken, jas mocht Schreck'n

Steif'n Krogn nischt 'm Mogn,
Manschett'n nischt zu schlek'n

Stoáz of de Goß unt nischt a da
Tosch

Bo net dais est, jas ria net oh

Ben de Sau e bite seidens Klad ohot,
seh ra inda v' unen a wija d' Kläla

's geht ra 's Maue bi anra Katsch
d'r oesch

Ben bo est: hep, ben nischt est:
knep

Ach a g'deädege Ochs schlägt
monegsmoe hent'n aus

Kotz und Hunt p'trogn se pesse
zim zbe schlemma No'ben

V'liebte Lait mis'n wejä p'rai

Jede Mensch bas, bu ne d' Schuh
knijet, ner d' zagt's net

Ka Schuh ohne Kuht

Daitsch'prob'n est a schena Stot
s' est net bait fe Pribetz
Drena sai wejä schena Mad
Spateta went niemet

Roß verrecken, das macht
Schrecken

Steifer Kragen nichts im Magen,
Manschetten, nichts zu essen
(Student)

Stolz auf der Gasse, nichts in der
Tasche

Was nicht dein ist, rühr nicht an

Wenn die Sau auch immer für ein
seidenes Kleid anhat, schau ihr
von unten die Klauen hervor (ein
gemeines Weib ist auch im Seiden-
kleid gemein)

Es geht ihr das Maul wie einer
Katsch'n (Ente) der Arsch (Ein
Weib, das viel ratscht (redet)

Wenn etwas ist: hüpf, wenn nichts
ist: knüpf!

Auch ein geduldiger Ochse schlägt
manchmal hinten aus

Hund und Katze vertragen sich
besser als zwei schlimme Nachbarn

Verliebte Leut' müssen viel bereun

Jeder Mensch weiß, wo ihn der
Schuh drückt, nur er
zeigt es nicht
(Trägt sein Schicksal still)

Kein Schuh ohne Kot (Kein Mensch
ohne Fehler)

Deutsch-Proben ist eine schöne
Stadt, es ist nicht weit von Priewitz,
drinnen sind viel schöne Mädchen,
häßliche findet niemand

Spruchweisheiten



Dr Sa-la Natz mem We-wa - la



sei a schens Peära - la, gehn se ode 'm



Ke-le nei trenk'n se 'n Pe-chä Bei.

Sala-Natz mem Wewala
sei a schens Peädala,
gehn so ode 'm Kele nei
gehn se ode 'm Kele nei
trenk 'n se 'n Peschä Bei.

Ben b' geht of Bestenitz,
hon d' Mare deka Wiß,
bie boen sie ka deka net ho,
bie boen sie ka deka net ho,
ben b' se net emgreifn ko.

Ben b' geht a d' Wuntschän
hon d' Mare Runzän,
bie boen sie ka Runzön net ho,
bie boen sie ka Runzön net ho,
ben se longa Zepä trogn.

Unse Knecht und unse Mad
oni sa tam zišli,
hot d' Maus a Loch g'wres'n,
hot d' Maus a Loch g'wres'n,
my sme na to prišli.

Seiler (Ig)naz mit (Geno)vevlein sind ein schönes Pärlein
gehn sie aber in den Keller hinein
gehn sie aber in den Keller hinein
trinken sie einen Becher Wein.

Wenn man geht nach Fundstollen,
haben die Mädchen Runzeln,
wie wollten (sollten) sie keine Runzeln (nicht) haben,
wie wollten (sollten) sie keine Runzeln (nicht) haben,
wenn sie lange Zöpfe haben.

Wenn man geht nach Westenitz,
haben die Mädchen dicke Füße,
wie wollten (sollten) sie keine dicke (nicht) haben,
wie wollten (sollten) sie keine dicke (nicht) haben,
wenn man sie nicht umgreifen kann.

Unser Knecht und unsere Magd,
sie kamen dort zusammen,
hat die Maus ein Loch gefressen,
wir sind draufgekommen.

Deutsch-Probner Tuchmacher-Spruch

Unse Tumoche hon große Ejek
bei de Turbin geht z' schbeja,
s Gale Bosse hon r'n of Poss'n
dreizehn Mais ausgesoffen.

Unsere Tuchmacher haben großen Ärger
weil die Turbine geht zu schwer,
das Gaidler Wasser haben ihnen zum Possen
dreizehn Mäuse ausgesoffen.

Neujahrswunsch

E boä scho benschon a glekselegs neis Joa,
a pes's os bi's oäda boa.
E boä scho benschon 'n gedek'n Tesch,
of jem Ek 'n g'pokn Wesch.
Ond a d' met a Wlosch woä Bei,
do boän 's Mimla ond's Wetla lostek sei.

Ich wollte (möchte) schon wünschen ein glückseliges Neues Jahr,
ein besseres als (wie) das alte war.
Ich wollte schon wünschen einen gedeckten Tisch,
auf jeder Ecke einen gebackenen Fisch.
Und in der Mitte eine Flasche voll Wein,
daß die Frau und der Mann wollten lustig sein.

s' Häselä

Of jam Reg'la setzt a Häs'la,
ben e seta Wis'la hät,
boe e laf'n a d' Bet met jam Häs'la.

Häsä, Häsä laf ner sea,
hen'n plotz'n, woen plotz'n de G'bea.

Das Häselein

Auf jenem Hügelein sitzt ein Häselein,
wenn ich solche Füblein hätte,
möcht ich laufen um die Wette mit jenem Häselein.

Häschen, Häschen, lauf nur sehr,
hinten platzen, vorne platzen die Gewehr'.

Deutsch-Probener Lied



B' ben-sa an' m Sok naj jogn, b'



ben-sa of - m Jom - rik trogn. B' ben-sa un-dre



non-de meschn, s - bet scho a-ne a spateta d' beschn.



Tra la la la la la, trala la la la la la la. B' ben-sa un-dre



non-de meschn, s - bet scho a-ne a spateta d' beschn.

A d' Stot Prom saj schena Marä,
saj net z'm wen'n a da Garä.
D' Schmiedshaje Marä hon glänzdenga Schnirä,
an Benebesn get's Hembä a wija.

Tra la lalalalala, tra la lala lalalala.

Be d' v' Prom e Marä bejä,
mu se emseh berklich schnejä.
A jede bejä a schena ho,
bo wong be met d' schpatitn o?

Tra la lalalalala, tra la lala lalalala.

B' bensa an 'm Sok naj jogn,
b' bensa ofm Jomrik trogn.
B' bensa undrenonde meschn,
s bet scho ane a schpatita d' beschn.

Tra la lalalalala, tra la lala lalalala.

In der Stadt Proben sind schöne Mädchen,
sind nicht zu finden in Gaidel.
Die Schmiedshauer Mädchen haben glänzende Schnüre,
den Münnichwiesern schaut's Hemd hervor.

Wer von Proben ein Mädchen will,
muß sich umsehn wirklich schnell.
Ein jeder will eine schöne haben.
Was fangen wir mit den häßlichen an?

Wir werden sie in einen Sack hineinjagen,
wir werden sie auf den Jahrmarkt tragen,
wir werden sie untereinermischen;
es wird schon einer eine häßliche erwischen.

Volkswisheiten im Jahresablauf

- | | |
|---|---|
| 1. Z' Dorotea
wleis d' Rosdrek hi und hea. | Zu Dorothea – (6. Februar) –
fließt der Roßdreck hin und her. |
| 2. Patemä
Paue, sä! | Bartholomäus – (24. August) –
Bauer, säe! |
| o d e r | |
| Z' Patemä
schek de, Paue, sä! | Zu Bartholomäus
schick dich, Bauer, säe! |
| 3. Johannes Enthaupt
bjeft Hape 's Kraut. | Johannes Enthauptung – (29. August) –
wirft Häupter ins Kraut. |
| o d e r | |
| Z' Johannes Enthaupt
hapät se 's Kraut. | Zu Johannes Enthauptung
häupelt sich das Kraut. |
| 4. Ägidi Koen
get ni v'loen. | Ägidi – (1. September) – Korn
geht nicht verlor(e)n. |
| 5. Z' Maria Geburt
zin d' Schbäebela furt. | Zu Maria Geburt – (8. September) –
ziehn die Schwälblein fort. |
| 6. Z' Mechela
weät s' Äpela v'm Stela. | Zu Michaelis – (29. September) –
fällt das Äpfelchen vom Stiel. |
| 7. D' Martin kemt mem baiss 'n
Schemä. | Der Martin – (11. November) –
kommt mit dem weißen Schimmel. |
| 8. Z' Katrai
sit d' schne pum wenste nai. | Zu Katharina – (25. November) –
sieht der Schnee zum Fenster hinein. |
| 9. Z' Andres
lait e schu g'bes. | Zu Andreas – (30. November) –
liegt er schon gewiß. |

Und noch ein Spottvers

Tschog' leste, kbak, kbak!
D' koz est dai Schbeste,
d' hunt est dai Prude,
du p'sofns Lude.

Elster, quak, quak!
Die Katze ist deine Schwester,
der Hund ist dein Bruder,
du besoffenes Luder.

Em be dr Hunt 'n Mot okauzt

Dr Wuchs unt dr Hunt bantn longa Zait guta Komero'n. Sie hon inda Spitzpieberai zuhaf g'macht. Amoe wrägt dr Wuchs 'n Hunt: „Kost ach 'n Boma Rafle'n al-ia stejen?“ – „Em be denn net!“ – hot jane gesogt – unt hot se ach glai ow'n Beg as Djafe gemocht. Vu baitnen riecht-e schu wresch Prut. Hea schlaicht seh v'stehleng a-anem Hof nain, vu duta as Stebe unt sieht, bi da Bieten gerot aus 'm Pockuv'n 'n Raflek'n rausnemmt. Unt schu hot-na d' bescht unt est schu ach dauss'n met-em. Emesenst rennt da Bieten mem Keebesch henderem, hea boa a de wensten Nacht vschbun'n. Unt bie-ra asu rennt, kemnte- zu anem Steg – unt etze geht dr Mot uv. Uf amoä sieht-e 'm Bossespiege a gliedengs G'secht – hea mant 's est da Bieten – unt let wje Schreck 'n Rafle'n as Bosse woen. Bie re zu sech kemmt unt 'n Schon sieht, pumejekt-e jascht 'n Mot unt kauzt – na su long a, pora se net hot hase g'kauzt. Zu gutaletzt hot na no dr Wuchs hende am Strauch ausgelocht und hot na gawrägt: „Nu, bie hat-e denn dr Rafle'n g'schmeckt?“ Sait jana Zait est dr Hunt mem Wuchs v'feint – unt sait jana Zait kauzt dr Hunt 'n Mot o.

Warum der Hund den Mond anbellt

Der Fuchs und der Hund waren lange Zeit gute Kameraden. Sie haben immer Spitzbüberei zusammen gemacht. Einmal fragt der Fuchs den Hund: „Kannst auch einen warmen Fladen allein stehlen?“ – „Warum denn nicht?“ hat jener gesagt – und hat sich auch gleich auf den Weg in das Dörfel gemacht. Von weitem riecht er schon frisches Brot. Er schleicht sich heimlich in einen Hof hinein, von dort in das Stübel und sieht, wie die Wirtin gerade aus dem Backofen einen Fladen herausnimmt. Und schon hat er ihn erwischt, und schon ist er auch draußen damit. Umsonst rennt ihm die Wirtin mit einem Kehrwisch nach, er war in der finsternen Nacht verschwunden. Und wie er so rennt, kommt er zu einem Steg, und jetzt geht der Mond auf. Auf einmal sieht er im Wasserspiegel ein glühendes Gesicht, er meint, es sei die Wirtin und läßt vor Schrecken den Fladen in das Wasser fallen. Wie er zu sich kommt und den Schaden sieht, bemerkt er erst den Mond und bellt ihn solange an, bis er sich heiser gebellt hat. Zu guter Letzt hat ihn auch noch der Fuchs hinter einem Strauch ausgelacht und hat ihn gefragt: „Nun, wie hat dir denn der Fladen geschmeckt?“ Seit jener Zeit ist der Hund mit dem Fuchs verfeindet – und seit jener Zeit bellt der Hund den Mond an.

Die Tracht

Die Tracht war seit jeher der sichtbare Ausdruck eines starken Gemeinschaftsbewußtseins. Bedingt durch Sitte und Brauchtum, war sie zur einheitlichen und eigenartigen, ständischen Kleidung des Volkes geworden. Fast unübersehbar in ihrer vielgestaltigen Ausprägung entwickelten sich überall Volkstrachten, die durch ihren Formen- und Farbenreichtum sowohl lokale als auch Standesunterschiede zum Ausdruck brachten.

Nicht anders in unserem Heimatstädtchen Deutsch-Proben, wo eine gewisse Wohlhabenheit in der Üppigkeit besonders bei der Frauen- und Mädchenkleidung in Erscheinung trat, so daß sie sich nicht nur von der bäuerlichen Tracht ihrer Schwestern aus den Nachbardörfern zu unterscheiden pflegte (die Trägerinnen waren ja Bürgersfrauen), sondern auch allgemein bewundert wurde.

Indes bewirkte die am Ende des vorigen Jahrhunderts einsetzende Technisierung eine Zurückdrängung der Volkstrachten, die alles gleichmachende Mode hielt auch hier Einzug.

Der Nachwelt aber sei im folgenden dargelegt, wie reichhaltig und ausdrucksvoll in mühevoller Kleinarbeit die Frauen und Mädchen in bewußter Traditionstreue ihre Festtagskleider auszugestalten wußten, die nicht den Wechselwirkungen der Mode ausgesetzt waren, sondern sie mitunter ein ganzes Leben lang begleiteten.

Festtagskleider der Männer

Für die Unterwäsche verwendete man hausgemachte Leinwand, bei Mangel an solcher auch Baumwolle. Das Hemd hatte keinen Kragen, am Hals wurde es mit einem Bändchen geknüpft. Das Hemd bedeckte der bis zum Hals geschlossene **Brustfleck** mit emporstehendem **Koller** und diesen der lange **Dolman**. Anstatt dieses trug man später den bis unter die Hüften reichenden, enganliegenden und verschnürten, dunkelblauen **Spenzer** oder das bis zu den Hüften reichende **Leibel** mit gleichfalls emporsteigendem **Koller**, besetzt mit Silber- oder Messingknöpfen und versehen mit einem Schlußband, an dessen linken Seite ein **Senkel** (Schnalle) angebracht war.

Für die Hosen verwendete man dunkelblauen Stoff; sie waren vorne mit **Latz** versehen. An den Außenseiten waren Schnurverzierungen angebracht. Die Hosen wurden mit Lederriemen (**Hosenriemen**) festgehalten.



Als Fußbekleidung dienten die in Deutsch Proben hergestellten genähten „**Schuh**“ (Stiefel).

An hohen Festtagen wurde über den Anzug ein in mehrere Silberringe gesteckter **Schnüregürtel** gegürtet, so daß die Ringe ringsum übereinander standen. Zum Schließen diente an einem Ende ein Schnürknopf, am anderen eine Schnürschlinge, von der als Zierde eine lange Quaste herabhing. Dann wurde um die Schultern ein dunkelfarbiger, mit Schnüren und Silberknöpfen gezielter **Umhängepelz** (Mentäke) geworfen. Zum Schließen der beiden oberen Enden leistete man sich eine silberne Spange und eine mit Haken versehene, breite, silberne Kette und eine Schnürschlinge.

Den Kopf bedeckte ein dreieckiger, schwarzer Hut mit breiter Krempe, unter welchem besonders ältere Männer die bis zur Schulter herabhängenden Haare mit einem gebogenen Kamm festhielten. Zur Fußbekleidung wählten damals die Männer gespornte Stiefel. Bei Unwetter und im Winter hängte man über die Oberkleider einen aus grauem Bauertuch (Gabont) angefertigten, halbgefütterten, **Guba** genannten Mantel um. Manche trugen zu dieser Jahreszeit eine „**Bunda**“, die innen mit Schaffell gefüttert war; den Kopf schützte eine warme Lammfellmütze.

Die Festtagskleider der Frauen

Auch hier war das Unterhemd aus hausgemachter Leinwand angefertigt. Es reichte von der Achselhöhe bis unter die Knie und wurde mit zwei Bändern über die Schultern gehängt (**Bändehemp** = **Bändelhemd**). Darüber ein bis zu den Hüften reichendes, weites, faltiges Hemd, genannt **Midala**. Hierzu wurde schon gutes Linnen (Pergee) verwendet, damit die weiten Ärmel recht bauschig wirkten. Am Hals war es mit einem schmalen, weiß oder farbig gestickten und mit gekräuselten Spitzen emporstehenden **Koller** (Goäne) versehen und mit einem Bändchen zusammengeknüpft. Vom Koller hing eine bunte Bandmasche auf die Brust herab. Die langen Ärmel zierte am Handgelenk ein breites, farbig gesticktes Koller (**Geänala**) mit breiten, gekräuselten Spitzen. Auf „Midala“ kam ein geblümter, oben ringsum und um das Ärmelloch mit einem breiten, farbigen Bande faltig umnähter **Brustfleck**, vorne tief und eckig, auf der Rückseite rund ausgeschnitten, mit Werg und Hausleinwand gefüttert und durch und durch fein gesteppt. Den Saum bildete ein fünf Finger breites **Schössel** (**Schése**). Zusammengehalten

Festliche Sommertracht mit zwei Goldhauben — „Coke“





Auf dem Gang
in die Kirche
im Sonntagsgewand

wurde der Brustfleck entweder auf beiden Seiten mit Spangen oder mit ovalförmigen Silber- oder Messingknöpfen (**Kuntoweiner Knöpfe**).

Über zwei oder drei Unterröcke wurde der bis fast zu den Knöcheln reichende, meist dunkelblaue **Kattunrock** (Khomolotene Rock) getragen, manchmal ein Erbstück von der Mutter oder gar von der Großmutter. **Die Schürze (Schjätze)**, die fast ringsum reichte, war ein mit viel Sorgfalt ausgestaltetes Kleidungsstück: aus weißem, feinem, geblütem Spitzenstoff (Patalates Schjätze), oben mit einem bunten, gestickten, breiten Koller (**Goäne**), unten mit breiten, feinen Spitzen geziert. Die breiten, langen Bänder an der Schürze hingen vorne in Maschen geknüpft herab.

Bei Unwetter wurde die so reich ausgestattete Schürze mit einer dunklen leinenen Schürze vertauscht und über den Brustfleck ein sog. **Röckel** oder eine **Katzabajka** (Katzamajka) getragen.

Im Winter trugen die Frauen zum Kirchgang einen langen, gefütterten Rock, das „**Wixnreke**“ (Füchsenröckel), andere das wertvollere „**Khäenreke**“ (Kehlenröckel), deshalb so genannt, weil es überall mit rötlichem oder weißem Fuchspelz verbrämt war. Als Fußbekleidung trugen vor allem die jungen Frauen rote **Schuhe** mit Holzabsätzen (**Klätzeschuh = Klötzeschuh**).

Kopfputz der Frauen

Als häuslichen Kopfputz trugen die verheirateten Frauen eine Haube, u. zw. eine Nackenhaube. Die gescheitelten Haare wurden am Hinterkopf um einen hufeisenförmigen wulstigen Bogen geschlungen und somit der Haube aus



Alte Frauentrachten



Sommer- und Wintertracht

Frauentrachten im Wandel der Zeit



feiner Leinwand angepaßt. Die Haube zierte in der Mitte ein geblühtes oder mit farbiger Seide gesticktes Haubenfleckchen oder ein mit Gold- oder Silberfäden gesticktes Samtfleckchen (**Sometwläke**). An der Haube waren zwei gestickte Bänder befestigt, die über den Rücken herabhingen. Ansonsten trugen besonders die älteren Frauen einfache Kopftücher.

Der festliche Kopfputz der Frauen war das sog. **Dreme (Drümel)**. Das Dreme wurde an die Haube angelegt. Es bestand aus einer etwa 4 m langen und 40 cm breiten, feinen, geglätteten Leinwand. Der mittlere Teil umgab festanliegend vorne die Haube und wurde am Hinterkopf in Falten gelegt. Das mußte so gemacht werden, damit an der Haube eine viereckige Öffnung (de Lan = der Laden) ausgespart wurde, in der der Haubenfleck sichtbar blieb. Nachher wurden die beiden Enden des Dremes unten um den Bogen geschlungen und mit den Haubenbändern unter den Brustfleck gesteckt. Diese äußerst umständliche, verzwickte Arbeit konnten nur geübte Hände bewerkstelligen. Gewöhnlich wurde dazu die **Dremeknäperen** (Drümelknüpferin) gerufen. Zuletzt zog die Dreemeknäperen die Enden des Dremes unter dem Brustfleck wieder hervor und ließ sie nebeneinander – in gleicher Länge mit dem Kattunrock – herabhängen. Die beiden Enden des Dreemes hießen **Dreemezäpe (Drümelzipfel)**.

Kopfputz der Bräute bei der Trauung

Ihr Kopfputz war ein sonderbar gestaltetes, vielfarbiges Schmuckwerk. Den Scheitel einer Braut zierte eine **Goldbarte (Goetpatn)**, d. h. ein mit Goldfäden gesticktes Lederdiadem, manchmal nur ein aus Hausleinwand gefertigter, etwa 10 cm breiter hoher, einem Kegelstumpf ähnlicher Aufsatz, der innen mit farbiger Leinwand gefüttert, außen entweder mit farbiger Seide überzogen, gestickt und mit Gold- und Silberborten geschmückt war. In die Haarlocken wurden schmale, rote Bänder geflochten.

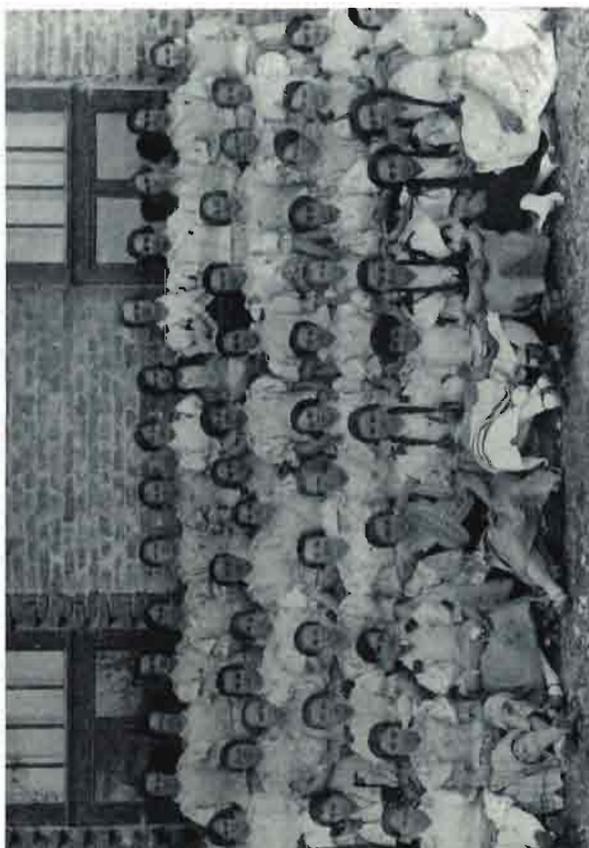
Kopfputz und Festtagskleid vornehmer Frauen

Einer kleinen Gruppe von Frauen genügte die bisherige Tracht nicht mehr (es war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts) und sie ersannen, wahrscheinlich in Anlehnung an Kleidungsformen fremder Herkunft, einen neuen Kopfputz, das **Coke**, und ein neues Oberkleid, das **Tuschala**. Die Beweggründe, die sie zu dieser Neuerung anregten, sind unbekannt. Coquet kommt

Bild oben: Wintertracht – Hensä-Margit –

Bild links unten: Trachtengruppe mit alten Trachten im Heimatmuseum

Bild rechts unten: Mädchengruppe in Tracht – Mädchentracht –





Neue Sommer- und Wintertrachten der Frauen

aus dem Französischen und bedeutet schmuckes Kleidungsstück. Das Coke war einer Haube nicht unähnlich und sollte wohl als Ersatz für diese gelten, jedenfalls wurde mit Zierrat nicht gespart. Die Trägerinnen eines Coke nannte man **Cokewran** (Cokefrauen).

Das Tuschala war der Oberrock zum Coke. Es war aus Kammgarn angefertigt, gefüttert, wohlpassend und reichte bis unter die Hüften. An der Oberseite war es mit einem fünf Finger breiten Kragen versehen. An der Vorder- und Rückseite („in rechter und linker Schweifung“) ein schwarzer Samtstreifen, mit einem blauen Seidenband paspeliert. Die Vorderseite zierten rechts und links fünf große Silberknöpfe. Den Schluß umgab ein drei Finger breiter Gürtel, ebenfalls paspeliert, vorne und hinten mit Silberknöpfen oder -spangen versehen. Den Hals schmückte ein farbiges Seidentuch. Das Tuschala war bis in die jüngste Zeit das Festkleid der Cokefrauen.

Das Mentäke

war ein bis unter die Hüften reichender Mantel aus braunem Stoff, fein gefüttert und mit Pelzwerk verbrämt. Auch hier durften die Silberknöpfe nicht fehlen. Vor dem Anziehen dieses Kleidungsstückes wurde um den Hals ein

buntes Seidentuch gelegt, dessen oberer Teil über dem Kragen herausragte.

Kopftücher

Bei Unwetter wurde anstatt des Drümelns ein Kopftuch getragen, besonders gerne das sog. **Fünf Vierteltuch** („Wenf Wiäte Tiche“) im Ausmaß von ein-einviertel Elle. Bei sonnigem Wetter trug man das **Taschketische** (Taschkerltuch), ein reinweißes Kopftuch aus leichtem Linnen, ringsum im Zickzack ausgenäht und rückwärts mit Blumen gestickt. Wenn es recht kalt war, nahm man das **Kotzntiche (Kotzentuch)**.

Die Festtagskleidung der Mädchen

war ähnlich der Kleidung der jungen Frauen. Sie trugen als ledige keine Dreime, sondern einen Zopf, der am Ende mit einer bunten Masche (Schleife) verknüpft war.

Aus der Sagenwelt

Unsere Sprachinseln besaßen einst ein überraschend reiches Erbe an altem Erzählgut, das neben den vielen Märchen und Schwänken vor allem aus Sagen bestand. Dieses Sagengut wirkte bis in unsere Tage ungebrochen weiter und schuf aus Glaubensvorstellungen sowie aus Erlebnisberichten ständig neue Erzählformen. Die Sammlung und Sichtung des bodenbeständigen Sagengutes ergab des öfteren Funde, die das Bild der vorhandenen volklichen Überlieferung ergänzten und allmählich vervollständigten.

Der Sagenreichtum zeigte sich nicht nur in der Fülle der erzählten Geschichten und der zu Erlebnissen umgestalteten Glaubensvorstellungen, sondern auch in der Menge der vorherrschenden Sagengestalten und -motive. Wir finden im Bereiche der deutschen Siedlungen neben zahlreichen Spuk-, Gespenster- und Hexengeschichten, neben den weitverbreiteten Alp-, Wassermann-, Teufels- und Räubersagen noch überraschend viele Natursagen. Ein Großteil dieses Sagengutes weist rein deutsche Wesenszüge auf, die an ein dauerndes Bestehen der einzelnen Glaubensvorstellungen seit der Zeit der Ostkolonisation schließen lassen. Es sind Sagen, die sich auf geschlossenem deutschen Volksboden nicht so zäh und überlieferungstreu gehalten haben wie gerade in den deutschen Dörfern um Kremnitz und Deutsch-Proben.

Schon eine bloße Aufzählung einzelner dieser überwiegend deutsch geprägten und der andersvolklichen Umwelt vielfach fremden Sagengestalten deutete auf einen erstaunlichen Reichtum an Erzählgut hin. In fast allen Dörfern fanden wir Geschichten von der Tödin, die vom Tod oder Tödismann begleitet wurde. Weit verbreitet waren auch die Erzählungen vom Berggeist, Bergmandl, Erd- oder Erzgeist, während das Sagengut über die Riesen und Zwerge langsam zu schwinden begann. Unter den Natursagen nahmen die vom Gewitter gebrachten Lindwurm und Lotterpfaffen wohl den meisten Raum ein und waren in fast allen deutschen Orten vorhanden. Man fand daneben noch Sagen vom Windmann, der Windin, dem Windreiter und der Melusine. In den Bereich der fast allerorts angetroffenen Natursagen gehörten auch die Lichtmandl, Nachtlichter, Vetternotzerl, wie die Irrlichter in den einzelnen Siedlungen genannt wurden, ebenso die Jogelas, die Rotmännchen, die Siebenschläfer, das Montagsmännlein u. a. m.

Neben den Sagengestalten, wie sie in allen deutschen Dörfern unserer Volksinsel bekannt waren, fanden sich aber auch solche, die nur von den Bewohnern **einer** Siedlung oder höchstens zweier benachbarten Gemeinden erzählt wurden. Derartige **örtliche** Sagenkreise rankten sich z. B. um den Hammerastaa, eine Art Waldrufer bei Oberstuben, um den Mihammer zwischen Gaidel und Münnichwies, um die Mühma Kattge zwischen Drexlerhau und Neuhaus, die schimmelige Magd bei Drexlerhau, die tote Braut bei Hedwigshau, die Landfrau bei Schmiedshau und die Moosfrau bei Oberstuben oder Kloster. Vereinzelt waren dieser Sagengestalten schon aus der Erinnerung der Leute verschwunden und zum einfachen Kinderschreck herabgesunken. Dies galt sowohl für die Waldmutter in Blaufuß, wie auch für die Erzählreste von der Moosfrau in Oberturz, die Mühma Kattge und die schimmelige Magd in Krickelhau. Eine dieser örtlichen Sagengestalten, die vom Freudenmacher in der „Kohlingen“ bei Gaidel, soll hier in einigen neu aufgezeichneten Erzählungen gebracht werden und so unser Wissen um das Sagengut ergänzen helfen.

Einst arbeiteten in der Kohlingen drei Kohlenbrenner. Sie waren tagsüber sehr fleißig, denn bis zum Abend sollten die Meiler fertig stehen. Der jüngere erbot sich, die Meiler anzubrennen und die Wache zu übernehmen. Als seine Kameraden ihr Lager aufgesucht hatten, wollte er den ersten Meiler anzünden, hatte aber nur mehr ein einziges Streichholz. Als er das Feuer anfachen wollte, löschte ein Windstoß sein letztes Schwefelholz aus. Dann wurde es wieder still, und kein Wind regte sich mehr. Er wußte nicht, was er jetzt machen sollte. Deshalb wollte er seine Kameraden wecken, damit sie ihm beim Abbrennen des Meilers helfen sollten. In diesem Augenblick bemerkte er, daß beim letzten Meiler ein Feuer aufflammte. Darüber war er sehr

verwundert, freute sich aber schließlich, denn jetzt hoffte er, mit diesem Licht seinen Meiler anbrennen zu können. Er lief eilends hin, aber das Licht ließ sich nicht fassen. Vielmehr fing es an, um ihn herumzutanzten, und bald darauf erlosch es wieder. Eine Zeitlang war es stockfinster, aber auf einmal erglomm in allen Meilern das Feuer, und der Schatten eines Menschen huschte flugs vorüber. Als er am Morgen den Kameraden sein Erlebnis erzählte, sagte ihm der älteste Kohlenbrenner, daß dies der „Freudenmacher“ gewesen sei.

Ein anderes Mal gingen einige Holzhacker am kürzesten Tag vor Weihnachten in den nahen Wald, um ein paar Tannen und Buchen zu fällen. Als einer von ihnen zum ersten Axthieb an der schönsten Tanne ansetzte, erscholl von der anderen Seite des Waldes ein markerschütterndes Geschrei: „Mein Bein!“ „Mein Bein!“ Alle Holzhacker liefen zur vermeintlichen Unglücksstelle, denn sie glaubten, ein Unfall sei geschehen. Sie fanden aber niemanden, so sehr sie auch suchten. Als sie endlich zu ihrem Arbeitsplatz zurückgekehrt waren, sahen sie zu ihrem größten Erstaunen, daß alles Holz gefällt war. Auf den Stumpen aber lagen, oh Wunder, glänzende Goldstücke, und ringsherum lagen die abgehackten Äste und die geschälte Rinde im Schnee. Man konnte aber nirgends Spuren von Menschentritten entdecken, obwohl Neuschnee lag. Auch alle gefälltten Bäume waren weggeschafft und konnten erst später im oberen Ende des Dorfes entdeckt werden. Das war wieder das Werk des „Freudenmachers“ gewesen.

Ein armes Hirtenmädchen hütete einmal ganz allein oben im Gebirge ihre einzige Kuh. Es ging nach einer Weile in den nahen Wald, um Schwämme zu suchen. Als es die Schürze schon voll hatte, wollte es zur Kuh zurückkehren. Diese aber war verschwunden, und so sehr es suchte und die Kuh beim Namen rief, sein Bemühen war umsonst. Da fing es an, bitterlich zu weinen. In seinem Wehklagen hörte es, daß ganz in ihrer Nähe jemand auf einer „Trubel“ ein lustiges Liedlein blies. Es gewahrte ein kleines, buckliges Männlein, das auf einem Steinblock saß. Dieses aber ließ sich in seinem Spiel nicht irremachen. Es traute seinen Augen nicht, denn neben ihm weidete ganz ruhig im saftigen Gras seine Kuh. Es lief freudestrahlend zu seiner Kuh, und als es zurückkehrte, war das Männlein verschwunden. Auf dem Stein aber, auf dem das Männlein gesessen hatte, lag ein glitzerndes Goldstücklein. Jetzt wußte das Mädchen, daß der Beschützer ihrer Kuh der „Freudenmacher“ gewesen war.

Ein paar alte, arme Frauen suchten einst einen Wald auf, um dürres Geäst zusammenzutragen. Bald hatten sie einen großen Haufen zusammen. Bevor sie aber den Heimweg antraten, wollten sie für ihre Lieben zu Hause noch einige Sträußlein Beeren pflücken. So versunken waren sie beim Beer-

pflücken, daß sie es nicht gewahrten, wie sich eine Diebin von ihnen heimlich zu den Holzbündeln schlich und die dicksten Äste davon herauszog. Als die Frauen wieder zurückkehrten, bemerkte keine von ihnen den Diebstahl, und sie machten sich auf den Weg nach Hause. Als sie ein Stück Weges gegangen waren, riß jemand der Diebin das Holzbündel vom Rücken. Erschrocken drehte sie sich um, bemerkte aber niemanden. Nichtsahnend hob sie das Bündel wieder auf und ging weiter. Noch ein zweites Mal wurde ihr das Bündel vom Rücken gerissen, und jemand versetzte ihr einen Stoß, so daß sie in den Graben stolperte. Wieder sah sie sich um, bemerkte aber niemanden, der das getan haben konnte. Jetzt aber wurde ihr übel, und sie bekam große Angst. Und noch einmal riß ihr jemand das Bündel vom Rücken, und diesmal wurde das ganze Holz zerstreut. Jetzt aber bemerkten auch die Frauen den Diebstahl, denn die schönsten und dicksten Äste lagen durcheinander auf dem Boden. Die ungetreue Frau aber mußte das Holz zurückgeben und mußte schwören, daß sie den „Freudenmacher“ – denn das war der Unbekannte – nicht mehr erzürnen würde.

Die Leute erzählten außer diesen noch manche Geschichten vom Freudenbringer. Er versteckte früher oft den Hauern (Mähern) den Wetzstein; dafür aber dengelte er ihnen während der Nacht die Sensen. Seitdem jetzt das Herrenvolk im Sommer in den Wäldern herumwandert und auf die Berge steigt und dabei allerhand lustige Lieder singt oder pfeift, ist er aus der Kohlingen fortgezogen und in die Gaidler Berge ausgewandert. Es soll ihn einer gesehen haben, wie er ganz traurig auf einem Steinblock saß. Aber das ist schon lange her, vielleicht ist er inzwischen schon gestorben.

Aberglaube – Hexenglaube

Seit uralten Zeiten sagte man bei allen Völkern manchen Frauen nach, daß sie anderen Menschen durch ihre Anwesenheit, durch ihre Berührung oder nur durch ihren Blick Böses zufügen könnten.

Alte Frauen, entstellte Weiber oder besonders hübsche Mädchen wurden von diesem Aberglauben betroffen. Vielfach glaubte man, daß diese Frauen als Hexen mit dem Teufel in Verbindung stünden.

In Proben hatte man für die Geister der Nacht, für die Kobolde der Finsternis eigene Namen geprägt: Man erzählte vom „Jogala“ (ein Männlein, das jemanden jagt), vom „Wlachala“ (ein Geist, der jemanden schreckt) wurde berichtet, und man habe in Sommernächten Lichtmännlein (Irrlichter) gesehen.

Wieder andere kannten wahre Begebenheiten vom bösen Blick, den manche Frauen (Hexen) besäßen.

Seit seiner Gründung gehörte Proben zum Königreich Ungarn. Hier war jedoch schon seit 1100 das Gesetz in Kraft:

„De strigiis, quae non sunt, mentio ne fiat“ (Von Hexen zu sprechen, die nicht existieren, ist verboten).

Trotz dieses Gesetzes hielt sich der Aberglaube, daß es Hexen gäbe, bis in die Tage unserer Vertreibung.

So erzählte unser letzter Zirkler (Gemeindediener) Nikolaus Richter aus tiefster Überzeugung, er habe Hexen rings um das Marienbild, das vor dem Rathaus steht, tanzen gesehen.

Weit verbreitet war der Aberglaube, daß bestimmte Frauen Rinder verhexen könnten, so daß diese blutige Milch gaben oder daß die braven Haustiere die Milch ganz verloren.

Es gab Landwirte, die keine alte, fremde Frau den Stall betreten ließen. So's Mattje Honesä in der Gellnergasse, da er davon überzeugt war, die Frauen brächten ihm Unglück in den Stall. (Die noch lebende Tochter hat dies bestätigt.)

Man war sogar der festen Überzeugung, daß sich solche Frauen in Kröten verwandeln könnten, um so in den Stall zu gelangen, da ihnen als Frauen der Zutritt in den Stall verwehrt wurde.

Harmlose, nützliche Kröten mußten so als vermeintliche Hexen sterben. Doch Leute, die von diesem Hexenwahn erfaßt waren, ließen sich nicht belehren, sie drehten den Spieß gar um, beteuerten hoch und heilig, aus Erfahrung zu sprechen, daß selbst standfeste Männer wankelmütig wurden.

Das Leben in der Gemeinde

Vereine

Seit der Entwicklung des Handwerkerstandes war das bürgerlich-gesellschaftliche Leben durchaus beherrscht von den Zünften, die den Tagesablauf ihrer Mitglieder überwachten und gewissermaßen den Arbeitsrhythmus bestimmten. Nach Aufhebung des Zunftwesens im Jahre 1872 endete zwar offiziell der Zunftzwang, doch wirkte die Kontinuität „im Untergrund“ weiter, und Meister sowie Gesellen fühlten sich noch längere Zeit einander zugehörig.

Neben dieser Gemeinschaft war man jedoch alsbald wieder bestrebt, je nach „Stand und Namen“ zusammenzukommen und zuerst wohl nur gelegentlich, dann schon regelmäßiger und bestimmter sich in gewissen Lokalen und zu gewissen Tageszeiten ein „Stelldichein“ zu geben: das war der

Beginn und das Aufkommen des **Vereinslebens**, zu dem sich die Bürgerschaft, jung und alt, wie einst zu den Zünften, wenn auch nicht in dieser Starrheit, verpflichtet fühlte.

Den Anfang machten im Jahre 1890 die Ortshonoratioren, die „Vornehmen“. Die gegenseitigen Besuche bei den einstigen „Meistern“, wo es bei „Schöpsengulasch und Bier“ zuweilen recht lustig zuging, wurden nun zur Regelmäßigkeit. Man mietete ein Zimmer und nannte es „**Kasino**“, (später in „Bürgerliches Kasino“ benannt). Bei den Abenden wurden mitunter wissenschaftliche Vorträge gehalten, es wurden auch Theatervorstellungen gegeben und Tanzabende veranstaltet.

Parallel zu diesem Verein wurde 1892 das sogenannte „**Herrenkasino**“ gegründet.

Die Tuchmacher stellten bekanntlich ihre Fabrikation auf moderne Arbeitsweise um und gründeten 1883 die **Tuchmachergenossenschaft**.

Die Facharbeiter aus dem Baugewerbe, wie Maurer, Zimmerer und Betonarbeiter, vereinigten sich im Jahre 1904 zu einer **Fachorganisation**.

Anton Richter, Theologieprofessor in Neusohl (Banská Bystrica), und Josef Bosányi, pens. Pfarrer und Professor, gründeten im Jahre 1908 den **Deutsch-Probener Katholischen Jünglingsverein**“, dessen Statuten vom Innenministerium genehmigt wurden. Als Unterkunft wurde hinter dem Bräuhaus die Rotter-Scheune gekauft und daraus ein zweigeschossiges Gebäude aufgeführt. Im Gebäude befanden sich mehrere Lokale, u. a. auch ein großer Saal mit einer Bühne für Theateraufführungen. Auch ein Billardzimmer war eingerichtet, und für Freunde des Schachspiels waren Nebentischchen mit Schachbrettern aufgestellt. Für Lesehungrige stand eine Bücherei zur Verfügung. Mit dem Umsturz im Jahre 1918 drang auch anderes Gedankengut in unsere Stadt: Linksgerichtete Arbeiter schlossen sich zu einer eigenen Organisation zusammen.

Das Kasino wurde seit seiner Gründung auch von slowakischen Mitbewohnern besucht. In den Jahren 1923/24 gründeten sie dann unter dem Namen „**Československá občianská beseda**“ eine eigene Vereinigung.

Die Lehrkräfte der deutschen Schulen der Deutsch-Probener Sprachinsel gründeten im Jahre 1929 eine eigene Standesorganisation, den **Deutschen Lehrerverein**.

Am 12. August 1934 wurde für die Sprachinsel in Deutsch-Proben ein **Trachtenfest** veranstaltet, das die bunten, eigenständigen Trachten herausstellte. Im Jahre 1936 wurde ein **Deutscher Turnverband** gegründet, der vorerst nur 19 Mitglieder zählte.

Im folgenden Jahr wurden noch zwei Gründungen vorgenommen: Der **St. Georgpfadfinderverein** und das **Deutsch-Probener Heimatmuseum** durch

Archivar **Anton Wesserle**, der sich auf diesem Gebiete große Verdienste erworben hat.

Im Jahre 1928 gründeten **Alois Weber**, seinerzeit Richter (Bürgermeister) in Deutsch-Proben, und der Notär **Johann Rohatsch** einen **Tierschutzverein**; der Verein zählte 130 Mitglieder, und bis zum Jahre 1943 wurden 120 000 Ks (slowakische Kronen) an Vergütungen für verendete Tiere ausbezahlt.

Der Deutsche Kulturverband

In der österreichischen Reichshälfte der früheren österr.-ung. Monarchie wurde von Gönnern und Wohltätern ein Schulverein unterhalten, der anstelle des Staates überall dort, wo durch das fehlende Quorum keine Möglichkeit bestand, Schulen zu errichten, in die Bresche sprang, um deutschen schulpflichtigen Kindern einen geregelten Schulbesuch, und sei es auch durch Errichtung von Privatschulen, zu ermöglichen. Diese Aufgabe übernahm nach dem Umsturz im Jahre 1918 in den „historischen Ländern“ Böhmen – – Mähren – Schlesien der neu konstituierte **Deutsche Kulturverband**, der in der Folge seinen Wirkungsbereich auch auf die deutschen Sprachinseln der Slowakei ausdehnte. So kam es auch in Deutsch-Proben und Umgebung zu Gründungen von Ortsgruppen wie in

Deutsch-Proben	mit 200 Mitgliedern,
Schmiedshau	mit 120 Mitgliedern,
Beneschhau	mit 70 Mitgliedern,
Gaidel	mit 144 Mitgliedern,
Zeche	mit 59 Mitgliedern.

Durch die Hinterlassenschaft des Herrn **Hermann Weigner** konnte das Haus Nr. 430 in der Priewitzergasse erworben werden, wo für die „Deutsche Jugend“ von Deutsch-Proben und Umgebung Spiel- und Lesesäle eingerichtet wurden.

Das Kino

hielt im Jahre 1928 seinen Einzug in Deutsch-Proben. Im großen Saal des Jünglingsvereins wurden Filme vorgeführt, die Projektionsmaschine war in einem davor errichteten Anbau untergebracht. Drei Probener Bürger (Ferdinand Damko, Kasimir Rohatsch und Silvester Zeisel) hatten sich zu einer

Mitglieder des röm.-kath. Jüngling-Vereins feiern 1927 das 20jährige Jubiläum des Verein-Baues

Namen von links oben beginnend:

Nitschko, Anton	Richter, Ferdinand	Zeisel, Jakob	Schlenker, Josef
Zeisel, Ladislaus	Elischer, Stefan	Filkorn, Josef	Richter, Sylvester
Elischer, Johann	Steinhübl, Sylvester	Diera, Anton	Zeisel, Stefan
Jantschek, Rudolf	Liener, Jakob	Diera, Johann	Zeisel, Ladislaus
Zeisel, Josef	Diera, Eduard	Elischer, Ignaz	Nitschko, Josef
Zeisel, Alois	Sirany, Josef	Leitmann, Ignaz	Zimmermann, Johann
Damko, Ferdinand	Zeisel, Anton	Stiffel, Josef	Steinhübl, Alois
Leitmann, Stefan	Sirotny, Josef	Elischer, Josef	Zeisel, Ladislaus
Tenczer, Ernest	Richter, Johann	Elischer, Johann	Zeisel, Ferdinand
Brestensky, Alois	Stiffel, Wilhelm	Wesslerle, Anton	Wolkober, Johann
Richter, Paul	Schmidt, Julius	Diera, Josef	Diera, Josef
Richter, Alois	Tenczer, Andreas	Diera, Andreas	Schimo, Alois
Zimmermann, Eugen	Zeisel, Rudolf	Lozka, Stefan	Brestensky, Ignaz
Zimmermann, Emil	Kotschner, Ignaz	Zeisel, Rudolf	Richter, Johann
Kotschner, Ladislaus	Jantschek, ?	Wesslerle, Johann	Elischer, Eduard
Richter, Ignaz	Filkorn, Josef	Stiffel, Jakob	Kotschner, Eduard
Wesslerle, Rudolf	Tenczer, Josef	Richter, Josef	Zjatkan, Stefan
Greschner, Paul	Wesslerle, Johann	Filkorn, Josef	Elischer, Egydius
Tilandi, Karl	Richter, Eugen	Zeisel, Stefan	Paldauf, Ladislaus
Tenczer, Karl	Richter, Adolf	Brestensky, Stefan	Rohrbacher, Adalbert
Diera, Johann	Richter, Ignaz	Zeisel, Jakob	Wesslerle, Alois
Richter, Benedikt	Zimmermann, Ignaz	Weiß, Anton	Wolkober, Rudolf
	Leitmann, Anton	Richter, Josef	Weber, Anton
	Koltschar, Johann	Nitschko, Ignaz	Wesslerle, Andreas
	Richter, Johann	Elischer, Fridolin	
		Diera, Andreas	



Gott segne das ehrbare Handwerk!



Fußballspieler des FC Juventus

Betriebgenossenschaft zusammengeschlossen. In Form eines Wanderkinos wurden in mehreren slowakischen Orten Filme vorgeführt. Seit 1932 war das Kino in einem adaptierten Wirtschaftsgebäude des Bräuhauses untergebracht und hieß zunächst „Kino Tatra“, dann (ab 20. 12. 1942) „Deutsche Lichtspiele“, nachdem es unter hohem Aufwand modernisiert worden war.

Das Theaterleben

Die noch lebenden Mitglieder der Laienspielschar in Deutsch-Proben denken gewiß noch an die frohen Tage zurück, an denen sie den Mitbürgern Proben und der gesamten Umgebung durch ihre „Schauspielkunst“ Stunden der Freude und Entspannung bereiten durften.

Mindestens mit vier Theaterstücken im Kalenderjahr trat die Deutsch-Probener Laienspielschar an die Öffentlichkeit: in der Faschingszeit, am Ostermontag, zum Probener Kirchweihfest (erster Sonntag im September) und zum Stephanitag (26. Dezember).

Es bedurfte freilich wochenlanger Proben, bis auf der Theaterbühne im



Laienschauspieler – „Im Krug zum grünen Kranze“

Darsteller des Laienspiels „Rosa von Tannenburg“





Eine Laienspielgruppe

Hause des Katholischen Jünglingsvereins eine Aufführung stattfinden konnte.

Als Spielleiter wechselten einander ab: der Direktor der Volksschule Alois Steinhübl, der jeweils in Proben wirkende Kaplan und der Custos des Heimatmuseums, Toni Wesserle.

Ihnen oblag die Auswahl der Theaterstücke und der geeigneten Spieler aus der Deutsch-Probener Jugend.

Nur noch wenigen sind wohl die bekanntesten, leider vielfach schon verstorbenen Laienspieldarsteller in Erinnerung: Stefanie Damko, Cornelia Pernisch, Julie Richter, Julie Weber, Veronika Wässerle, vereh. Diwisch, Adelheid Schormann, Bibi Schormann, Gusti Weber, vereh. Matuschka, Gisi Steinhübl, Cilly Tschernak, Melanie Hanesch u. a.

Für die männlichen Rollen stellten sich zur Verfügung: Ferdinand Damko, Toni Wesserle, (später auch Spielleiter) Viktor Tänzer, Latzi Richter und sein Bruder Johann, Willy Steinhübl, die Brüder Dr. Emanuel und Dr. Johann Zeisel, die Brüder Dr. Andreas Tänzer und Johann Tänzer, die Brüder Ägydius und Alois Elischer, Kalman Hanesch, Ferri Richter u. a. m.

Angeregt durch Probener Gymnasiasten an verschiedenen Schulen in Prag, Troppau, Brünn und Eger wagte man sich auch an klassische Dramen.

So standen im Probener Repertoire:

„Emilia Galotti“, „Die Räuber“, die Volksstücke von Ludwig Anzengruber: „Der Meineidbauer“ und „Das Vierte Gebot“, von Peter Dörfler: „Hungerjahre“ und „Maria Magdalena“ von Friedrich Hebbel.

Auch die durch Toni Wesserle auf die Bühne gebrachten Ritterspiele „Rosa von Tannenburg“ und „Ida von Toggenburg“ fanden allgemein Anklang. Viele Studentenlieder wurden durch das Singspiel „Im Krug zum grünen Kranze“ bekannt und wurden gerne gesungen.

Natürlich wurde zu den Aufführungen die Bürgerschaft Deutsch-Probens eingeladen, und sie besuchte gerne die Vorstellungen.

Der Reinertrag wurde ausschließlich für wohltätige Zwecke verwendet.

Aus dem Musikleben in Deutsch-Proben

Unser Landstädtchen war, das wird immer wieder in Gesprächskreisen rühmend hervorgehoben, ob seines Musiklebens weithin bekannt. Die sonntäglichen Gottesdienste, besonders an hohen Festtagen, wurden mit Vokal- und Instrumentalmusik umrahmt. Für die Kirchenbesucher war dies immer ein erhebendes Erlebnis.

Man begnügte sich aber nicht nur mit der Aufführung von sog. Figuralmessen, parallel dazu wurde auch die profane Musik eifrig gepflegt. Die Ausführenden waren meist immer dieselben: Idealisten aus Bürger- und Handwerkerkreisen.

Auf Grund mündlicher Quellen bestand schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Musikkapelle; auch der Kapellmeister wurde dabei erwähnt, er war zugleich Primgeiger im Kirchenchor: Stefan S c h w e r t s i k (Winzä). Vorerst war die Schar, die sich ihm beigesellte, noch winzig klein:

Andreas D i e r a (s' Beschä Vetala): Baßtuba,
Stefan E l i s c h e r (d'r Tschegai): Horn,
Johann Z e i s e l : Flügelhorn,
Andreas W e s s e r l e : Klarinette.

Es wird erzählt, daß sie sich mit besonderer Hingabe der Musik widmeten, ganz besonders der oben Erstgenannte: s' Beschä Vetala. Er war ein Lehrersohn, sehr musikalisch, der sich bei der Beerdigung seiner vor ihm verstorbenen Gattin beim offenen Grabe mit einem Solo auf der Baßtuba verabschiedete, so wie er es seiner Frau noch bei Lebzeiten versprochen hatte.

Neben dieser schon längere Zeit bestehenden Kapelle wurde bald eine zweite ins Leben gerufen. Der spiritus rector war der durch seinen Fleiß, gepaart mit außerordentlicher Musikalität hervorragende Johann Kußmann, dem es in der Folge gelang, die anfangs nur wenige Mitglieder zählende Gruppe bis zuletzt auf eine vierzig Mann starke Musikkapelle zu erweitern. Die Mitglieder rekrutierten sich überwiegend aus Handwerkerkreisen, in der Mehrzahl waren dies Maurer und Maler (Anstreicher), die während des Winters zu Hause mit Eifer musizierten, im Sommer aber, wenn die Saison wieder begann, Arbeit in der Fremde suchten und auch fanden und dort, meistens in Budapest, wohin es die Probener Handwerker gerne zog, Samstagabend und am Sonntag in einem Gartenrestaurant aufspielten. Für den Erlös beglichen sie ihre Instrumente oder schafften neue an.

Nachstehend seien hier die Gründungsmitglieder dieser Kapelle genannt:

Johann Kußmann (Keby), Dirigent und Ausbilder: Violine,
Vinzencz Wolkober (Sotle): Flügelhorn, Bratsche,
Johann Diera (Schmerä): Flügelhorn, Klarinette,
Toni Hergang (Peretontsch): Klarinette,
Eduard Schlenker (Schlenke): Klarinette,
Anton Schlenker (Schlenke): Baßflügelhorn,
Virgil Schlenker (Schlenke): Es-Trompete, Zymbal,
Josef Bauer (Hute): Es-Trompete,
Johann Kotschner (Kaschala): Helikon, Streichbaß,
Stefan Bauer (Vrone): Violine, Schlagwerk,
Ladislaus Pritz (Honi Latze): Es-Trompete, Cello,
Adolf Zeisel (Pukala): Violine, Flügelhorn.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde jäh das so verheißungsvolle Musikleben unterbrochen, drei der Gründungsmitglieder kehrten aus dem Felde nicht mehr heim.

Nach langer Pause, im Winter 1920/21 fanden sich die Musiker erneut zusammen und begannen alsbald wieder mit den Musikproben. Die gefallenen Kameraden mußten ersetzt werden, es sprangen gerne die jüngeren Brüder ein. Dirigent und Leiter der Kapelle wurde wieder Johann Kußmann; man übte zunächst in seinem Hause in der Zecher Gasse. Und bald meldeten sich auch neue Freunde der Musik: Anton und Eduard Ertl, Alois Bauer, Eduard Hollay und Ignaz Kurbel.

Inzwischen aber war der bisherige Leiter der Musikkapelle nach Budapest zurückgekehrt und sollte Proben auf immer verlassen. Sein Nachfolger wurde Johann Diera, der seinem Vorgänger in nichts nachstand, ja, der es ver-



Die Musikkapelle „Andreas Diera“ ab 1927

Die Musikkapelle „Franz Dudik“ ab 1937





Chor des Schulleiters Alois Diera

Sängerguppe am Vereinshaus



stand, eine kombinierte Kapelle zu formieren, nämlich eine Musikkapelle mit Blas- und Streichinstrumenten.

Es bestanden nun in Deutsch-Proben seit geraumer Zeit zwei Musikkapellen: die Elischer- und die Stadtkapelle. Erstere löste sich durch den Abgang einiger Musiker im Jahre 1925 wieder auf, die Stadtkapelle war aber inzwischen auf 22 Mann angewachsen, weil die besten Kräfte der Gaidler und Zecher Musikkapellen in der Deutsch Probener Stadtkapelle mitwirkten. Eine weitere erhebliche Verstärkung erhielt sie durch den Beitritt des Probener Photographen Eduard Diera (Fotoedi), der sogar drei Instrumente beherrschte: Geige und Violoncello, nebst Flügelhorn. Zum Schluß zählte die Probener Stadtkapelle vierzig Mitglieder.

Die Dirigentenstelle übernahm jetzt Eduard Ertl, der inzwischen auch mit eigenen Kompositionen hervortrat.

Alljährlich veranstaltete die Musikkapelle ein großes Konzert im Katholischen Vereinshaus während der Wintermonate. Die Kapelle gestaltete und umrahmte weltliche und kirchliche Feiern, so z. B. den ersten Karpatendeutschen Katholikentag im Jahre 1934 in Deutsch-Proben.

Ein besonderer Erfolg war der Kapelle bei einem Wettbewerb in der Kreisstadt Priewitz (Priewidza) beschieden: von vielen, aus dem ganzen Bezirk teilnehmenden Kapellen errang die Probener Kapelle den 1. Preis.

Etwa 1938 begann es in der Kapelle zu kriseln. Viele Musikkameraden verzogen als Saisonarbeiter nach Deutschland und Österreich und kamen nur gelegentlich, und dann nur kurzfristig, nach Hause. Wohl pflegte die Restmannschaft auch weiterhin das erworbene Gut, der Höhepunkt war aber überschritten. Die Kriegsjahre und der Ausgang des Zweiten Weltkrieges haben das Musikleben deutscher Arbeiter in dem karpatendeutschen Städten für immer zerstört.

Sitte und Brauchtum

Das kirchliche und bürgerliche Leben fand seinen Niederschlag in Sitte und Brauchtum, das mit seinen Zeichen, Formen und Symbolen aus Väterzeit sich mit den heiligen Festen und Zeiten des Kirchenjahres zu einem reichen Kranz verbunden hatte. Dieses mannigfaltige, lebendige Brauchtum soll nun aufgezeigt werden.

Geburt und Taufe

Mit Freuden begrüßten die Probener jedes Kind, das ihnen der Herrgott schenkte. Unsere Leute erlebten kein Wirtschaftswunder, das wenige, was

sie besaßen, mußten sie überlegt einteilen, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können. Dennoch gab es kaum eine Familie, in welcher nicht fünf und mehr Kinder aufwuchsen. Nie kamen unsere Großeltern – unsere Vorfahren – auf den Gedanken, sie müßten die Kinderzahl einschränken, im Gegensatz zur heutigen Auffassung der geplanten Elternschaft.

Wurde in einer Familie ein Kindlein geboren, wurde es womöglich schon am nächsten Tag getauft. Die Mütter und Patinnen suchten für die Kinder ausschließlich christliche Namen. So gab es fast in jedem Haus einen Seff (Josef), einen Hansik (Johann), einen Kobes (Jakob); bei den Mädchen wurden Mizzi (Maria), Anna, Barbara und Elisabeth gewählt. Stefan war bei uns seit jeher als Stjef, Stevi oder Pischta in vielen Familien daheim. Es kam sehr häufig Leopold als Poldi oder Poedi vor, der auf das habsburgische Kaiserhaus zurückzuführen ist; ähnlich der Name Stefan auf den ersten ungarischen König.

Schon Wochen vor dem großen Ereignis hatte man die „Vottesleut“ (Paten) gebeten, sie möchten „so gut sein“ und das Kind zur Taufe tragen. Nach der Taufe wurde daheim „Vottebein“ („Gevatterwein“, Taufschmaus) gehalten. Der Sechswöchnerin brachten Verwandte und Freunde Leckerbissen: Gebratenes oder Geselchtes, insbesondere aber eine „Baba“, einen besonders guten, nahrhaften Gugelhupf. Sobald die Mutter aufstehen konnte, brachte sie ihr Neugeborenes in die Kirche zur „Einlating“ – so wurde der Muttersegen genannt.

Das kleine Kind legte man daheim in die Wiege, in welcher es „gehotscht“ (geschaukelt) wurde. Hatte die Mutter Feldarbeiten zu verrichten, nahm sie den Säugling mit. Aus einem Stangengestell machte sie ein Hängebett, darin schlief der Säugling.

Schüler und Lehrbub

Mit dem sechsten Lebensjahr wurde das Kind schulpflichtig, es mußte in die Elementarschule – so hieß früher die Volksschule.

Nur in größeren Gemeinden gab es einen Kindergarten, der jedoch bei uns unter dem Namen „Ovoda“ bekannt war. Das Wort Ovoda kommt vom Ungarischen und heißt Bewahrungsschule. Bei uns in Deutsch-Proben führten die Ordensschwwestern eine „Ovoda“.

Die Volksschule selbst war nach Geschlechtern getrennt, so hatten wir Proben eine Knaben- und eine Mädchenschule.

Der erste Schulgang war eine leidige Sache. Die Mutter oder eine ältere Schwester brachte das Kind in die Schule. Vielfach mußte Gewalt angewendet werden, daß das Kind in der Schule verblieb. Viele Tränen wurden ver-

gossen, bis ein Schulneuling das Lesen erfaßt hatte, denn zu dieser Zeit (1896–1902) wurde das Lesen durch Buchstabieren beigebracht. Als ich in die höheren Klassen der Volksschule aufrückte, starb mein Klassenlehrer. Bis zur Ernennung eines neuen Lehrers sollte die Frau des Kreisnotärs Brucker, die seit ihrer Verhehlung den Beruf nicht mehr ausübte, aushelfen. Als sie unser Klassenzimmer betrat, schrien und trampelten wir, bis sie fluchtartig das Zimmer verließ. Sie kam nicht mehr. Wir Buben erachteten es als unter unserer Würde, von einer Lehrerin unterrichtet zu werden.

Zu meiner Zeit war der 1. Mai noch Schultag; dies empfanden wir als Unrecht. Von einigen Mitschülern aufgestachelt, schrieb ich an die Tafel: „Heute ist der erste Mai, da haben alle Kinder frei“. Eine exemplarische Strafe seitens des Lehrers war die Folge.

Wir Volksschüler hatten es damals schwer. Im Elternhaus sprachen wir unsere deutsche Mundart. In der Schule aber wurde in ungarischer Sprache unterrichtet, da nach dem Apponyischen Schulgesetz v. J. 1907 nur mehr ungarisch unterrichtet werden durfte. Die Folge davon war, daß unsere Volksschüler weder richtig deutsch noch ungarisch konnten, wenn sie die Volksschule verließen. Die deutschen Wörter wurden einfach mit den Schriftzeichen des ungarischen Alphabets geschrieben: so wurde Zucker – Cukker, aus schön – sön, aus wahr – var. Zu Mißerfolg und kläglicher Unwissenheit führte dieser Sprachenzwang. Nach Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie und Errichtung der Tschechoslowakei im Jahre 1918 wurden in den deutschen Sprachinseln deutsche Schulen mit deutscher Unterrichtssprache errichtet. Damit wurden die Verhältnisse besser. Erst die selbständige Slowakei löste die Schulfrage so, wie es einst **Amos Comenius** gefordert hatte, sie gewährte der deutschen und ungarischen Volksgruppe in der Slowakei die Schulautonomie.

Lehrjahre sind keine Herrenjahre

Mit 12 Jahren wurde damals der Volksschüler aus der Volksschule entlassen. Konnte oder wollte er nicht die höhere Schule im 10 km entfernten Priewitz besuchen, trat er im vorigen Jahrhundert fast ausschließlich bei einem Deutsch-Probener Meister in die Lehre ein. Mit Genugtuung stellen wir fest, daß das verhältnismäßig kleine Proben aus seinen eigenen Reihen fast alle Berufsstände aufwies: Töpfer, Gerber, Tuchweber, Schneider, Schlosser, Schmiede, Tischler, Schuhmacher, Sattler, Kürschner, Bäcker, Fleischer, Lebküchner und Kerzenzieher, Zimmerer und Wagner, Maurer, Ofensetzer, Kaufleute, Damenschneiderinnen und Weißnäherinnen, in älterer Zeit auch Kammacher, dafür in unserer Zeit auch Friseure, Fotografen, Zahntechniker

u. a. Ein Meister, der einen Lehrling aufnahm (meist durch ein Lehrlingsabkommen oder einen Lehrlingsbrief), vertrat nun beim Lehrling Vaterstelle. Er durfte seinen Lehrling bei unbotmäßigem Verhalten auch strafen, körperlich züchtigen, in schwierigen Fällen sogar entlassen. Für den Lehrbuben selbst gab es keine geregelte Arbeitszeit. Vielfach mußte er bei den Feldarbeiten mithelfen. Nach Feierabend in der Werkstätte wurde er zu Stallarbeiten herangezogen, denn fast jeder Handwerker betrieb neben seinem Beruf eine kleine Landwirtschaft. Dabei gab es seitens der Lehrbuben selten Klagen über die zusätzlichen Arbeiten im Stalle und auf dem Felde. Man möchte behaupten, daß sie diese gerne verrichteten, denn sie brachte ihnen Abwechslung und bereitete besonders auf dem Felde viel Spaß. Viele unserer jungen Leute lernten zwei Berufe. Während sie im Sommer als Maurer-, Maler- und Anstreicherlehrlinge außerhalb Probens arbeiteten, werkten sie während des Winters als Schuhmacher- oder Schreinerlehrlinge. So kam es, daß viele Probener zwei Berufe erlernt hatten.

Die Mädchen blieben größtenteils im Haushalt und wurden von den Müttern zu zukünftigen Hausfrauen erzogen.

Der Weg in die Ehe

Liebesleut stehen und standen zu allen Zeiten, besonders in Dörfern und Kleinstädten, im Gerede ihrer Umwelt. Sollte es bei uns etwa anders gewesen sein? Auch bei uns nahmen die Tratschweiber vor allem das Mädchen ins Gericht: „So jung und hat schon en Junkä“ – (einen Jungen – einen Freund) hieß es, und man zerriß sich die Mäuler. „Ja, ihre Mutter war auch nicht besser“, keifte eine andere dazwischen, „mit achtzehn mußte sie schon heiraten“, ereiferte sich eine dritte. „Wer geht zu ihr in die Frei?“ wollte die nächste wissen. „Der Gobeheä Hansik mocht ra'n Hof“, schrien einige dazwischen, aus Freude darüber, daß man eine Neuigkeit einer Unwissenden mitteilen konnte. Dieses Bereden, Schlechtmachen eines Jungen oder eines Mädchens bezeichnete man als „Oschrein“.

Damit die zwei von den Familien gewünschten Leute sich auch fanden, betätigten sich vielfach im Hintergrund Tanten und warben für ein Mädchen bei den Eltern des Jungmannes. Diese Vermittlerin bezeichnete man als „Zeppäschlepperen“ – Zipfelschlepperin. Freilich wußten die jungen Leute vielfach nicht, was hinter ihrem Rücken gespielt wurde. Sobald ein Jungmann sich zum ersten Male ins Haus seiner Geliebten begab, wußte man, daß der Jungmann es mit der Liebe ernst meinte. Man hieß ihn im Hause „schön willkommen“, er hielt nach und nach Umschau, wie es bei seinem Mädchen aussah. Bald hieß es dann offiziell: „Dr Hansik geht z' d' Angela

a da Frei“. Auch in Proben durfte sich nicht immer nur Herz zu Herz finden, sondern auch Besitz zu Besitz; so verlangte es der Stand der Familien, so war dann „alles“ in Ordnung!

Waren sich die Liebesleute einig, hatten im stillen längst auch deren Eltern alles besprochen, bat der Jungmann um die Hand seiner Lieben bei deren Elteren. Das Jawort galt zugleich als Verlobung.

Vor der Hochzeit mußten die Verlobten beim Pfarrer zum Brautunterricht erscheinen. An drei Sonntagen nacheinander wurden die Brautleute auch von der Kanzel herunter „verkündet“.

Hochzeitsvorbereitungen

Die Hochzeitssaison war bei uns die Faschingszeit. Vor allem wurde der Dienstag als Hochzeitstag gewählt.

Das Brautgut, die Ausstattung (bei uns hieß es „Ausstaffierung“) wie pralle Pölster, Bettwäsche, Haushalts- und Leibwäsche, Arbeits- und Sonntagskleider und vieles andere, war bereits vor der Hochzeit in die Wohnung der Brautleute gebracht worden.

Etwa drei Wochen vor der Hochzeit besuchten zwei „Druschba“ (Einlader) die Verwandtschaft, die zur Hochzeit geladen werden sollte. Die zwei jungen Männer hatten ihr Festtagsgewand angelegt und hatten sich mit einem Myrtensträußlein geschmückt, das am linken Revers angesteckt war. Mit „Gelobt sei Jesus Christus“ betraten sie das Gästehaus und trugen ein Sprüchlein vor, das ungefähr so lautete: „Unser Herrgott hat es so gefügt, daß die Ke-bala Angela und der Gobeheä Hansik am 9. Februar, Dienstag in zwei Wochen, Hochzeit feiern werden. Sie laden Euch dazu herzlich ein. Sie werden sich geehrt fühlen, wenn Ihr kommt. Sie freuen sich, Euch bei der Trauung und Hochzeit begrüßen zu können.“

Nun wurden die Hochzeitslader mit einem Stamperl und Brot bewirtet. Die Hochzeitslader luden die gesamte Verwandtschaft („d gonza Wreindschoft“) ein.

Der Hochzeitsschmaus wurde im Hause der Braut gegeben. Die Vorbereitungen zum Hochzeitsessen zogen sich über eine Woche hin. Zunächst steuerte jede Familie, die an der Hochzeit teilnahm, Naturalien bei. Man brachte: Kalbsviertel, Geflügel, Eier, Fett, Mehl, aber auch fertige Backwaren, insbesondere Torten.

Es war ein althergebrachter Brauch, daß die Braut die Speisen und der Bräutigam für die Getränke zu sorgen hatte. Eine gute Köchin half der Hochzeitsmutter – Brautmutter – bei allen diesen Vorbereitungen. Am Hochzeitstag selbst wurden nur noch Suppen und Braten zubereitet.

Freilich war in diesen Tagen besonders die Brautmutter auf der Hut, damit nicht Speisen verdarben oder gar in einer Kammer verschwanden, denn die Jugend erlaubte sich allerhand Schabernack. Vor dem Hochzeitsabend richteten sich die „Druschken“ (Kranzjungfrauen) und die „Kegelbraut“, eine angesehene Frau aus der Verwandtschaft, das Hochzeitsbett.

Hochzeitstag um 1900

Am Hochzeitstag wurde in der Kirche das Hochzeitsamt zelebriert; getrennt gingen noch Braut, Bräutigam und einige Verwandte zum Hochzeitsamt. Die Brautleute gingen zum Tisch des Herrn. Der Kirchenchor sang eine Figuralmesse mit Begleitung aller Musikinstrumente.

Nachmittags wurde dann das Brautpaar getraut. Die standesamtliche Trauung war damals noch nicht üblich.

Der Bräutigam und alle Hochzeitsgäste begaben sich in das Haus der Braut, wo sich der Hochzeitszug formierte und zu Fuß durch die Gassen der Stadt der Kirche zuschritt. Am Anfang des Zuges schritt die Braut mit einem „Druschba“ (meist ein älterer, noch lediger Bruder der Braut), dann folgte der Bräutigam mit einer „Druschka“ (Kranzjungfrau), schließlich kamen die Hochzeitsgäste. Jüngere Männer trugen nicht selten Flaschen mit Schnaps im Zug mit, schenkten sich unterwegs ein und ließen gar manchen Jauchzer erschallen. Am Kirchplatz begrüßte die Ortskapelle den Hochzeitszug mit einem lustigen Marsch.

Daß sich hier viel neugieriges Volk, namentlich Frauen, eingefunden hatte, versteht sich von selbst.

Zur Trauung trug die Braut ein zweiteiliges Kleid aus Seide: Mieder und darüber ein weißes Tuch aus Spitze (das „Tuschala“). Dieses Tuschala, wurde noch an den Schultern mit weißen Maschen besteckt. Der zweite Teil des Hochzeitskleides war ein weiter, ebenfalls weißer Rock, der bis unter die Knie reichte. Das in einem Knauf oder in Gretchenfrisur aufgesteckte Haar wurde mit einem Myrtenkränzlein geschmückt. Einen Schleier kannte man damals nicht. Der Bräutigam im schwarzen Anzug trug ein ähnliches kleines Myrtensträußlein am Revers.

Im übrigen schmückten sich auch alle anderen Hochzeitsteilnehmer mit einem grünen Sträußlein, meist aus Buchsbaum.

Die Trauungszeremonie erfolgte dann in der Kirche vor dem Hochaltar, wo man sich gegenseitig Treue schwor. Für den Heimweg ordnete sich noch in der Kirche der Hochzeitszug. An der Spitze des Zuges ließ die Musikkapelle freudige Marschweisen erklingen, dann folgten das jungvermählte Paar und die Hochzeitsgäste. Dabei ging es lustig zu, denn fleißig prostete man sich

aus mitgetragenen Flaschen zu, und häufiger erschollen übermütige Jauchzer. Viel Volk, vor allem Kinder, begleiteten nun die Hochzeit in Erwartung einer kleinen Hochzeitsüberraschung. Sobald der Hochzeitszug im Festhause verschwunden war, öffnete sich tatsächlich ein Fenster im oberen Stockwerk des Hauses, und ein Korb voll Kuchen, Küchlein und Bäckereien „ergoß“ sich auf die Schaulustigen, die sich im Schnee balgend um die Küchlein rissen. Reiche Bürgerleute warfen auch Geldmünzen unter das Volk, um so ihre Wohlhabenheit zu dokumentieren.

Die Stube, in der das Hochzeitsmahl eingenommen wurde, war zunächst vollkommen geräumt worden. Zum Feste hatte man die Tafel in U-Form gereiht und gedeckt. An der Stirnseite hatten das Brautpaar, dessen Eltern und der Pfarrer Platz genommen. Dann saßen bunt durcheinander die übrigen Gäste, am Ende der Tafel meist die Kinder. Die Druschben und Druschkas trugen die Speisen auf. Das Essen zog sich lange hin, 3–4 Stunden. Man legte Pausen ein, dazwischen wurde gesungen und Späße gemacht, Wünsche vorge-
tragen.

Das Mahl bestand aus vielerlei Gängen: So wurden zum Zeichen des Wohlstandes dreierlei Suppen aufgetragen. Es folgten: Rindfleisch mit Tunke, Kalbsbraten, Schweineschnitzel, Hähnchen, als Mehlspeise brachte man gezogenen Apfelstrudel auf den Tisch. Freilich trank man dazwischen Wein, Bier, Brantwein, mit Zucker gesüßten aufgewärmten Schnaps, man aß Bäckereien, die überall auf den Tischen in Aufsätzen standen.

Zur Tafel lud man auch einen offiziellen Redner ein, der seinen Vortrag schon auf vielen Hochzeiten gehalten hatte. Er trug seine guten Wünsche würdevoll vor, nur zum Schluß erlaubte er sich humorvolle Einflechtungen. Nicht selten ergriff auch eine der Kranzeljungfrauen das Wort und erinnerte in ihrem Vortrag die Braut vor allem an Kochlöffel und Nadel. Wer diese beiden fleißig rühre, dem sei Zufriedenheit im Eheleben beschieden.

Gegen 9 Uhr wurde die Tafel aufgehoben.

Der Stirntisch blieb, mit Schnäpsen, Wein und Bier gedeckt, im Hochzeitsraum. Alle anderen Tische wurden abgeräumt und für die Tanzlustigen Raum geschaffen. Zu den Tänzen spielte ein Quartett oder Quintett auf. Doch es wurde nicht nur getanzt. Man sang in den Zwischenpausen und spielte Gesellschaftsspiele. Volkstänze, der Tuchtanz (Tiche-Tanz) und Katschertanz (Katscher = Enterich) wurden getanzt.

Die Hochzeit dauerte zwei bis drei Tage lang. Am Ausklang des Hochzeitsfestes wurden die Gäste von der Kapelle heimgeleitet, dabei wurden wieder Schnapsflaschen mitgetragen und Zaungäste bewirtet, die Druschben hatten sich Gänsefedern hinter die Hutschleife gesteckt. Die Bedeutung dieses Brauches ist unbekannt.

Heiratsgut einer Braut aus dem Jahre 1826

Aufstellung der Sachen, welche wir unserer lieben Tochter Dorothea als Heiratsgut verehrten:

1 Schöne Brauttruhe aus Lärchenholz, darinnen mit folgendem Weiberzeug:
12 Komlottene Röcke hiezu auch die seidenen Brustflecke, u. zw. 1rother, 1 dunkelgrüner, 1 meergrüner, 1 dunkelblauer, 1 lichtblauer, 1 weißer, 1 grauer, 1 ascheriger, 1 lemonegelber, 1 brauner, 1 schwarzer, 1 gewässerter, 2 Weberröcke für die Woche.

12 Bündelhemden, 12 Wochenmüdala, 10 Sonntagsmüdala mit genähten Letzeln und Geenelen.

12 Wochenhauben, 10 schön genähte Sonntagshauben mit Goldeinsätzen.
12 Drümel, hievon 7 Wochen- und 5 Festdrümel mit güldenen Spitzen und weiß wie auch farbig gestickten Zeppeln.

10 Weiße patalatene Schürzen mit genähten Bändern und dazu die Maschen.

6 Große farbige seidene Kopftücher, 6 ebenso kleine.

1 Fuchskehlenpeltz mit silbernen Knöpfen, 12 Silberknöpfe, 12 Silberspangen.
In Leinenzeug: 4 Betttücher, 2 Strohtücher, 2 Tischtücher, 1 Kromtuch, 1 einfaches, 1 genähtes Kinderketschel, 6 Brottücher, 6 Handtücher, 2 Ketschtücher, 1 Grastuch, 1 Sätuch, 20 Ellen Leinwand; 2mal über die Betten, 6 Pölster, 1 Peet, 1 Unterpeet.

Hausrat: 1 Zinnschüssel, 6 Zinnscheiben, 6 Zinnlöffel, 6 Gabeln, 2 Messer, 1 Schöpflöffel, 1 Mohnstomp, 1 Hackmesser, 1 Kessel, 1 Mörser.

In die Wirtschaft kriegt sie eine s. w. Millichkuh, Rocken, Spinnrad und Wiege.

Deutsch-Proben, am 12. Novembris Anno 1826

Joannes Richter m. p.
opp. jur. Notary.

Tod, ach Tod, du starker Held

„Tod, ach Tod, du starker Held“, ist der Anfang eines Liedes, das beim Begräbnis eines Verstorbenen in Proben gesungen wurde. Die Deutsch-Probner hatten Totenlieder für verstorbene Kinder, Jugendliche, Männer und Frauen, Väter und Mütter und für Greise. Der Kirchenchor sang bei jedem Begräbnis. Dieses Singen bezeichnete man als „Aussingen“.

Der Sterbefall wurde zunächst im Spital, dem Armenhaus, gemeldet. Hier wohnte der Glöckner, der das „Ziehlöcklein“ läutete. An der Art des Läutens wußten die Probner, ob ein Kind, eine Frau oder ein Mann verschieden war. Beim Kind läutete der Glöckner ein Gesetlein, bei der Frau zwei, bei einem Mann drei. Wollte man jedoch genau erfahren, wer verstorben sei,

ging man zur Kirche (gewöhnlich rannten Buben und Mädchen hin), und man vernahm vom Glöckner den Hausnamen des Verstorbenen.

„Die Leiche“, so nannte man bei uns das Begräbnis, die Beerdigung, war mit verschiedenen Meldungen, Gängen und Zahlungen verbunden. Ein oder zwei Männer aus der Verwandtschaft stellten sich sofort zur Verfügung und übernahmen für die Betroffenen diese Obliegenheiten. Sie meldeten den Todesfall bei der weltlichen und kirchlichen Behörde, sie bestellten den Sarg, den Kirchenchor und eventuell die Musikkapelle. Der Totengräber wurde verständigt und die Grabstätte nach Angaben der Angehörigen bestimmt. Alle Ausgaben, die hierbei entstanden, erledigten diese zwei Männer und verrechneten erst später mit den Angehörigen des Verstorbenen.

Der Tote wurde noch am Sterbetag in den Sarg gelegt (a da Trugen) und in der Stube aufgebahrt. Der Spiegel in der Stube wurde mit einem schwarzen Tuch abgedeckt, zum Sarg stellte man zwei brennende Kerzen, stellte ringsherum Blumen, und der Tote wurde mit einem weißen Tuch und Blumen bedeckt. Auf einem Hocker, der vor dem Sarg aufgestellt wurde und mit einem kleinen Tischtuch bedeckt war, stellte man ein Gefäß mit Weihwasser, mit dem die Trauernden den Toten segneten. In den zwei Nächten vor der Beerdigung kamen Verwandte, Bekannte und Nachbarn ins Totenhaus, um für den Verstorbenen zu beten. Das Gebet dauerte bis Mitternacht. Vielfach hielten Männer Totenwache bis zum Morgen des nächsten Tages.

Der Sarg mit dem Toten wurde ringsherum mit einem Satintuch, dessen Spitzen nach außen hingen, geschmückt. Man nannte dieses Satintuch das „Ausgeprata“ (das Ausgebreitete). Auf dem Sargdeckel wurden Buchstaben in Silber- oder Goldpapier angebracht, die Namen und Alter des Verstorbenen angaben.

Die Zunft, der der Verstorbene angehörte, wurde auch verständigt, „die Zunft wurde begrüßt“. Mit einem Totentäfelchen benachrichtigte nun die Zunft ihre Mitglieder vom Tode ihres Mitgliedes und gab zugleich den Zeitpunkt der Beerdigung bekannt. Das Täfelchen kreiste von Zunftmeister über die Mitglieder, jedes Mitglied reichte das Täfelchen dem nächst wohnenden Mitglied weiter, bis es zum Zunftmeister wieder zurückkam.

Männer der „begrüßten“ Zunft kamen mit Pechfackeln zum Aussingen, sie brannten die Fackeln in gegenübergestellter Doppelreihe ab. Die Zunftmitglieder trugen auch den Sarg im Leichenzug vom Haus des Toten zur Kirche und von hier zum Friedhof.

In den zwei Tagen vor dem Begräbnis läutete man für den Toten mit der großen Glocke („Ausläuten“). Eine Stunde vor der Beerdigung wurde noch einmal ausgeläutet, damit die Gläubigen Zeit hatten, sich beim Totenhaus zu versammeln. Dann kam der Pfarrer mit den Ministranten, er stellte sich vor dem

Sarg auf. Die kirchlichen Zeremonien begannen. Es wurde „ausgesungen“. Nach dem Aussingen brachten die Zunftmänner den Sarg vor das Kirchenportal, wo er auf eine Bahre gesetzt wurde; darauf wurde in der Kirche die Totenmesse gelesen. Besonders ergreifend war das Lied, vom Baßsolisten vorgetragen: „Miseremini mei, saltem vos, amici mei“ (Erbarmt Euch meiner, besonders Ihr, meine Freunde). Nach der Totenmesse schritt der Priester zur Bahre, die vor dem Kircheneingang stand, und betete das Tumba-gebet. Dann begab sich der Leichenzug zum Friedhof. Unterwegs sang der Kirchenchor „Miserere mei Deus“ (Erbarme Dich meiner, o Herr), während der übrige Zug den Rosenkranz betete.

Am Grab versenkten die Sargträger, die Zunftmitglieder, den Sarg ins Grab, die üblichen Einsegnungen und Gebete wurden verrichtet. Der Geistliche verblieb an der Grabesstätte, bis der Sarg mit Erde bedeckt war.

In früherer Zeit hat man noch den Toten „beklagt“, eine Aufgabe, die eine Angehörige übernahm. Die Klagen wurden häufig übertrieben, wirkten lächerlich, deshalb ließ man davon ab. Nach der Beerdigung hielt man ein Totenmahl. Der Tod wurde als natürlich hingenommen.

Die Angehörigen hielten streng nach der Sitte ein Jahr lang Trauer. Sie enthielten sich aller Lustbarkeiten, vor allem blieben sie den Tanzveranstaltungen fern.

Das Schulwesen

Keine Schulchronik berichtet über den Anfang schulischen Lebens in unserer Heimatstadt; doch sagt die Überlieferung, daß nach dem Bau der Kirche und Errichtung einer Pfarrstelle auch alsbald eine Schule bestanden hat. Wenn dies zutrifft, dann konnte es nur eine sogenannte Pfarr- oder Parochialschule gewesen sein, da solche schon seit dem 10. Jahrhundert in deutschen Landen, wenn auch äußerst sporadisch, eingerichtet waren, in denen „die Gemeindeglieder in den christlichen Glaubensformeln, Gebeten und zuweilen Lesen und Schreiben unterrichtet wurden“. Nach **Andreas Fabo** beweisen schriftliche Belege, daß die Deutsch-Probener Bürgerschaft sehr bestrebt war, ihren talentierten Söhnen den Besuch einer höheren Schule zu ermöglichen, damit sie sich dort den Studien widmen konnten. So studierten schon im 15. Jahrhundert einige Studenten an den Hochschulen in Wien und Krakau.

In dem „Album studiosorum universitatis Cracoviensis“ kommen in den Jahren 1444 **Matthias de Prompta**, 1458 **Joannes Nicolai de Theutonicali Prona**, 1476 **Emericus Stephani de Prona Theutonicali** (der später als Magister 20



Pfarrhaus und Venantium – Kloster und Mädchenschule –

Rotter-Haus, später Knabenvolksschule, dann Bürgerschule



Jahre lang an derselben Universität wirkte) und 1484 gleich zwei: **Petri de Prona** und **Mathias Petri de Prona** vor. Unter den Hochschülern in Wien befand sich 1475 ein gewisser **Nicolaus de Prona Theutonicali**. Dies könnte als Beweis geltend gemacht werden, daß schon zu dieser Zeit in Deutsch-Proben eine Schule bestehen mußte, wo talentierte Knaben gewiß wohlhabender Eltern unter der Leitung des Pfarrers die elementarsten Kenntnisse vermittelt bekamen, um nach einer entsprechenden Vorbereitungszeit das Studium an einer höheren Schule fortsetzen zu können.

Als in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts (1666) das Piaristen-Kloster in Priewitz (der Orden der Piaristen war ein sogenannter Lehrorden und war in Österreich und in Ungarn sehr verbreitet) erbaut und das Gymnasium eröffnet wurde, traten alljährlich mehrere Deutsch-Proben Junge in diese Schule ein.

Während der Reformation (von 1560–1660 waren Pfarre und Schule evangelisch) richteten die Grundherren der Familie Thurzo (Weinitz) ein besonderes Augenmerk u. a. auch auf die Entwicklung des Schulwesens. Der schon genannte Andreas Fabo gibt in seinem Werk „Monumenta Evangelicorum“ sogar die Namen der lutherischen Rektoren an, die in Deutsch Proben tätig waren.

Es sind dies: **Andreas Schormann, Joachim Birchholz, Engelhard Schüller, Joannes Pinner, Jakobus Spiegler, Bartholomäus Gresner, Casparus Reigener, Joannes Lader, Joannes Rittlin, Jeremias Silarik, Basilius Cruselius, Samuel Francisci, Andreas Zaskalicky** und **Valentius Perak**. Nach der Rekatholisierung kommt im Jahre 1680 der Name des Rektors **Paul Brestiansky** vor, der der erste Rektor katholischer Konfession gewesen ist. Er stammte aus dem Dorfe Brestienne bei Trentschin und machte sich „in unbekannter Zeit“ in Deutsch-Proben seßhaft. Er und seine Nachfolger wirkten jahrzehntelang als Schulrektoren in Deutsch-Proben. Von Adam Brestiansky behauptet die Canonische Visitation* von 1731 und 1755, daß er glaubensfest sei und seiner Stelle entsprechende Kenntnisse besäße, daß er im Unterricht pflichtgetreu, ferner feingesittet, nicht trunksüchtig und dem Pfarrer folgsam sei.

Der Unterricht war zu dieser Zeit äußerst primitiv, wurde aber schon in **Gemeindeschulen** erteilt, war aber mehr oder weniger auf die Wintermonate beschränkt und auch nicht obligatorisch. Erst unter Maria Theresia (1740–1780), der viel am Unterricht für das breite Volk lag, wurde auf Grund der im

* Kirchen- oder Kanonische Visitation, Ausübung des kirchlichen Aufsichtsrechtes durch die kirchliche Oberbehörde bzw. durch persönliches Nachprüfen des Bischofs oder des Dekans innerhalb bestimmter Zeitabstände.



Mädchenklasse Jahrgang 1909/1910 mit Pfarrer Reytschitsch und Ordensschwestern

Mädchenklasse Jahrgang 1927/1928 mit Schwester Oberin Michaela



Jahre 1774 erlassenen „Allgemeinen Schulordnung“ die sechsjährige Schulpflicht (vom 6. bis 12. Lebensjahr) eingeführt.

Der Entwurf für die Erziehung und das Elementarschulwesen erschien in Ungarn unter dem Titel „Ratio educationis“ (Ordnung der Erziehung oder Erziehungsordnung), denn zu dieser Zeit galt in Ungarn die lateinische Sprache als Amtssprache. Aber auch da besuchten nur die Knaben regelmäßig die Schule, von den Mädchen nur die Töchter vornehmer Eltern. Der pflichtgemäße Schulbesuch trat erst nach der durch Kaiser Franz I. im Jahre 1806 erlassenen zweiten „Ratio educationis“ in Kraft.

Bis zum Schuljahre 1779/80 wurden die (wenigen) Schüler und Schülerinnen in **einem** Raum unterrichtet. Etwas später waren schon zwei Klassenzimmer notwendig. Die erste Klasse nannte man nach dem Glöcklein, das den Unterrichtsbeginn andeutete, die „**Glöckleinschule**“ (Glekalaschue). Sie wurde von den Anfängern zwei bis drei Jahre lang besucht, erst in der zweiten Klasse (drei bis vier Jahre) lernten die Schüler „fließend Lesen, Schön- und Rechtschreiben, Rechnen, Religion und etwas Latein“. Der Unterricht wurde jetzt nach einem geordneten Stundenplan abgehalten.

Im Jahre 1778 weiß man neben dem Rektor von zwei Lehrern zu berichten: **Josef Luprich** und **Georg Turzer** und 1780 außer dem Rektor **Georg Hartmann** noch von den Lehrern **Kaspar Maloczay** und **Anton Prochotsky**. Die Kanonische Visitation vom Jahre 1804 kennt keinen Rektor mehr, sondern die Magister **Josef Neumann** und **Johann Peller**. Der Schulmeister der ersten Klasse versah gleichzeitig den Organistendienst, und der Zweitklasslehrer leitete den Kirchenchor. Diese Stellen bekleideten auch ihre Nachfolger bis zum Jahre 1880. Bis dahin wurde der Unterricht koedukativ (gemeinsame Erziehung beiderlei Geschlechter) geführt, aber nachher sprach man schon von einer Knaben- und Mädchenschule, als, wie es heißt, an der Knabenschule drei Lehrer und an der Mädchenschule drei Lehrerinnen tätig waren. Seit 1870 bestanden in Deutsch-Proben eine Knaben- und eine Mädchenschule. Eine lückenlose Namensliste der Lehrkräfte fehlt indes auch von dieser Zeit an, da eine Schulchronik, wie erwähnt, nicht vorhanden ist und nur von dritter Seite darüber einige Angaben zu erhalten waren. So nannte **Ignaz Elischer**, wohnhaft in Moosach, folgende Namen: Die Lehrer **Gombak**, **Kralik**, **Hanak** und **Skubik**.

Seit Beginn dieses Jahrhunderts unterrichteten an der Deutsch-Probener Knabenschule ausschließlich heimische Lehrkräfte: **Johann Diera**, **Johann Zeisel** (Besche aus dem Legentel), **Stefan Zeisel** (Matzo), Hausname Gobeheje, **Stefan Zeisel** (Chrenbjeschte); dieser fiel an der russischen Front im Jahre 1915.



Schulklasse mit Lehrer Richard Zeisel

Schulklasse mit Lehrer Alois Steinhübl



Bis zuletzt wirkten an den Knabenschulen die Lehrer **Alois Steinhübl, Julius Schmidt, Richard Zeisel** und **Rudolf Ehrgang**.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, so heißt es, wurden wiederholt ernste Einwendungen seitens der Schulbehörde wegen der schlechten Räume und der mangelhaften Ausstattung der Knabenschule erhoben.

So faßte die „Repräsentanz“ (Stadtrat) in ihrer Sitzung am 3. Dezember 1894 den Beschluß, eine neue Schule zu errichten, und beauftragte gleichzeitig die Gemeindevertreter, für einen entsprechenden Bauplatz zu sorgen. Indes erstand man aber das nächst der Kirche stehende Szigethy- (Rotter) Haus um 2.325 Gulden und beauftragte die Baumeister **Anton Brestyensky** und **Ferdinand Huszár**, einen Plan zu entwerfen und einen Kostenvoranschlag vorzulegen. Nach der Genehmigung und Bewilligung auch der staatlichen Baubehörde wurde das alte Haus abgetragen, und am 2. Juni 1897 fand dann die feierliche Grundsteinlegung statt. Die Baukosten beliefen sich auf 7.512 Gulden und 75 Kreuzer.

Am 11. Oktober 1897 begann nach der Einweihung in der „Römisch-katholischen Knabenvolksschule“ in „geräumigen, lichten Räumen“ der Unterricht. Seitdem wurden die Knaben bis zum Schuljahre 1939/40 hier unterrichtet. Dann überließ die Gemeinde dieses Gebäude der neuerrichteten Bürgerschule. Für die Knabenvolksschule ließ man die Gendameriekaserne umbauen, wodurch das Gebäude wieder seine frühere Bestimmung zurückerhielt.

Das Venantinum – die Mädchenschule

Es war klar, daß mit der steigenden Schülerzahl auch die Schulraumnot größer wurde. Nun meldete sich in der Person des **Venantius Zeisel**, seinerzeit Pfarrer in Sóskut (spr. Schooschkut), Komitat Fejér (Ungarn), ein gebürtiger Deutsch-Probener, ein Nothelfer an, der aus reiner Liebe zu seiner Heimatstadt sich bereit erklärte, einen Betrag von 4.000 Gulden zur Verfügung zu stellen, um den Bau eines Gebäudes zur Unterbringung der Mädchenschule zu ermöglichen. Nach langwierigen Verhandlungen zwischen dem Ortspfarrer Wohlland und den Gemeindevertretern wurde in der Sitzung am 5. März 1885 der Beschluß gefaßt, den Meierhofgrund samt Garten neben der Pfarre zur Errichtung einer Mädchenschule und eines Kindergartens zu erwerben und die Leitung der Schule Ordensschwestern zu übertragen. Da das Grundstück für das von Pfarrer Zeisel geplante Gebäude in seinen Ausmaßen zu klein war, mußte noch der sogenannte Jankalagrund dazugekauft werden. Die Gemeinde lieferte zu diesem Bauunternehmen nur das nötigste

Bauholz, so daß die Baukosten, die allein von Pfarrer Zeisel getragen wurden, bis zur Fertigstellung den ursprünglichen Betrag um ein Mehrfaches überstiegen. Es war nämlich ein zweistöckiges Gebäude mit einer in der Mitte eingebauten Kapelle zur Abhaltung der Hausgottesdienste vorgesehen. Gleichzeitig wandte sich Pfarrer **Zeisel** an **Wilhelm Müngersdorf**, den Direktor des Ordens der Schwestern des hl. Vinzenz von Paul in der österreichisch-ungarischen Provinz, um Übernahme der Schule in die Obhut des Ordens und Beschickung durch diplomierte Lehrerinnen. (Der hl. Vinzenz von Paul 1576 –1660 war ein Apostel und Organisator christlicher Caritas, stiftete 1625 u. a. den Orden der Vinzentinerinnen.)

Die schön ausgestattete Anstalt wurde am 31. August 1890 durch den Titularbischof von Neusohl **Franz Berlicza** eingeweiht und den hier eingesetzten vier Ordensschwestern übergeben. Venantius Zeisel starb am 15. September 1891 erst 54jährig. Die Schule wurde nach ihm **Venantinum** genannt.

Als erste Schwestern fungierten: Sr **Gratia Simon**, Sr **Margarete Nagy**, Sr **Piroska Benzenleitner**, zugleich Oberin, und für den Kindergarten Sr **Claudia Kis** (spr. Kisch)

Zuletzt wirkte als Oberin Sr **Michaela Kindtner**, eine Schwäbin aus Budaörs. Sie war die letzte deutsche Schulleiterin.

Als Kindergartenschwestern bzw. Schulschwestern waren bis zuletzt noch tätig: Sr **Modesta Konz** und deren leibliche Schwester **Liliosa Konz** (letztere als Lehrerin), ferner die klösterliche Lehrkraft **Therese Blaha**, die weltliche Lehrerin **Hildegard Bittmann** (zwei Sudendentische) und die schon erwähnte Sr Michaela Kindtner.

In einem Anbau konnte später ein Internat (Töchterheim) eingerichtet werden, in welches die Eltern aus Deutsch-Proben und Umgebung ihre Töchter sehr gerne zur weiteren Ausbildung schickten.

Das Kinderheim in den Seifen

Da sich von Jahr zu Jahr immer mehr Kinder (Knaben und Mädchen) zu einem Ferienaufenthalt meldeten, dachte die Oberin **Michaela Kindtner** daran, einen Neubau zu errichten. Sie ergriff sofort die Gelegenheit, als ihr die Gemeinde ein Grundstück in der Flur „Seifen“, vor den „Fichten“, zu einem günstigen Kaufpreis anbot. So entstand binnen kurzem ein zweigeschossiges, geräumiges Gebäude, das an die hundert Kinder aufnehmen konnte. In diesem Kinderheim konnten von weit und breit erholungsbedürftige Kinder (während des Krieges sogar von Deutschland) unter Betreuung von Lehrern und Lehrerinnen untergebracht werden.

Die Wiederholungs- bzw. Sonntagsschule

In Ungarn blieben die Theresianischen Schulgesetze fast ungeändert bis 1848 in Kraft; danach waren bis 1860 die Schulverhältnisse denen in Österreich gleich. Im Jahre 1868 wurde durch den Minister **Josef Eötvös** (spr. Eöt-wösch) ein neues Schulgesetz geschaffen. Danach dauerte die Schulpflicht vom 6. bis zum 15. Jahre, und zwar die Elementarschule mit sechs Jahren, an die sich eine dreijährige Wiederholungsschule anschloß.

Unterricht wurde jeweils Donnerstag drei Stunden und Sonntag (deshalb auch Sonntagsschule) zwei Stunden erteilt. Allmählich beschränkte man sich, besonders in den Dörfern, auf den Unterricht einmal während der Woche.

Gewerbeschule

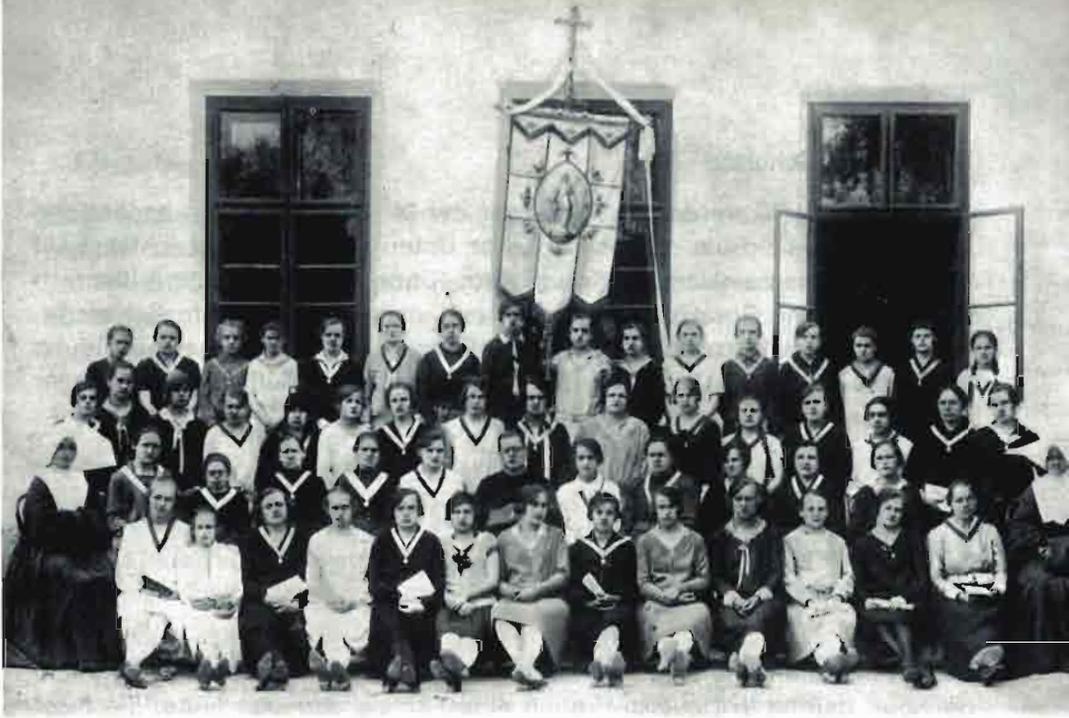
Jungen, die zu einem Handwerker in die Lehre eintraten, waren verpflichtet, während ihrer Lehrzeit den Unterricht an einer Gewerbeschule zu besuchen. Diese war zuerst zweijährig, später dreijährig und ist mit den späteren Lehrlingsschulen, bzw. Berufsschulen vergleichbar.

Die Bürgerschule

Der Name Bürgerschule ist irreführend. Nach Einführung der achtjährigen Schulpflicht schloß auf Grund der Bestimmungen des Reichsvolksschulgesetzes vom 14. Mai 1869 an die fünfklassige Volksschule die dreiklassige Bürgerschule an, die eine über das Lehrziel der Volksschule hinausreichende Bildung für den praktischen Beruf und die Fachschulen vermitteln sollte. Sie war nicht nur den „Bürgern“ der Stadt, sondern **allen** Schülern zugänglich. (In Österreich wurde der Name Bürgerschule schon im Jahre 1928 durch den Ausdruck „Hauptschule“ ersetzt.)

Der Unterricht war hier nach Fächern aufgegliedert und wurde von hierfür geprüften Lehrkräften (Fachlehrern) erteilt. Da im Jahre 1918 der oberungarische Teil (felvidék) sich als Slowakei den Ländern Böhmen-Mähren-Schlesien anschloß (Tschechoslowakei), wurde im Zuge der Unifizierung der Gesetze auch die Organisation der Schulen nach dem österreichischen Reichsvolksschulgesetz übernommen.

Erst nach jahrelangem Bemühen wurde im Jahre 1939 in Deutsch-Proben für die deutschen Schüler dieser Sprachinsel eine Bürgerschule genehmigt. Sie wurde zunächst in der Knabenschule neben der Kirche als Provisorium untergebracht. Pläne und Standort für ein neues Schulgebäude waren bereits



Mädchengruppe des Herz-Jesu-Vereins

vorhanden, doch der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges vereitelte dieses Vorhaben.

An der Bürgerschule waren tätig:

Richard Zeisel, zugleich Direktor, für die Fachgruppe Deutsch, Geschichte, Erdkunde. **Konstantin Schertl**, für die Fachgruppe Rechnen, Naturkunde. **Anton Ehrgang**, für die Fachgruppe Deutsch, Slowakisch. **Alfred Salinger**, Geschichte, Erdkunde. **Stefan Steinhübl**, für die Fachgruppe Turnen, Deutsch, Slowakisch. **Theodora Backer-Ehrgang, Sr. Theophila** für Zeichnen, Rechnen und Naturkunde. **Maria Greschner** für Handarbeiten.

Deutsche Fachschule für Keramik

An das traditionsreiche Töpferhandwerk anknüpfend, wurde im Jahre 1942 in Deutsch-Proben eine deutsche Fachschule für Keramik gegründet. Ihre Aufgabe bestand darin, Facharbeiter heranzubilden. Fachlehrer der Schule war **Albert Lukatschik** aus Modern bei Preßburg.

Slowakische Schule

Im Jahre 1924/25 wurde für die Kinder der in Deutsch-Proben ansässigen Slowaken eine Schule mit slowakischer Unterrichtssprache errichtet. Bald besuchten diese einklassige Schule auch Kinder deutscher Eltern, um sich die slowakische Sprache anzueignen und dann ohne größere Schwierigkeiten am slowakischen Gymnasium in Priewitz ihre schulische Ausbildung fortsetzen zu können. Lehrer dieser Schule war **Stefan Huljak**, ein gebürtiger Priewitzer.

Ein Jahr lang

Advent

Advent und die frohe Weihnachtszeit eröffnen das Kirchenjahr. Es ist kaum denkbar, daß es in Deutsch-Proben eine Familie gegeben hätte, die nicht wenigstens ein Familienmitglied zum ersten Rorateamt entsandt hätte.

Die Roratemessen waren sehr beliebt. Bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts hatte Proben keine Straßenbeleuchtung. Es war daher ein romantisch anmutendes Bild, zu sehen, wie noch zu finsterner Morgenstund die Gläubigen mit Laternen in den Händen in die Kirche eilten.

Aus Beneschau, Bettelsdorf und aus dem slowakischen Klein Proben waren die Gläubigen bereits um 5 Uhr morgens aufgebrochen, um rechtzeitig an der um 6 Uhr angesetzten Roratemesse teilnehmen zu können. Durch das Gotteshaus klang der uralte Sehnsuchtsruf der Christenheit: „Tauet Himmel den Gerechten!“ Wolken von Weihrauch, die am Hauptaltar aufstiegen, durchströmten unser mächtiges, gotisches Gotteshaus und ließen die Beter vor Freude über den verheißenen Heiland erschauern. Jung und alt nahm am Rorateamt teil, obwohl das Gotteshaus nicht geheizt war.

Der 4. Dezember war auch für Proben und seine Umgebung ein „Lostag“. Doch nur wenige Familien steckten Kirschbaumzweige (sogenannte Barbara-zweige) ins Wasser, deren Blüten man zu Weihnachten erwartete.

Um so geschäftiger hantierte man an den langen Dezemberabenden, denn sie galten der Erstellung des Christbaumschmucks.

Es wurden Walnüsse vergoldet, „Salonzucker“ gekocht und verpackt. Christbaumkugeln, die man vielfach direkt aus Thüringen bestellt hatte, und Christbaumbackereien wurden mit langen Baumwollfäden versehen, damit in der Weihnachtswoche ausreichend Baumbehang zum Schmücken des Christbaums vorbereitet war.

Nikolaustag, 6. Dezember

Ungeduldig erwarteten die Kinder Deutsch-Probens am Abend des 5. Dezember Sankt Nikolaus.

Wenn die Schüler nachmittags die Schule verließen, wenn es schon dunkelte, hörte man hier und dort auf der Straße noch diesen Wunsch – einen Kinderreim – aus voller Kehle manches Buben erschallen:

„Der Nikolaus ist ein braver Mann,
er bringt den Kindern, was er kann;
die Großen (Erwachsenen) läßt er laufen,
die können sich was kaufen.“

Sobald jedoch die Dämmerung egetreten war, war das junge Volk von den Gassen und Straßen verschwunden. Man erwartete in der guten Stube den Nikolaus.

Und siehe da! Bald klingelte es da an einer Türe, bald rasselten Ketten an den Toren des Nachbarhauses. Dann klingelte es plötzlich an der eigenen Haustür, nun vernahm man gar schlurfende Schritte im Hausflur, jeden Augenblick mußte Sankt Nikolaus erscheinen. Die Kinder drückten sich in einer Zimmerecke zusammen und sagten dieses Verslein auf:

„Herein, herein, Herr Nikolaus,
wir sind ja brave Kinder.
Wir lernen gern und beten gern
und loben auch Gott den Herrn.“

Dann aber flog unter großem Gepolter ein wahrer Segen in die Stube: Äpfel, Nüsse, Bonbons, ein Kranz Feigen, Orangen kollern durchs Zimmer. Die Kinder stürzen sich darüber, und jedes sucht recht viel von der Nikolausbescherung zu erhaschen. Sankt Nikolaus selbst aber zeigte sich nicht, er lobte nicht, er tadelte nicht.

Nach einigen Augenblicken erschienen meist die Eltern mit der Nachbarin im Zimmer und freuten sich und staunten, daß die Kinder vom heiligen Nikolaus so reichlich bedacht wurden. Fand eines der Kleinen gar ein Geldstück, das in einen Apfel gedrückt worden war, konnte sich die Mutter der Begeisterung ihres Kleinvolkes kaum erwehren. Sankt Nikolaus kam an diesem Abend des öfteren, denn in jeder Familie gab es Großeltern, mehrere Tanten und Onkel, die gerne diese liebe Pflicht für den Heiligen übernommen hatten.

Am nächsten Tag wurde dann in der Schule stolz erzählt, wie viele Nikolos gekommen waren.

St. Lucia, 13. Dezember

Lucia – die Leuchtende – stammte der Legende nach aus einer vornehmen Familie in Syrakus.

Das Brauchtum in unserer Heimat hatte sicherlich nichts mit St. Lucia zu tun. Denn „Lutza“ bedeutet in unserer Mundart Hexe, böses Weib, böser Mann, Unhold. Vielmehr muß der Mummenschanz, der an diesem Abend getrieben wurde, mit der Vertreibung der bösen Geister des Winters in Verbindung gebracht werden, möglicherweise war der Brauch ein heidnisches Überbleibsel. Die „Lutzen“ gingen am Vorabend des 13. Dezember ver mummt, mit Stroh bändern und Wagenketten behangen, hinter Gesichtsmasken verborgen, in die Häuser, um Kinder zu schrecken und zu strafen. Oft hatten die Lutzen trotz Zetern und Schreien der Kleinen mit diesen kein Erbarmen. Vielfach wurden deshalb in der Abenddämmerung die Türen geschlossen und den Lutzen kein Einlaß in die Wohnungen gewährt. An diesem Abend waren die Straßen Probens kinderleer, die Kleinen hatten sich längst in die Wohnungen zurückgezogen, sie fürchteten sich.

So habe ich einen „Lutza-Abend“ im Gedächtnis: Lucia war damals auf einen Sonntag gefallen. Wir Kinder saßen daheim, und unser Vater erzählte uns am Kachelofen ein Märchen. Da polterte und schepperte es draußen. Mit einem Reisigbesen strich jemand über das Hof tor, und dann rasselten Ketten bereits an der Zimmertür. Unter großem Gepolter und Getöse waren auf einmal drei Lutzen in unsere Wohnstube eingedrungen. Sie langten nach mir, ergriffen meine Schwester Elisabeth, während der ältere Bruder unter dem Bett verschwunden war. Mein Vater ließ zunächst alles gewähren in der Annahme, es seien Lutzen aus der Nachbarschaft, die sich zeigen wollten. Als man aber daran ging, uns zu schlagen, und wir ängstlich und verzweifelt schrien, zog der Vater den Hosenriemen hervor und drosch wutentbrannt auf die Lutzen ein, so daß diese fluchtartig unsere Wohnung verließen. Wir Kinder konnten uns aber kaum beruhigen. Lange streichelte Vater uns am Bett, bis wir endlich eingeschlafen waren. Nach vielen Jahren rannte ich selbst am Ringplatz in Proben als „Lutza“ umher. Einlaß habe ich aber nirgends erhalten. Recht so!

Vom Lutzatag an bastelten in früheren Zeiten beherzte junge Männer ein Stühlchen. Wer sich während der Christmette auf dieses Stühlchen setzte, konnte die Hexen erkennen und beobachten, wie sie wüteten. So sagte man.

Heiliger Abend

Welcher Zauber lag daheim in diesem Wort! Wochenlang rankte und drehte sich alles um diesen Abend. Man konnte ihn kaum erwarten. Alle Familien-

mitglieder, und seien sie noch so weit verstreut im Lande gewesen, trafen an diesem Abend im Elternhaus ein.

Hl. Abend war strenger Fasttag, an dem es tagsüber nur kurze Kost gab. Doch am Abend sollten wir für das lange Fasten belohnt werden. Festlich wurde der Tisch gedeckt. In der Mitte des Festtagstisches brannte die geweihte Kerze.

Nachdem die Früchte des Jahres: Roggen, Weizen, Hafer, Gerste, Nüsse, Äpfel, Kartoffel und Brot auf einem Nebentischchen aufgestapelt waren, setzte man sich zum Nachtmahl.

Ein gemeinsames Gebet, ein gemeinsames Weihnachtslied eröffneten den Abend. Dann wurde ein Gläschen „Prombei“ (Branntwein mit Zucker gesüßt und gebräunt) herübergereicht.

Jetzt erhielt jedes Familienmitglied ein Stückchen von einem Apfel, dessen Kerne nicht verletzt werden durften, denn das verhiess Unglück für das nächste Jahr. Man achtete darauf, daß nicht der Docht der geweihten, brennenden Kerze sich nach einem Familienangehörigen neige, denn dieser müßte im kommenden Jahre sterben.

Dann wurden „Loketschn“ aufgetragen. Das war ein aus Hefeteig in S-Form gebackener Kuchen, in große Würfel geschnitten, mit kochender Milch abgebrüht, dann mit gemahlenem Mohn und Zucker über und über bestreut. Loketschn fehlten in keinem Haus! — Nach dem Ersten Weltkrieg gab es in vielen Haushalten auch schon gebackenen Karpfen mit Kartoffelsalat —. Anschließend gab es Schleckereien, Backwerk, Nußkerne und Oblaten mit Honig.

Während des ganzen Mahles lag die gefüllte Geldbörse auf dem Tische, damit auch während des ganzen Jahres Geld vorhanden sei. Nach einem gemeinsamen Dankgebet erfolgt die Bescherung in der Wohnstube, wo unter dem geschmückten Christbaum, dem „Bepä“ (Wipfel), die Geschenke ausgebreitet lagen. Das Christkind hatte meistens Wäschestücke oder Kleidung für die Familienmitglieder gebracht. Die Kinder erhielten einen Schlitten, den irgendein Onkel im geheimen gebastelt hatte.

Diese Weihnachtsbescherung kam erst um die Jahrhundertwende auf. Früher kannte man nur die Nikolaus- und Neujahrsbescherung. Sobald die Kinder ihre Geschenke erhalten hatten, machten sie sich auf, um bei den Nachbarn und bei den nächsten Verwandten Weihnachtslieder zu singen.

Einen Strauß von Weihnachtsliedern sang man in Deutsch-Proben am Hl. Abend unter den Fenstern der Verwandten und vor den Türen der Nachbarn. Es sangen Kinder, es sangen ganze Familien, die am Weihnachtsabend für kurze Zeit einen älteren Bruder oder die Familie der älteren Schwester aufsuchten, es sangen die Zigeuner aus den Nachbardörfern in den Höfen

und unter den Fenstern Probens, es spielten Studentenkapellen, es jubilierte die „Tschegaj-Banda“ (Elischer-Kapelle) auf ihren Geigen, bis kurz vor Mitternacht die Stadtkapelle vor unserem Gotteshaus das „Stille Nacht, heilige Nacht“ durch die heilige Nacht aus Freude über das neugeborene Christkind erschallen ließ.

Inzwischen war das Gotteshaus überfüllt. Alle Gläubigen waren gekommen, die zum Kirchensprengel Deutsch-Probens gehörten. Auf dem Wege zur Kirche bewunderte man die Christbäume, die hell erleuchtet in den Wohnräumen an einem Fensterplatz standen, damit sie auch von draußen gesehen werden konnten. Meistens war nur ein Familienmitglied im Hause geblieben, damit das Haus geschützt und bewacht sei. In der Kirche aber ertönte während der Christmette ein freudiges, frohes: „Auf Brüder! Auf Hirten! nach Bethlehem fort . . .“ — das Deutsch-Probener Weihnachtslied. Wahrlich, an diesem Abend waren wir alle Hirten, denn wir hatten vernommen und verspürten die fröhliche Botschaft, die uns die Erde zum Himmel gemacht!

Deutsch Probener Weihnachtslied

Auf Brüder, auf Hirten, nach Bethlehem fort!
Auf, laßt uns nicht lange verweilen!
Zu suchen das Kindlein im Stalle alldort;
Kommt, laßt uns mit Freudigkeit eilen
Zum lange verheißenen Heiland der Welt,
Von dem uns der himmlische Bote erzählt.

Laßt blöken die Schafe, laßt weiden die Herd',
Die fröhlichen Lämmerchen scherzen.
Ehr' sei Gott im Himmel und Friede auf Erd',
Den Menschen von redlichem Herzen.
O, fröhliche Botschaft, o, glückliche Nacht,
Du hast uns die Erde zum Himmel gemacht.

Sieh, hier ist die Krippe, hier lieget das Kind,
O sei uns begrüßet, gesegnet!
Und hört auch, ihr Christen, vernehmet geschwind,
Was uns auf dem Felde begegnet:
Ein Engel vom Himmel, der machte uns kund,
Der Heiland ist jetzt uns geboren zur Stund.

Auf Brü-der, auf Hir-ten, nach Beth-le-hem
 Zu su-chen das Kind-lein im Stal-le all-
 fort! Auf, laßt uns nicht lan-ge ver wei len!
 dort; Kommt laßt uns mit Freu-dig-keit ei -
 Zum lan-ge ver - heis-se-nen Hei-land der
 len.
 Welt, von dem uns der himm-li -sche Bo -te er -
 zählt . zählt .

Wir hören die Botschaft und eilen herbei
 Und sehen das liebe Kindlein,
 Armselig beherbergt, gebettet auf Heu,
 Gehüllet in dürftige Windlein;
 Doch sagt uns sein anmutig lächelnder Blick:
 O Menschen, ich bringe den Frieden zurück!

Weihnachten im Kloster

Am Heiligen Abend warteten die Kinder darauf, daß es bald dämmerte. Viel zu langsam ging das bisweilen, sicher langsamer als an anderen Tagen. Endlich war es so weit. Die Kirchenglocken luden uns zur Krippenandacht ein. Auch hier konnten wir uns nicht recht sammeln. Kaum, daß wir den Segen abwarteten; eine große Kinderschar stürmte die Klosterpforten, Einlaß heischend; denn im Kloster begann das Weihnachtsfest.

Die weihnachtlich geschmückte „Ovoda“ war zum Bersten von Zuschauern gefüllt, von Kindern und Erwachsenen, von Armen und Reichen. Sie alle wollten Weihnachten hier mitten unter den Kleinen erleben, selbst wieder einmal Kind sein.

An der Stirnseite des geräumigen Saales war eine Bühne aufgebaut. Im Stimmengewirr vernahm man letzte Anordnungen, die die Schwester Oberin traf, denn jeden Augenblick mußte das Krippenspiel beginnen. Hin und wieder guckte bereits ein neugieriges „Engelchen“ zwischen den roten Vorhängen hervor, das Weihnachtszauber auf alle übertrug und gar manchem Zuschauer ein bewunderndes „Ah“ entlockte, oder gar zu einem Ausruf: „Je, s Tutzn-Juli, a bitte schens Engala!“ hinriß.

Dann wurde es still. Auf der Bühne präludierte ein Harmonium Weihnachtslieder, und dann setzte ein vielstimmiger Kinderchor ein: „Kling, Glöcklein, klingelingeling!“

Klare, freudige, unbeschwerte Kinderstimmen erfüllten den Raum. Dann öffnete sich der Vorhang. Mitten auf der Bühne aber stand ein großer Engel, den erschreckten Hirten die Weihnachtbotschaft verkündend: „Fürchtet Euch nicht, denn heute . . .“

Aus dem Eingangslied war ein Krippenspiel geworden.

Da ertönten aus hundert Kinderstimmen die schönsten deutschen Weihnachtslieder: „Hirten auf! Um Mitternacht erhebt Euch aus dem Schlafe . . .“, „Auf Brüder, auf Hirten, nach Bethlehem fort . . .“.

Das Singen und Spielen wollte schier kein Ende nehmen. Eine Stunde wohl mochte das Spiel der kleinen Hirten und anmutigen Englein gedauert haben, bis die Hirten das Jesuskind im Stalle zu Bethlehem gefunden hatten. Als der Vorhang gefallen war, sah man nur noch strahlende, freudige Gesichter im Zuschauerraum, die Herzen aller waren erfüllt von Weihnachten. Alle waren mitgerissen vom Spiel, vom Kinderchor, von wunderhübschen Theaterkostümen, die die Schwestern in langen Abenden vor Weihnachten genäht und besorgt hatten.

Nun aber eilte Schwester Modesta mit behenden Schritten zum herrlichen Christbaum, der in einer Ecke des Saales stand, und entzündete die Lichter

und unzähligen Sternwerfer. Wie das Sternenlicht in den Goldfäden funkelte! Wie die Tierlein aus Schokolade und Pfefferkuchen nickten und schaukelten! Die Lichtlein schwankten, die Tanne rauschte! Zwei Geiger, Oberlehrer Steinhübel und „Foto“ – Edi Diera, spielten „Stille Nacht“. In das Lied hinein aber sprach Oberin Michaela die Weihnachtsbotschaft: „Es begab sich aber zu jener Zeit, . . .“

Und so, wie die Hirten einst das Jesuskind beschenkt hatten, beschenkten unsere Schwestern nun arme Kinder unseres Städtchens mit neuen Kleidungsstücken, für die sie ein Jahr lang gespart und gesammelt hatten.

Niemand verließ den Raum ohne Geschenk, denn auch die vermögenden Zuschauer erhielten aus einem riesigen Wäschekorb eine mit feinem Backwerk gefüllte Papiertüte.

Die Schwestern selbst aber waren glücklich. War es ihnen doch gelungen, in die Herzen aller Freude, Liebe, Weihnachten zu tragen.

Silvester

Silvester war in Deutsch-Proben ein häufig vorkommender Vorname. An diesem Abend wurde bei der Dankandacht in der Jahresschlußpredigt ein Überblick über das kirchliche Leben der Pfarrei gegeben.

Den Abend selbst verbrachten die meisten Familien im engsten Familienkreise. Nur die Zigeuner der umliegenden Ortschaften fanden sich am Abend des letzten Tages wieder unter den Fenstern der Probener Bürger ein. Hier sangen sie wieder Weihnachtslieder – „Alte Weihnacht!“ – sagten die Zigeuner.

Die Saisonarbeiter, die Maurer, Anstreicher und Maler veranstalteten an diesem Abend ihren traditionellen Silvesterball im „Weinstübl“.

Am Neujahrstag

Kaum war man an diesem Tage wach geworden, stellten sich die ersten Glücksbringer ein. Wieder waren es die Zigeuner, die in die Häuser kamen und für einen Obolus Neujahrswünsche vorbrachten.

Aber auch die übrigen Bewohner Deutsch-Probens und seiner Umgebung wünschten einander an diesem Tage „Ein glückliches, gesundes neues Jahr“. Kaminkehrer und Briefträger erhielten in den nächsten Tagen für ihre treuen Dienste und für den Glückwunsch eine Spende. Kinder, die einen Neujahrswunsch vortrugen, erhielten eine Gabe, die man „Neujoala“ – „Neujährlein“ bezeichnete.

Der Sautanz

Zwischen Weihnachten und dem Hl. Dreikönigstag wurde an einem der „kleinen Feiertage“ das während des Sommers gefütterte und gemästete Hausschwein geschlachtet. „Sautanz“ hieß dieser Schlachttag. Es war ein arbeitsreicher Tag, der in einem fettreichen Schlachtessen seinen Ausklang fand.

Schon am Tage vor dem Schlachtfest holte man aus einer Kammer den großen Brühtrog hervor, der aus einem mächtigen Buchenstamm gekerbt worden war. Obwohl man diesen Trog nur einmal (wenige Familien wohl des öfteren) im Jahre zum Schlachtfest benötigte, fand man dieses große Hausgerät fast in jedem Haushalt Deutsch-Probens vor.

Der Kupferkessel wurde blank gescheuert und geputzt, denn darin sollte ein Großteil des Fleisches gekocht werden, das zum Zubereiten der Würste gebraucht wurde.

Am Abend vor dem Schlachttag stellte die Hausfrau die erforderlichen Gewürze bereit: Zwiebeln, Knoblauch, Pfeffer, Paprika, Kümmel, Majoran und Salz. Währenddessen schleppte der Hauswirt den „Stoock“ in die Küche. Der „Stoock“ war ein 12–15 cm starkes, etwa zwei Meter langes und etwa 60 cm breites Brett aus Hartholz, auf dem am Schlachttag gearbeitet wurde. Schließlich durfte auch der Branntwein nicht fehlen, den die Wirtin auch noch am Vortage zubereitet und abgeschmeckt hatte.

Am frühen Morgen des Schlachttages wurde im Kessel Wasser zum Abbrühen des geschlachteten Schweines erhitzt. In den Brühtrog legte man zwei Ketten, die zum Wenden des in der Brühe liegenden Schweines verwendet wurden. Beim ersten Morgengrauen schlachtete der Fleischer das Schwein, im Hof wurde es gründlich gereinigt und dann in zwei Hälften zerlegt. Die Stärke der Speckschicht wurde neugierig von allen begutachtet. Man wünschte sich sehr starken Speck, denn das Fett daraus mußte für lange Zeit ausreichen. Während der Arbeiten im Freien und beim Verarbeiten der Fleischmassen huldigte man fleißig dem gefüllten Gläschen.

Gegen elf Uhr gab es dann das erste Essen am Schlachttag. Die Hausfrau hatte den „Stich“ zubereitet. Gekochtes Backenfleisch, Zunge, Leber, Herz, etwas von der Milz hatte sie mit Essig, Zwiebeln und gemahlenem Pfeffer gewürzt und angerichtet. Dieser Stich wurde mit einem Stück Schwarzbrot gegessen. Daß man sich vor und nach dem Essen fest zuprostete, war wohl an diesem „Festtag“ eine Notwendigkeit. Am Nachmittag mischte der Fleischer die Wurstmassen für die Stangenwürste, Preß- und Graupenwürste. Zum Schluß wurde das rohe Fleisch, der schwächere (dünnere) Speck zum Einsalzen in den gesäuberten Brühtrog gelegt und zum Räuchern vorbereitet.

Beim Schlachtfest halfen alle Erwachsenen mit, die Kinder standen an diesem Tage überall hinderlich im Wege.

Gegen Abend erschienen die Gäste, meist allernächste Verwandte. Der Schlachtmeister und die Familie setzten sich zu Tisch, denn die „Kesselsuppe“ und die ersten Würste wurden verkostet und meist für ausgezeichnet gefunden. Nur die Hausfrau verschmähte sie oft, sie war zu müde, zu abgespannt von der vielen Arbeit, die an diesem Tage angefallen war.

Oft war etwas mehr Wurstmasse angerichtet worden, als für die Würste benötigt wurde. Am Tage nach dem Schlachtfest wurde zunächst diese überschüssige Wurstmasse, „die Bettlerkascha“, gebraten und verzehrt. An diesem Tage war es auch Pflicht, Sitte und Brauch, daß man den nächsten Angehörigen vom Schlachtfest mindestens zwei Graupenwürste und eine schöne, rohe Stangenwurst durch die Kinder überbringen ließ. Dieses „Sich-Beschenken“ beruhte auf Gegenseitigkeit.

Der Bürgerball

In der Faschingszeit, da der uralte Kampf zwischen Finsternis und Licht, zwischen Tag und Nacht beginnt, tollte sich auch unsere Bevölkerung aus. Es wurde Theater gespielt, Kränzchen und Bälle wurden veranstaltet. Den gesellschaftlichen Höhepunkt erreichte die Faschingszeit im Bürgerball.

Ein Festausschuß traf die erforderlichen Vorbereitungen, damit der Veranstaltung ein allseits fröhlicher Ausklang beschieden war. Festkarten wurden mit der Post versandt, denn es wurde darauf geachtet, daß nur geladene Gäste an der Veranstaltung teilnahmen. Der Ball fand in allen Räumlichkeiten des katholischen Vereinshauses statt. Der Beginn des Bürgerballes war für 8 Uhr abends angesetzt. Man ließ sich Zeit, denn man hatte Gelegenheit, das Tanzbein bis in die frühen Morgenstunden zu schwingen.

Gymnasiasten der Abschlußklassen, Studenten, Junglehrer und Jungmänner unseres Städtchens waren vom Festausschuß zu Ordnern bestellt worden. Diese Ordner hatten lediglich eine gesellschaftliche Pflicht zu erfüllen: sie erwarteten am Portal des Festsaaes die Gäste und wiesen diese auf die vorbestellten Plätze ein und tanzten sogleich mit der Tochter, die in Begleitung ihrer Eltern in der traditionellen Bürgertracht erschienen war. Die Ordner hatten dafür Sorge zu tragen, daß auch nicht eine unserer jungen Damen, die noch keine feste Bindung hatte, am Tische der Eltern, die als „Garde“ mitgekommen waren, „sitzen“ blieb. So entstand vom Beginn der Veranstaltung an unter allen Gästen ein fröhliches Zusammensein. Unter die jungen Tänzer mischten sich bald auch deren Väter, die es sich nicht nehmen ließen, die Lebenskameradin im Walzertakt zu drehen.

Die großen Kachelöfen des Tanzsaales aber wackelten mit, sobald die Stadtkapelle den „Kakedinga“ aufspielte. Diesen herkömmlichen Heimattanz ließ niemand aus. Im schelmischen Liebestanz „kaketen“ – drohten – sich die Paare mit dem gestreckten Zeigefinger im Polka-Takt zu, man drehte sich dann wieder wechselweise im Polka- und im Walzerschritt. Man jauchzte, tanzte, lachte und scherzte.

Um Mitternacht teilte sich die Kapelle, ein Quartett oder Quintett ging hinter ins Erdgeschoß in den Speiseraum und spielte dort muntere Weisen. Gegen 3 Uhr morgens hatten alle Gäste gespeist.

Die 12 bis 14 Mann starke Kapelle ließ die Gäste nun nicht mehr ruhen. Bis 5, 6, ja 7 Uhr haben die Bürger Probens in alten Trachten, in modernen Abendkleidern, im Smoking und Gesellschaftsanzug das Tanzbein geschwungen und dem Fasching gehuldet.

Ein „Schwipserl“ nahm an diesem Abend niemand übel.

Daß am zeitlichen Morgen nach dem Bürgerball da und dort in Proben Studenten ihren Freundinnen und Tanzpartnerinnen ein Ständchen darbrachten, wer hätte sich nicht dadrüber gefreut? Immer wieder bewies auch dieser gesellschaftliche Abend, wie eng die Bande der Freundschaft unter der Jugend Probens geknüpft waren.

Verschiedene Tanzabende wurden zur Faschingszeit außer diesem Bürgerball veranstaltet: Dirndlball, Sportball und der traditionelle Feuerwehrball. Es gab aber keine Umzüge und Maskeraden. Am Faschingsdienstag nachts um 12 Uhr endete jede Lustbarkeit. Man hielt sich streng an die Fastengebote von Aschermittwoch bis Ostern.

Die Fastenzeit

Mit der Fastenzeit trat Ernst und Stille in den Familien ein. Die gesamte Einwohnerschaft Deutsch-Probens besuchte am Aschermittwoch den Gottesdienst. Zum Schluß der Zeremonien machte der Priester den vor der Kommunionbank knieenden Gläubigen mit der Asche das Kreuzzeichen auf die Stirn: „Staub bist du und wirst wieder zu Staub!“

An diesem strengen Fasttag gab es meist eine magere Suppe für die Kinder und ein Stück Brot zum Mittagessen. Vielleicht aßen die Eltern überhaupt nichts, mieden oft selbst das Trinkwasser, und gar mancher Mann versagte sich an diesem Tage die Zigarette. In den Wochen der Fastenzeit war in vielen Häusern Schmalhans Küchenmeister. Zum Abendessen gab es „Getschinge“ und Brot. „Getschinge“ waren gedörnte Äpfel, Birnen oder Zwetschgen, die aufgekocht wurden; davon gab es in jedem Haus genug, war doch Deutsch-Proben eine reiche Obstegend.

Während der Fastenzeit trachteten unsere Saisonarbeiter danach, baldigst wieder irgendwo eine Arbeit zu finden.

Die Jugend aber sehnte das Osterfest herbei und zählte besonders die Fastensonntage, beginnend mit dem Brotsonntag, Schwarzen Sonntag, Palmsonntag und schließlich Ostersonntag. Am Palmsonntag wurden in der Kirche die Palmkätzchen geweiht. An der sich anschließenden Prozession, die sich diesmal rund um unser Gotteshaus bewegte, nahmen auch die Honoratioren der Stadt teil. Sie hatten bereits zuvor in den ersten zwei Bankreihen der Kirche ihre Plätze eingenommen und erhielten aus der Hand des zelebrierenden Priesters besonders schöne, lange Palmzweige überreicht.

Die Karwoche

Gründonnerstag verstummten die Glocken. An ihre Stelle trat das Ratschen der Buben mit den Osterklappern, die in jeder Gasse ihres Amtes walteten.

Die Osterklapper

In meinen Ostererinnerungen spielt eine Osterklapper eine ganz besondere Rolle. Ihr gehörte in der Karwoche meine ganze Liebe, sie war das Entzücken der Nachbarsbuben. Von meiner Mutter allerdings wurde sie mit Mißtrauen betrachtet, weil sie berufen zu sein schien, durch den Lärm das ganze Haus in nervöses Durcheinander zu bringen.

Als kleiner Junge hatte ich mit Hilfe meines Onkels aus einer großen Holzkiste eine Osterklapper gebastelt. Wenn am Gründonnerstag um 12 Uhr der Türmer „Kisse“ auf der Galerie des Kirchturmes von Deutsch-Proben erschien, so hatte ich längst meinen Posten vor unserem Haus bezogen, um mit dem Türmer das Mittagsläuten zu künden. Ich war nicht allein geblieben. Große und kleine Ratschen und Klappern hatten sich um mich geschart. Wir hämmerten und klapperten, was unsere Geräte hergaben.

Unsere große Konkurrenz bildeten die Buben der „Kopeschmieds“. Wahre Kunstwerke an selbstgebastelten Maschinen hatten sie im Hof und vor dem Haus in Bewegung gebracht, um weithin in die Priewitzergasse hinab das angehende Osterfest zu künden. Obwohl auch meine Klapper recht stattlich war, an die der Nachbarsbuben kam sie jedoch nicht heran. In allen Gassen und Straßen Deutsch-Probens klapperten und ratschten Knaben- und Mädchengruppen in der Karwoche mit ihren Handratschen.

Die Kinderzeit verflog im Nu; deshalb schenkte ich meine Klapper einem jugendlichen Nachbarn und hatte sie darauf ganz vergessen. Im Sommer 1964 besuchte ich die Heimat. Während des Austausches von Jugenderin-

nerungen bei Freund Karli stieß er mich plötzlich in die Seite und sprach: „Komm, ich möchte Dir gerne etwas zeigen“. Er führte mich auf den Dachboden hinauf und zog aus einer Ecke meine Osterklapper von ehemals hervor.

Karfreitag

Karfreitag, Todestag des Herrn. Für das katholische Deutsch-Proben war Karfreitag ein Tag des Gebetes, ein Tag des Fastens.

Noch ehe der Morgen graute, begaben sich zahlreiche Probner in die Fluren. Hier pilgerten sie einzeln oder in Gruppen, wie sie sich eben draußen zusammengefunden hatten, von Marterl zu Marterl, von Feldkreuz zu Feldkreuz. Betend widmeten sie so die Morgenstunden dieses Tages dem Herrn.

Um 9 Uhr vormittags versammelten sich die Bewohner des gesamten Kirchensprengels zur Predigt und Passionsandacht in der Kirche. Nach der Rückkehr vom Gottesdienst wurden zwar im Hause kleinere Arbeiten ausgeführt, doch die öffentlichen Arbeiten, das Schaffen in den Werkstätten und die Feldarbeit ruhten.

Mittags fasteten die Erwachsenen, vor allem die Männer verzichteten vollends auf Speis und Trank.

Am frühen Nachmittag entstand Leben auf dem Probener Ringplatz. Unsere Landsleute aus der Umgebung waren gekommen, um das heilige Grab in der Probener Kirche aufzusuchen. Aber auch unsere Leute pilgerten von Proben nach Schmiedshau, Gaidel oder Zeche, um am Grabe des Heilands der dortigen Kirche im Gebet zu verweilen.

Vielfach führte der Kirchenchor am Nachmittag des Karfreitags „Die Sieben Worte“ von Joseph Haydn auf.

Zu den Gottesdiensten hatte der Türmer die Gläubigen mit einer riesigen Klapper geladen, die während der Karwoche weithin sichtbar auf dem Turmgang stand.

Karsamstag

Karsamstag war für unsere Eltern ein arbeitsreicher Tag. Mußte doch für den höchsten Tag des Jahres das ganze Haus auf Hochglanz gebracht werden. Eier wurden gefärbt (manche Großmütter färbten sie nur in gekochten Zwiebelschalen), Osterbrote wurden gebacken – fast jedes Haus hatte seinen Backofen – und der große Osterschinken wurde gekocht.

Schon am frühen Morgen am Karsamstag hatte der Kirchenvater (Mesner) in einer Nische an der Wand der Kirche ein Feuer angeschürt; „der Judas

wurde verbrannt“, d. h. das neue Osterfeuer entzündet, anschließend am Kirchenportal das Tauf- und Osterwasser geweiht.

Beim Glorialäuten wusch man sich am Brunnen oder im Bach, damit man keine Sommersprossen bekomme. Bei der Auferstehungsfeier, die in der Grabkapelle der Kirche mit Intonierung des Priesters „Christus ist erstanden“ begonnen hatte, erlebte das illuminierte Proben die große Osterfreude. Ostersonntag war in unserer Heimat ein „heiliger“ Tag. Man kannte nur den Kirchgang und hielt sich sonst nur im engsten Familienkreise auf.

Ostersonntag

Der Ostersonntag begann mit der Weihe der Osterspeisen in der Frühmesse. Nach altem Brauch wurden in den Osterteller für jedes Familienmitglied ein hartgekochtes, selbstgefärbtes Ei gelegt. Am Tage zuvor waren die Eier mit einer Speckschwarte schön glänzend poliert worden. Vom gekochten Schinken wurde ein schönes, gut durchwachsenes Stück abgeschnitten, ein Ranfterl Brot und ein Stück vom Osterbrot (Striezel) dazugelegt. Nicht zu vergessen ein Tütchen Salz, das an die Bitternis erinnerte, und in manchen Häusern auch ein Stück vom Kren (Meerrettich), den man fein gerieben hatte und mit Zucker leicht versüßt zum gekochten Schinken aß.

Der so aufgetürmte Osterteller wurde in ein blütenweißes Tuch gepackt und dieses oben durch zwei Schleifen ineinander verknüpft, so daß er leicht zu tragen war.

Nach dem ersten Gottesdienst saß dann die ganze Familie beim gemeinsamen Osterfrühstück um den festlich gedeckten Tisch. Ein in einer entsprechenden Backform gebackenes und vorher beim Gottesdienst vom Priester geweihtes „Osterlamm“ durfte dabei nicht fehlen.

Die Schalen der Eier, die Brotbrösel und Überbleibsel der Speisen wurden verbrannt, denn die geweihten Reste durften keinesfalls auf die Kehrrichtschaufel kommen.

Erst jetzt gab es nach Wunsch Kaffee oder Tee mit gutem, im eigenen Backofen gebackenem Striezel.

Draußen am Ringplatz aber hatte inzwischen das Kopeschmiedwetala seine Böller aufgestellt, denn an diesem Tag riefen uns Probener nicht nur die Kirchenglocken zum Hochamt, sondern zur Ehre Gottes donnerten auch bei jedem Läuten und dann bei der Wandlung einige Böller. Der Ostersonntag war bei uns daheim ein „heiliger Tag“.

Ostermontag

Welch ein Tag für unsere Jugend! Wer von uns könnte ihn vergessen? Galt es doch an diesem Tage, die Mutter, die Schwester, die Nachbarmädchen, die Freundinnen, die Bräute mit „Rosenwasser“ zu „baden“, zu bespritzen. Den größten Ehrgeiz entwickelten hierbei die Schulbuben, denn dieses „Baden“ brachte ihnen neben gefärbten Eiern manches Geldstück ein. Schon am frühen Morgen standen sie im Feststaat zunächst an der Türe des Nachbarn, um im Nachbarhause die Nachbarmädchen, die man vielleicht noch einige Tage zuvor am Zopf gezogen hatte, zu „baden“. Sämtliche Mädchen und auch das „Mimala“ (Muhme) hielten das Köpfchen still und ließen die Badeprozedur über sich ergehen. Wohl riefen sie verschämt: „Genug! Genug!“, in Wirklichkeit freuten sich alle, daß man sie nicht vergessen hatte. Für das Baden erhielt der junge Mann Bäckereien, ein gefärbtes Ei und nicht selten einen kleinen Geldbetrag.

Doch längst war Nachbars Hans nicht der erste Mann, der am Morgen an der Tür wartete und zum Badegeschäft erschienen war. Die Familienväter hatten vielfach noch im Morgengrauen ihre Lebensgefährtin und die Töchter mit etwas Wasser bespritzt und diese so aus dem Schläfe geweckt. Auch diese liebe Überraschung wurde von den weiblichen Familienangehörigen scherzend und freudig quittiert.

Vor dem Hochamt am Vormittag erschienen in den Häusern „die Verehrer“, um die angehenden Bräute mit Parfüm zu „begießen“. Diese Jungmänner wurden mit feinen Likören und Bäckereien bewirtet. Schließlich steckte das Mädchen dem Freund zum Dank und für die Ehre eine Blume ins Knopfloch. Das Studentenvolk besuchte sich an diesem Tage gegenseitig. Zu viere und fünfe begaben sie sich zu ihren Freundinnen-Studentinnen. Die Jungmänner badeten ihre „Dame“, dafür erhielten sie der Reihe nach eine Blume angesteckt, man prostete sich zu, und schon hieß es Abschied nehmen, denn auch in den anderen Gassen gab es Jugend- und Schulfreundinnen aufzusuchen. So kam es, daß das Knopfloch am Revers manches Jungmannes von Blumen übervoll war, und der Jüngling mit schwerem Kopf dem Abend entgegenschautete. Ein schöner Brauch, den unsere Landsleute auch in der neuen Heimat pflegen sollten!

In älterer Zeit soll man in Proben auch das „Schmeck-Ostern“ geübt haben. Die Burschen flochten aus biegsamen Weidenruten Peitschen (Korbatschen), mit denen sie den Mädchen „Hiebe“ versetzten. Ein heidnischer Brauch, der auf die römische Fruchtbarkeitsgöttin zurückzuführen ist. (In anderen Gegenden wurde dieser Brauch zu Pfingsten geübt, indem man die Mädchen mit Pfingstruten „auspeitschte“.)

Die Osterfeiertage fanden schließlich ihren Ausklang in einem Theaterstück, das meistens von Mitgliedern des katholischen Jünglingsvereins veranstaltet wurde. Nach der Aufführung wurde rasch der Theatersaal geräumt, denn nun durfte die Jugend beim Tanzkränzchen bis zum Morgengrauen das Tanzbein schwingen.

Pfingstwallfahrten daheim

„En schen Gruß v' da Mutte-Gottes v' Fraboed“, so begrüßten uns am Pfingstsonntagabend die Deutsch-Probener Wallfahrer, denen viele Angehörige und Gläubige bis zur Josefskapelle unterhalb von Gaidel entgegengeeilt waren.

In einer langen Prozession, an der Spitze der jeweilige Pfarrer von Deutsch-Proben, Ministranten und Chor, bewegte sich dann die Schar der Gläubigen zur Kirche, wo in einem Dankgottesdienst die Wallfahrt abgeschlossen wurde. Alljährlich pilgerten so unsere Deutsch-Probener den weiten Weg nach Frauenwald – slow. Frywald. Der Weg führte durch unser langgestrecktes Nachbardorf Gaidel, bog am Ende des Dorfes nach links ab, stieg allmählich an und schlängelte sich dann in vielen Windungen und Kehren an der Neutraquelle vorbei hinauf zum „Gaidler Hohen“, das einen herrlichen Ausblick zum Nasenstein bot. Nun ging es steil hinab in das Rajetzer Tal, vorbei an den ersten Häusern von Tschitschmany, dann den Rajetzfluß entlang bis hinauf zum Städtchen Rajec und endlich etwa 10 km nordöstlich von Rajec zu dem in einem Nebental liegenden Wallfahrtsort „Fraboed“.

Während der Weg die Wallfahrer durch Dörfer, Felder und Wälder führte, bestürmten die frommen Pilger im Gebet und Gesang die Gottesmutter um Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne. „Wir bitten Dich, Maria rein, samt Deinem Jesulein“, hallte es durch die Täler der Kleinen Fatra.

Am Dreifaltigkeitssonntag aber riß der Strom der Prozessionen nicht ab, die, von Frauenwald kommend, Deutsch-Proben durchquerten, hier vor der Kirche oder Dreifaltigkeitsstatue kurz rasteten und dann mit Gebet und Gesang weiterzogen, hinab in das Neutratal nach Priewitz, Sebedrasch (Siebenandreas), Kosch, Bojnitz oder gar nach Westenitz.

Wer aber von den älteren Landsleuten, von den jüngeren gar nicht zu sprechen, kennt die Legende dieses meistbesuchten Wallfahrtortes der Hauerländer?

Stefan Zeisel (s' alte Hansala Steve), Kaufmann und Schulpfleger zu Deutsch-Proben, berichtet von Frauenwald:

Ein Graf jagte mit einer großen Jagdgesellschaft in den weiten Wäldern der Kleinen Fatra. Nach langem, wilden Treiben verirrte sich der Adelige

mit einem seiner Knechte. Vergeblich waren beide bemüht, einen Ausweg zu finden. Schließlich schrumpften auch ihre Vorräte zusammen, vor allem fehlte es an Wasser für die Jagdrosse und Reiter. Auf Befehl des Jagdherrn suchte der Diener weiter, bis es ihm nach stundenlangem Suchen gelungen war, im tiefen Walde eine klare Wasserquelle zu finden. Doch als er versuchte, aus dem Brunnlein zu trinken, schrak er zurück, denn ein glühender Feuerschein strahlte ihm aus der Quelle entgegen. Eiligen Schrittes suchte er den Weg zurück zu seinem Herrn und berichtete diesem von der sonderbaren Quelle. Der Graf wollte aber keinesfalls weiterhin auf Wasser verzichten und begab sich nun mit seinem Diener zum sonderbaren Waldbrunnen. Roß und Reiter wurden nicht geschont, so groß war der Durst. Endlich war das Brunnlein erreicht. Die Nähe des Wassers, das Rauschen des Brunnleins verlieh dem müden Ritter neue Kräfte, und behende schwang er sich vom Pferde, vergaß auf seinen Adelsstand, verzichtete auf die Hilfe seines Dieners und stürzte auf das Wasser zu, beugte sich hin und wollte trinken. Da fuhr er erschrocken zurück, denn im Wasser sah er die Gottesmutter mit einem Glorienschein. Angesichts der Erscheinung versprach er, nach glücklicher Heimkehr an dieser Stätte eine Kapelle zu errichten. Bald sollte die Bevölkerung der ganzen Umgebung von der Erscheinung hören, sie wurde auch bei uns im Neutratal kund, und so wanderten und pilgerten unsere Leute hin zur Muttergottes von Frauenwald.

Fronleichnam

Am Fronleichnamsfeste bekommt man immer Heimweh, Heimweh nach Kindertagen, Heimweh nach allen Lieben, die den Zauber, die Feier dieses katholischen Hochfestes mitgestalteten, das ganz nahe am Zaun des Märchenlandes war.

Während es bei den Mädchen mit einer großen Blumenlese anfang (mit bloßen Füßen zogen sie auf weichen Pfaden aus, um blühende Margariten, duftende Heckenrosen, einen Blument Teppich vom Blauhübel und vom Galgenberg, aus den Fichten und vom Gründel in das Städtchen zu tragen), warteten die Buben voller Ungeduld, bis endlich die Birken im Pfarrhof angelangt waren, um die schönsten zu „unserem“ Altar zu schaffen.

Alle Familien, die in der Nähe eines Freialtares wohnten, ja das ganze Städtchen, trugen irgendwie zur Gestaltung der Feier bei und halfen bei der Verschönerung der Altäre mit.

Erinnert Ihr Euch der Standorte unserer Fronleichnamsaltäre? Zwei Altäre wurden am Ringplatz errichtet, der erste am Hause der Metzgerei Steinhübel (Schenkenjegä), der zweite am Doppelhaus Brestensky-Tänzer (Kutsche-

Eremo), während der dritte und vierte Altar am Anfang der Langengasse bei den gegenüberwohnenden Stiffels (Sefe) aufgebaut wurden.

Am Tage vor dem Feste stellten Männer das Gerüst der Altäre auf, während fleißige Frauenhände Kränze flochten, Girlanden zogen, Sträuße aus schönsten Gartenblumen banden.

In den frühen Morgenstunden des Festtages wurden von Männern Löcher für die Birken ins Pflastergestein gerammt. An den Altären aber ordneten und stellten rührige Hände der Festfamilien Sträuße, Vasen, Blumengebinde, Blumentöpfe, Kerzenleuchter nach einem von Generationen übernommenen Plan (manches erneuernd, anderes behaltend) zurecht. Mittelpunkt unseres Altares war eine in Mannesgröße gestaltete Christkönigsfigur, die wechselweise die Familie Tänzer-Eremo oder der Baumeister Brestensky-Kutsche zur Verfügung stellten. Man sah das Eremo Vetala, wie es behutsam die Christusgestalt in die Mitte des Altares rückte, während der alte Kutsche vor dem Altar Anweisungen erteilte.

Gebeugt und müde von den vielen Vorarbeiten, aber innerlich freudigen Herzens, pendelten die Eremo-Frauen und -Mädchen zwischen Haus und Altar hin und her, um Bilder und Gemälde rings um das Christusbild zu reihen und zu befestigen. In der Altarspitze aber stand ein schönes, geschnitztes Kruzifix.

Mit der gleichen Liebe und Hingabe aber arbeiteten auch die Familien an den anderen Altären, waren es die Steinhübels oder Stiffels. Inzwischen waren die Birkenbäumchen von Nachbarn zu beiden Seiten der Altäre aufgestellt worden; Birkenbäumchen säumten auch alle Wege, die die Prozession zu gehen pflegte.

Überall sah man Blumen. Die Wiesen, der Birkenhain, sie waren in das Städtchen gewachsen.

Böllerschüsse leiteten das Fest beim ersten Glockenläuten ein. Bei einem offenen Feuer hatte das Kopeschmied Vetala (Ignaz Elischer) mit seinen Männern beim Laden und Entzünden der Böller alle Hände voll zu tun.

Längst war die Stadt erwacht, und überall begegnete man strahlenden Kindern mit Blumenkörbchen an der Hand, frohen und stolzen Müttern in der Tracht, die sie zu Ehren des Festes angelegt hatten. Vollgepropft war das mächtige, dreischiffige Gotteshaus während des Hochamtes. Nachdem das „Ite missa est“ des zelebrierenden Geistlichen am Hochaltar verklungen war, setzte sich die Menschenmasse in Bewegung. Voran im Trupp die Buben mit ihren Lehrern, dann die Mädchen mit den Klosterfrauen, jetzt reihten sich auch die Vereine in die sich allmählich bildende Prozession ein.

Endlich wurden die alten dreiteiligen Zunftfahnen losgekettet, zu dritt stemm-

ten sich starke Männer unter die hochragenden Fahnen, und die Mitglieder der einstigen ehrbaren Zünfte ordneten sich unter ihre Banner.

Um durch die Kirchenpforte ins Freie zu kommen, beugten sich die Fahnen,

die grüne Fahne der Landwirte mit St. Isidor,

die weiße Fahne der Maurer mit St. Rochus,

die golddurchwirkte Fahne der Tuchweber mit St. Stefan,

die rote Fahne der Metzger und Gerber, wie alle anderen aus

schwerstem Brokat.

Nun folgen die weißgekleideten Mädchen mit unzähligen kleinen Fähnchen, die mit Motiven aus dem Leben Mariens bemalt waren, wieder andere hielten windgeschützte Lichter in den Händen, die Erstkommunikanten mit ihren Kerzen erschienen, dann wurden die Ministranten und Geistlichen sichtbar, da endlich der Traghimmel und unter ihm unser unvergessener Domherr Raitsits, in den Händen den eucharistischen Heiland tragend.

Auf der Schwelle des Kirchenportales verharnte unser Domherr einen Augenblick, da mischte sich das helle Läuten der Ministrantenglöckchen mit dem dumpfen Dröhnen der Turmglocken, die Fahnen senkten sich, eine gläubige Kirchengemeinde wendete sich dem Allerheiligsten zu und fiel in die Knie, Böller krachten, das Horn der Musikkapelle ertönte, und zum ersten Male segnete der geistliche Herr seine Gemeinde, während die zwanzigköpfige Musikkapelle einen Choral anstimmte.

Inzwischen erstrahlten Hunderte von Lichtern in den Fenstern. Deutsch-Proben grüßt Christus, den König, am Fronleichnamstag. Und nun bewegte sich ein farbenprächtiger Zug, aus dem mächtige Fahnen ragten, Musikinstrumente in der gleißenden Sonne blitzten, Goldhauben der Frauen in den Trachten funkelten, betend und singend von Altar zu Altar, während die Musikkapelle ihre Weisen zum Himmel emporschmetterte.

Deutsch-Proben bot wirklich zur Verherrlichung Gottes alles auf, was eben so ein Städtchen leisten konnte.

In dieses Lob Gottes reihten sich aber ein alle katholischen deutschen Gemeinden an der oberen Neutra, vom Vogelgebirge (Vtáčnik) bis zum Nasenstein und Nickelsberg, vom Wyschehrad bis zur Magura und den Fundschler Höhen.

Das G'Honnesweie – das Johannisfeuer

Am Vorabend des 24. Juni, zum Feste des hl. Johannes des Täufers, hatten die zwölf- bis fünfzehnjährigen Buben und Mädchen alle Hände voll zu tun.

Nach altem, wohl noch aus heidnisch-germanischer Zeit herkommendem Brauch wurden an diesem Abend die Sonnwendfeuer abgebrannt.

Das Sonnwendfeuer hieß bei uns Johannisfeuer (Ghonnesewie).

Die Vorbereitung, Durchführung und das Abbrennen der Johannisfeuer lag ganz in den Händen der größeren Jungen.

Man setzte viel Fleiß bei der Durchführung dieses Brauches ein, denn es galt, einen großen Baum herzurichten.

Zunächst mußte eine Genehmigung zum Schlagen eines Baumes – einer Föhre – eingeholt werden. Diese Genehmigung erteilte der jeweilige Stadtwirt, dem die Probener Waldungen zur Betreuung unterstanden. Stadtwirt war damals Herr Josef Wesslerle, der alte Michala, aus der Langen Gasse. Bei ihm stellte sich nun die Abordnung der Buben ein. Der alte Michala war ein typischer Altprobner, und voller Respekt wurde dem Mann mit dem mächtigen schwarzen Schnurrbart die Bitte vorgetragen. Dieser stellte unserer Abordnung bereitwillig die Genehmigung aus, sicherlich sich der eigenen Kinderzeit erinnernd.

Mit Säge, Beil und Pferdeleiterwagen zog man dann in den nahen Wald und suchte einen entsprechenden Baum. Unter großer Anstrengung schaffte man den schweren Baum auf den Wagen; das Kommende lag in den Händen jenes Jungen, der das Pferdegespann vom Vater zum Einholen des Baumes erhalten hatte.

Nun war es recht interessant: die Probner Buben brannten nicht einen einzigen Baum ab, sondern eine ganze Reihe, denn jede Straße hatte ihren eigenen Standort zum Abbrennen des Baumes.

Die Buben hatten bereits einige Tage vorher Strohgarben, alte Teerfässer, Teerpappe, Holzwolle, Hobelspäne gesammelt und auf einem zweirädrigen Karren zusammengefahren.

Standorte der Johannisfeuer waren:

Gellner Gasse bei der Ziegelhütte, Zecher Gasse auf den Lahn am Ende des Babitzgrabens, Priewitzer Gasse gegenüber dem Friedhof, Ring am Schmiedshauer Hübel, Lange Gasse neben dem Marterl hinter dem Vereinshaus, Mühlgasse auf den Feldern des Mühlgrabens in der Nähe der „Brettermühle“. Das Legentel hatte den höchstgelegenen Standort auf dem Blauhübel. Den ganzen Nachmittag dieses Tages vertrieben sich die Buben mit dem Schmücken, dem „Bepflanzen“ des Baumes und Anfahren der gesammelten Strohgarben. Die Mädchen flochten Kränze aus Margaretenblumen, die am Baum angebracht wurden.

Während der Abenddämmerung erschienen dann allmählich auch einige Erwachsene. Manche legten mit Hand an, da die Jungen häufig das Stroh nicht bis in die Krone des Baumes brachten. Inzwischen sangen die Mäd-

chen einige alte Volkslieder. Am Johannisplatz der Buben vom Ring stellte sich auch regelmäßig der tschechische Notär Holuša ein.

Wenn es dann finster wurde, zündete man den Baum an. Jede Gruppe schob das Abbrennen des Baumes hinaus, jede Gruppe wollte die letzte sein. Am längsten hielten es die Buben vom Legentel aus. Sie hatten auch den größten und schönsten Baum. Man konnte das Lodern des Baumes im weiten Talkessel von allen Seiten beobachten.

Allmählich flammten nun überall an den Hängen unserer Gebirge die Johannisfeuer auf, die Waldarbeiter oder Hirten entzündet hatten: auf dem Nickelsberg, auf den Gaidler Höhen und am Hang des Wyseshrad, wo Burschen aus Bettelsdorf ihr Johannisfeuer errichtet hatten.

Skapulierfest in Deutsch-Proben

Mitten im Hochsommer feierte Deutsch-Proben sein bedeutendstes Kirchenfest, das Skapulierfest. An diesem Tage war unser Städtchen an der oberen Neutra Mittelpunkt gläubiger Katholiken. Aus nah und fern wanderten fromme Wallfahrer herbei: Deutsche aus den großen Nachbargemeinden, aber auch viele Slowaken kamen nach Proben, sei es aus dem Neutratal oder aus slowakischen Gemeinden des Turzer Landes. Alle wollten an diesem Tage den Probnern einen Besuch abstatten, alle wollten an diesem Tage das monumentale Bauwerk Deutsch-Probens, den Kalvarienberg, aufsuchen.

Alljährlich trafen bereits am Vortage die slowakischen Pilger aus dem fernen Rajec unter Glockengeläute ein.

Am Festtage selbst aber wollte das Jubelgeläute am Kirchturme gar nicht verstummen, denn alle Pilgerprozessionen wurden als Gäste mit einem Glockengruß willkommen geheißen.

Es kamen die Schmiedshauer mit ihrem Pfarrer Jakob Bauer, die Gaidler führte ihr Seelsorger Dr. Zeisel an, aus Zeche eilte Dechant Josef Petruch mit seiner Gläubigenschar herbei, denen auf dem Fuß Pfarrer Brischka mit den Gläubigen aus Lazany folgte. Die Bettelsdorfer und Beneschauer waren bereits in den frühen Morgenstunden gekommen, denn sie gehörten ja zum Kirchensprengel Deutsch-Proben. Nun mußte auch bald die Prozession aus Priewitz erscheinen, denn in der Ferne vernahm man bereits das Spiel der Blaskapelle, und die Kinder liefen ihr ein Stück des Weges entgegen.

Unser großes Gotteshaus nahm sie alle auf, die Deutschen wie auch die Slowaken. Der Fremde hätte unter diesen gläubigen Menschen kaum Unterschiede feststellen können.

Während man in und um das Gotteshaus nur fromme Beter beobachten

konnte, trieb am Festplatz ein lustiges Völkchen seine Späße beim Einkauf der Mitbringsel. Deutsche und Slowaken handelten, kauften, lachten und scherzten miteinander, es gab weder Zank noch Streit.

Glaube, Freundschaft, Handelspartnerschaft hatten an diesem Tage alljährlich in unserem Städtchen Menschen verschiedener Nationalität geeint und in Frieden zusammengeführt.

Den Deutsch-Probenern mag dieser Tag aber auch aus anderen Gründen stets in Erinnerung bleiben.

Am Skapulierfest, dem 22. Juli 1827, wurde unsere Kirche und das ganze Städtchen ein Opfer eines Großbrandes. Sämtliche Rechtsbriefe einer freien, königlichen Stadt sollen dabei vernichtet worden sein. Um die Erinnerung an diese Feuersbrunst im Herzen der Einwohner wach zu halten, wurde hundert Jahre später auf dem Galgenberg die bedeutendste Sehenswürdigkeit Deutsch-Probens, der Kalvarienberg, errichtet.

Allerheiligen – Allerseelen

Mit dem fallenden Laub hatten im Herbst die besinnlichen Monate des Jahres begonnen. Häufiger als sonst zogen graue Nebelschwaden aus dem Turzer Tale herüber zu uns ins obere Neutratal. Schon an den Tagen vor Allerheiligen wurden die Gräber hergerichtet: Oft mußte eine verblichene Inschrift erneuert, ein Grabkreuz gestrichen, ein neuer Stein gesetzt oder frische Walderde geholt werden. Mit viel Liebe und Sorgfalt bemühten sich die Probener, die Ruhestätten ihrer Verstorbenen zu schmücken, besonders nachdem es Toni Wesserle nach vielen Schwierigkeiten gelungen war, die Grabreihen auf dem „Großen Friedhof“ auszurichten und zu ordnen. Kränze aus Tannenzweigen und viele, viele Blumen schmückten die Gräber unserer Verstorbenen am Allerheiligentag.

Doch erst der Nachmittag des Allerheiligentags brachte den Höhepunkt der Totenverehrung in Deutsch-Proben und in allen deutschen und slowakischen Dörfern seiner Umgebung.

Nach der Vesperandacht begaben sich die Bürger unserer Stadt familienweise zum Gräberbesuch auf den Friedhof. Natürlich trug man an diesem Tage keine auffallende, helle Kleidung, das wäre gegen die Sitte gewesen. Man ging auch gerne auf den Wunsch unseres Domherrn Raitsics ein und stellte etwa 100 m vor dem Friedhof (beim Brucker) das unterhaltende Gespräch ein und begab sich im stillen Gebet auf den Gottesacker. Bald brannten auf jedem Grab Kerzen zu Ehren der Toten. Man wanderte von Grab zu Grab, man zündete da und dort ein Lichtlein an, hier für verstorbene Großeltern, dort für einen Onkel, eine Tante, für einen Tauf- oder Firmpaten und

am großen Kreuz für die Gefallenen und für die armen Seelen. Nach wenigen Stunden waren die Friedhöfe im Neutratal ein großes Lichtermeer.

Männer, die wir nicht vergessen wollen

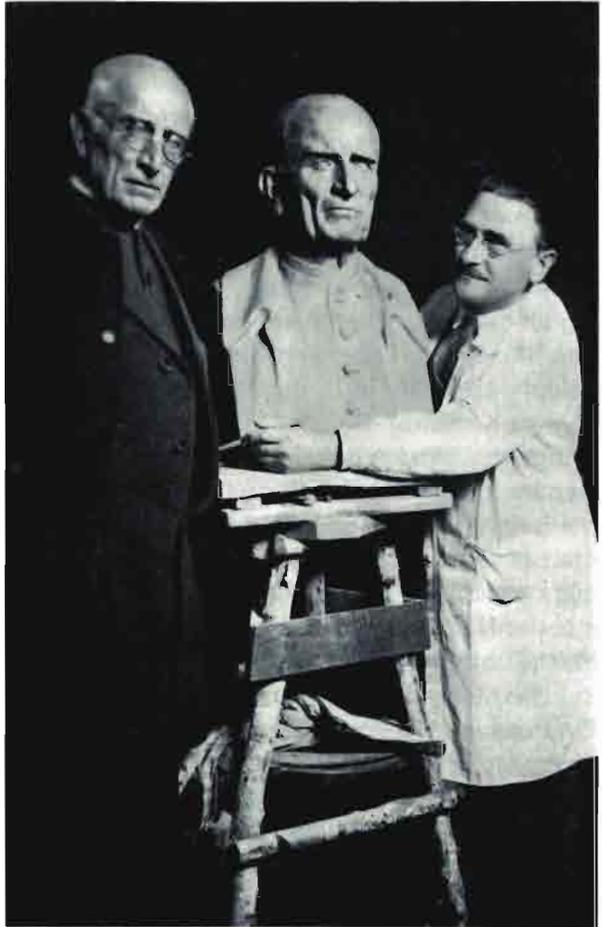
Josef Damko	–	Bildhauer und Künstler
Dr. Josef Lányi	–	Weihbischof
Josef Petruch	–	Dechant – Pfarrer
Anton Richter	–	Edi Tontsch – Domherr
Stefan Mathias Richter	–	Edi Stjef – Der Weiße Pater
Anton Wesslerle	–	Archivar und Custos des Heimatmuseums
Richard Zeisel	–	Pukala Richard – Lehrer, Volkskundler

Josef Damko

Am 11. Dezember 1955 verstarb in Budapest der große karpatendeutsche Bildhauer Josef Damko im 84. Lebensjahr. Er war einer unserer Großen, dessen Werke auch im Ausland Lob und hohe Anerkennung gefunden haben. Als Sohn einfacher Bürgersleute von Deutsch-Proben, des Kürschnermeisters und Maurers Josef Damko und der Rosina Wesslerle, am 9. Juni 1872 geboren, sollte er nach des Vaters Willen das ehrbare Maurerhandwerk erlernen. Obwohl das Büblein bereits in der Volksschule durch seine Zeichnungen und Schnitzereien auffiel und künstlerische Begabung zeigte, wurden weder die Musen befragt noch schien die Künstlerlaufbahn darin vorgezeichnet. Der Vater gab seinen dreizehnjährigen Sohn zu einem Maurermeister in Budapest in die Lehre. Dieser, durch die Zeichnungen des Lehrlings verblüfft, erklärte dem Jungen: „Du gehörst nicht hierher, ich will mit Professor Strobl sprechen, der wird vielleicht Bescheid wissen.“

So kam Damko in die Kunstschule des berühmten Professors. Hier mußte er vieles in Theorie und Praxis nachholen, bis ihm die endgültige Aufnahme gewährt wurde. Begabung und Eifer des jungen Kunstschülers bewirkten, daß ihn Professor Strobl in die Familie aufnahm, ja ihm sogar später Aufträge und heikle Arbeiten zur selbständigen Ausführung übertrug.

Es folgten Studienreisen mit dem Meister nach München und Italien. Seine



Bildhauer Josef Damko
mit Modell
Professor Bossányi

Genre-Figuren in Terrakotta wurden in vielen Ländern ausgestellt und bewundert. Doch verlegte sich Damko hauptsächlich auf die Kirchenbildhauerei. Er besaß nun einen guten Ruf und erhielt Aufträge von allen Seiten. Ein großes Grabdenkmal für die Familie Segneri, Wettbewerbe für ein Königin-Elisabeth-Denkmal, für die Ausstattung der St.-Stefans-Basilika in Pest u. a. m. brachten ihm Erfolge und Preise ein.

Um weiterzustudieren, begab er sich an die Kunstakademie nach Paris. Bald aber nahm er an einem großen Wettbewerb teil, den ein ungarisches Komitee unter Führung des Weihbischofs Fraknoi, Rom, ausschrieb. Damko ging als Sieger hervor und erhielt ein Stipendium, das ihm zusätzlich ein dreijähriges Studium in Rom ermöglichte. Hier schuf er das große Grabmonument für

Papst Silvester II. mit zwei großen Reliefs (Papst Silverster sendet die Königskrone an Stephan, St. Stephan und St. Ladislaus huldigen der Magna Domina Hungariae). In Rom besuchte den Künstler öfters der Abt von Monte Cassino, um sein Werk zu bewundern und ihn dann sogar für den Orden zu gewinnen.

Nach drei Jahren nahm er seine Tätigkeit in Budapest wieder auf. Hier schuf Damko große Marmorfiguren für mehrere Kirchen. Bei Anfertigung der Modelle vertiefte sich Damko ganz in die Ideenwelt des Heiligen, den er darstellen hatte. Seine religiöse Intuition erleichterte ihm solche Aufgaben. So erhielt dann jede Statue ein eigenes Gepräge mit reicher Ausdruckskraft.

Von seinen Werken seien hier erwähnt u. a. die Dekorationsarbeit an der Telephonzentrale in Budapest und Kriegerdenkmäler. Berühmt ist sein Johannes-Kapistran-Denkmal vor der Ofner Burg. Hier ist etwas von jenem Kriegsgewitter festgehalten, das vor fünfhundert Jahren über Europa hinwegbrauste und in der siegreichen Schlacht der Christen gegen die Türken bei Belgrad am 21. und 22. Juli 1456 seinen Höhepunkt fand. Auf dem Burgplatz zu Ofen steht als weiteres Werk Damkos, ein Denkmal des Papstes Pius aus dem Hause Odescalchi, zur Erinnerung an die Vertreibung der Türken aus der Hauptstadt Ungarns. Es sei auch auf die Denkmäler eines Kuruzzen in Kiskunfelegyhaza und des ungarischen Nationalhelden Ludwig Kossuth in Turin hingewiesen.

Einen neuen Höhepunkt erreichte die sakrale Kunst des Karpatendeutschen, als er eines seiner herrlichsten Kunstwerke schuf: das Standbild der ungarischen Königstochter St. Elisabeth in Budapest. Von menschlichem Liebreiz umflossen, heiligen Ernst ausstrahlend, in majestätischer Erhabenheit und Ruhe steht die königliche Gestalt der großen Heiligen, die durch ihre Ahnen, ihr Leben und Wirken sowohl dem ungarischen als auch dem deutschen Volke gehört und darüber hinaus der ganzen christlichen Welt.

Als berühmter Porträtist modellierte er Professoren – auch seinen eigenen Meister, Professor Strobl –, Künstler, Geistliche, Bischöfe, Kardinäle in Rom, Armeebischof Zdravec, Fürsterzbischof Csernoch und seinen Landsmann aus Deutsch-Proben, Bischof Lányi.

Ja, ihm wurde als erstem Künstler die Erlaubnis und Ehre zuteil, den Hl. Vater zu porträtieren. Die Büste Pius XII. wurde dann in der Aula der Universität Budapest in feierlichem Zeremoniell aufgestellt, dem auch der jetzt in Regensburg bei Fürst Thurn und Taxis lebende Erzherzog Josef beiwohnte. Zu Beginn des letzten Krieges übersiedelte Damko in seine Vaterstadt Deutsch-Proben, wo er einige seiner Kunstwerke in provisorischen Räumen aufstellte. Während eines längeren Aufenthaltes in der Heimat schuf Damko u. a. Grabdenkmäler (Deutsch-Proben, Schmiedshau), Heiligenfiguren, Re-

liefs, ein Hl. Grab mit Pietà (Schmiedshau, Kuneschhau) u. a. m. Gegen Ende des Krieges kam der Künstler mit seinem Priesterbruder in das Böhmerwalddorf Neuraffl bei Kaplitz, wo er mit Mut und Eifer weiterarbeitete. Viele seiner Werke fielen dem Kriege zum Opfer.

Im Jahre 1945 kehrte Damko auf Wunsch seiner Familie nach Budapest zurück. Hier fand der große Deutsch-Proben-er Künstler, der sich auch dem ungarischen Volk verbunden fühlte, seine Ruhestätte.

Dr. Josef Lányi

Deutsch-Proben darf sich stolzer Vergangenheit und großer Männer rühmen, unter denen Bischof Dr. Josef Lányi einen der vornehmsten Plätze einnimmt. Josef Lányi, geboren am 29. Juni 1868 in Deutsch-Proben, entstammte einer einfachen Bürgerfamilie deutscher Muttersprache. Nach einigen Quellen soll der Lányistamm adeliger Herkunft sein. Fest steht, daß die Vorfahren Dr. Lányis aus der Zips nach Deutsch-Proben gekommen waren. In einer vom letzten deutschen Pfarrer Deutsch-Probens erstellten Ahnentafel des Bischofs kommen außer dem Namen Lányi nur deutsche Familiennamen vor: Further, Turczer, Kotschner, Zeisel, Hagen, Mendl, Dyra (= Dürer) und andere.

Mit sehr gutem Erfolg legte Lányi die Reifeprüfung bei den Zisterziensern in Erlau ab, nachdem er das Piaristengymnasium in Priewitz und Neutra besucht hatte. Noch während seiner Gymnasialzeit verlor er seinen Vater. Geistliche Wohltäter aus Proben und Neutra, die auf den jungen Mann aufmerksam geworden waren, ermöglichten ihm das Studium der Theologie. Sein Neusohler Bischof entsandte ihn an die Universität nach Budapest. Hier erregte er Aufsehen durch seinen Fleiß und durch seine Arbeiten über „Die syrischen, chaldäischen und arabischen diakritischen Zeichen“. In einem Aufruf in der ungarischen Tageszeitung „Magyar Allam“ zum Aloisius-Centennarium machte er die gesamte ungarische Theologiestudentenschaft auf sich aufmerksam. Die Studentenschaft war sich damals in der Auffassung des Zölibats einig. Am 2. Juli 1891 wurde Josef Lányi in der Kathedrale zu Neusohl zum Priester geweiht, nachdem er seine theologischen Studien in allen Fächern mit Auszeichnung abgelegt hatte.

Im Juli desselben Jahres begann er seine seelsorgerische Tätigkeit als Kaplan in Schmiedshau, drei Monate später wirkte er bereits in der slowakischen Ortschaft Trubin; hierher wurde er insbesondere deshalb versetzt, um die slowakische Sprache zu erlernen.

In den Jahren 1892, 1893 und 1894 arbeitete er in der bischöflichen Kanzlei zu Neusohl als bischöflicher Archivar, Zeremoniar und Registrator. Am 10. Dezember 1894 wurde er zum Doktor des kanonischen Rechts an der Universität von Budapest promoviert. Ein Jahr später erteilte er als Professor für Mathematik und Physik Unterricht an der Bürgerschule zu Karpfen (Krupina). In dieser ehemals deutschen Stadt zog er durch seine Predigten, die er in ungarischer Sprache hielt, die gesamte Intelligenz in seinen Bann. Vorübergehend wirkte er dann als Pfarrer in Drexlerhau, und im Jahre 1899 wurde er zum Professor für Moral- und Pastoraltheologie ernannt und an das Priesterseminar nach Neusohl berufen.

Eine große Wende nahm sein Lebenslauf, als er an den erzherzoglichen Hof des österreich-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand auf Empfehlung seines Bischofes Rimely berufen wurde, um als „Hauslehrer“ dem Thronfolger und seiner Gemahlin Unterricht in ungarischer Sprache zu geben. Am 15. September 1900 erteilte Lányi dem hohen Paar die erste Unterrichtsstunde in Eckartsau, Niederösterreich. Allmählich wurde aus dem Hauslehrer ein Ratgeber und Lehrer in allen ungarischen Belangen, die auf das Thronfolgerpaar zukamen, besonders in Geschichte und Literatur. Durch seine Bescheidenheit, durch sein umfangreiches Wissen erwarb sich Lányi nicht nur die Gunst des Hofes, sondern auch weiter kirchlicher Kreise.

Eine wahre Auszeichnungsfut ergoß sich nun über den jungen, angesehenen Priester und Gelehrten. Papst Leo XIII. ernannte ihn zum päpstlichen Geheimkämmerer und Konsistorialrat. Später wurde er päpstlicher Hausprälat und Apostolischer Pronotar, nachdem ihn der Thronfolger mit Sonderbotschaften nach Rom entsandt hatte.

Lányi lebte weiterhin am Hofe des Erzherzogs bald in Wien, bald in Konopischt bei Prag. Die Nähe Prags ermöglichte ihm weitere Studien an der deutschen Karls-Universität, und so drang er tiefer in den deutschen Kulturkreis ein. Am 24. Juni 1904 wurde er an der Prager Alma Mater zum Dr. theol. promoviert.

Bereits im März desselben Jahres hatte ihn Kaiser Franz Joseph zum befründeten Abt von Leker ernannt. Dieser Titel brachte Lányi auch beachtliche Mittel. Die Abtweihe vollzog der Graner Weihbischof am 10. April 1904. Sechs Jahre wirkte Lányi am erzherzoglichen Hof. Auf Vorsprache von Franz Ferdinand wurde Lányi am 23. September 1906 zum Titularbischof von Tinnin ernannt.

Damit wurde unser Deutsch-Probener Landsmann automatisch Mitglied des Ungarischen Herrenhauses. Die Bischofsweihe selbst erfolgte am 8. Dezember 1906 in der Herz-Jesu-Kirche der Jesuiten in Budapest. Wohl die schönste und erhebenste Funktion seiner bischöflichen Tätigkeit mag die Weihe



des neuen Gotteshauses seiner Heimatgemeinde Deutsch-Proben im Jahre 1907 gewesen sein. Mit Wehmut und Tränen in den Augen nahm er Abschied von seinem Heimatort, der ihn in seinen Kindesjahren umhegt hatte. Weitere Auszeichnungen folgten. So dekorierte ihn Papst Pius X. mit dem Verdienstkreuz „Pro Ecclesia et Pontifice“, auch wurde er zum Großmeister des Ordens vom Hl. Grab für Ungarn gewählt.

In Anbetracht seiner Fähigkeit, seiner Beliebtheit und seiner Gunst galt er als aussichtsreichster Kandidat für den Bischofsstuhl in Großwardein, als dieser vakant wurde. Intrigen und Machenschaften führten dazu, daß nach dreijähriger Sedisvakanz dieser Bischofsstuhl dem Grafen Nikolaus Széchenyi verliehen wurde. Die offene Brüskierung traf Lányi schwer. Als Folge zeigten sich Anzeichen einer Krankheit, die ihn nunmehr bis zum Tode belasten sollten.

Graf Nikolaus Széchenyi ernannte Dr. Josef Lányi zum Rektor der Theologischen Hochschule von Großwardein. In dieser Eigenschaft schloß Lányi 1912 siebzehn rumänische Theologiestudenten wegen unpatriotischer Haltung aus dem Priesterseminar aus. Diese Tat sollte später, nach dem Ersten Weltkrieg, unheilvolle Folgen für den Weihbischof nach sich ziehen.

Im Mai 1913 weilte der Weihbischof zum letzten Mal in seiner Heimatstadt, wo ihm ein begeisterter Empfang bereitet wurde; zuvor hatte er in den Dekanaten Oslany, Weinitz und insbesondere Priewitz das Sakrament der Firmung gespendet.

Wegen seines angegriffenen Gesundheitszustandes wurde Lányi auf Ansuchen vieler Funktionen entbunden.

Am 28. Juni 1914 ereignete sich die Tragödie von Sarajewo: das Thronfolgerpaar wurde ermordet. Die innige Verbundenheit, die zwischen Lányi und Franz Ferdinand bestand, dürfte das telepatische Traumgesicht dieses feinfühligen Menschen bewirkt haben, in dem Lányi die Mordtaten Stunden vorher gesehen und angekündigt hatte.

Von diesem Traumgesicht berichtete Lányi seinem Bruder, dem Jesuitenpater E. Lányi, der dann das Traumgesicht in der Sarajewoer „Balkanstimme“ bald nach dem Mord veröffentlicht hat. Es lautet: „Am 28. Juni 1914, halb 4 Uhr früh, erwachte ich aus einem schrecklichen Traum. Mir träumte, daß ich in den Morgenstunden zu meinem Schreibtisch ging, um die eingelaufene Post durchzusehen. Ganz oben lag ein Brief mit schwarzen Rändern, schwarzem Siegel und dem Wappen des Erzherzogs. Sofort erkannte ich die Schrift meines unvergeßlichen höchsten Herrn. Ich öffnete den Brief und entdeckte am Kopf des Briefes ein Bild in himmelblauem Ton, von der Art einer Ansichtskarte, die eine Straße und eine enge Gasse darstellte. Die Hoheiten saßen in einem Automobil, ihnen gegenüber saß ein General, neben dem Chauffeur ein Offizier. Auf beiden Seiten der Straßen drängten sich die Menschenmassen. Da springen zwei junge Burschen hervor und schießen auf die Hoheiten. Unter diesem Bild steht der Text des Briefes, den mir Erzherzog Franz Ferdinand schreibt.

Eure bischöfliche Gnaden! Lieber Dr. Lányi!

Teile Ihnen hiermit mit, daß ich heute mit meiner Frau in Sarajewo als Opfer eines politischen Meuchelmordes falle. Wir empfehlen uns Ihren frommen Gebeten und heiligen Meßopfern und bitten Sie, unseren armen Kindern auch fernerhin Liebe und Treue ergeben zu bleiben wie bisher. Herzlich grüßt Sie

Ihr Erzherzog Franz

Sarajewo, 28. Juni 1914, halb 4 Uhr morgens.

Zitternd und in Tränen aufgelöst sprang ich aus dem Bett, sah auf die Uhr, die halb 4 Uhr zeigte. Ich eilte zum Schreibtisch, schrieb nieder, was ich im Traum gelesen und gesehen hatte. Beim Niederschreiben behielt ich sogar die Form einiger Buchstaben bei, wie diese der Erzherzog niedergeschrieben hatte.

Mein Diener betrat an diesem Morgen mein Arbeitszimmer um dreiviertel sechs Uhr. Er sah mich blaß dasitzend, den Rosenkranz betend, und fragte mich, ob ich krank sei. Ich sagte ihm: „Rufen Sie gleich meine Mutter und unseren Gast, ich will gleich für meine Hoheiten die hl. Messe lesen; denn ich hatte einen schrecklichen Traum.“ Mutter und Gast kamen um 1/2 sieben Uhr. In Anwesenheit meiner Mutter, des Gastes und meines Dieners erzählte ich von meinem Traumgesicht. Dann begab ich mich mit ihnen in die Hauskapelle, um für die Hoheiten zu zelebrieren.

Den ganzen Tag verbrachte ich in Angst und Bangen, bis mir ein Telegramm aus Wien um 1/2 vier Uhr nachmittags die schreckliche Nachricht brachte, daß die Hoheiten in Sarajewo ermordet wurden. R. i. P.“

Das ist der Bericht Lányis. Dieser Bericht wurde mehrmals untersucht und vom Bischof wie auch von seiner Mutter und dem Gast bestätigt. An der Echtheit ist nicht zu zweifeln.

Als nach dem Weltkrieg Großwardein durch das Diktat von Trianon Rumänien zugeteilt wurde, mußte Lányi ins Exil gehen. Er starb als Vertriebener 1931 infolge von Diabetes in Budapest.

Dechant-Pfarrer Josef Petruch

der letzte deutsche Pfarrer von Deutsch-Proben

Er wurde am 18. Feber 1893 in Deutsch Proben geboren und nach Absolvierung seiner philosophischen und theologischen Studien an der Wiener Universität als Alumne des Pazmaneums 1917 in Wien zum Priester geweiht.

Josef Petruch wirkte anschließend als Kaplan in Hochwies, Deutsch-Proben (1918), Windisch Proben (1918), Detva (1922), Kloster (Znio-1924), Krickerhau (1924), ab 1926 als Administrator in Zeche und Kaplan in Deutsch-Proben. Im Jahre 1932 wurde er Nachfolger von Franz Raitsits und damit Pfarrer in seiner Heimatstadt, 1939 wurde er vom Bischof zum Dechanten des Weinitzer Kirchensprengels ernannt.

Der letzte Abschnitt seines Wirkens in seiner Heimatstadt war geprägt von jenen Ereignissen, die im Zuge des Frontgeschehens zur Evakuierung (1944) fast der gesamten deutschen Pfarrangehörigen und schließlich zur Vertreibung (1946) der deutschen Einwohner von Deutsch-Proben geführt haben. Dechant Petruch stand in dieser schweren Zeit unerschütterlich auf der überkommenen geistigen Grundlage, die unsere Probener über viele Generationen geprägt hatte, stemmte sich entschieden gegen den anstürmenden Zeitgeist, der das Volk von der Kirche, vom Glauben zu lösen versuchte.

Mit großer Festigkeit, die erst später volle Würdigung fand, vertrat er seinen Standpunkt, verblieb er sogar bei seiner Kirche, als das Frontgeschehen über unsere Heimat hinwegrollte; er war Helfer, Tröster beim Abschiednehmen, als die Probener ihre Heimat verlassen mußten. Er blieb wie ein Fels auch dann noch in seiner Kirche, als die Aussiedlung vollzogen war und die wenigen zurückgebliebenen Deutschen sich zum Gottesdienst einfanden. Obwohl verboten, verkündete er diesen Menschen unerschütterlich das Gotteswort auch weiterhin in ihrer Muttersprache; dies brachte ihm Verfolgung, Strafversetzung in das slowakische Lazany, schließlich Kerker und Siechtum ein. Er starb am 11. Dezember 1960 und ruht auf dem Friedhof von Deutsch-Proben.

Wahrlich, ein erfülltes Priesterleben!

Anton Richter – „Edi Tontsch“ – Priester, Domherr, Professor

Am 14. Februar 1942 wurde in Deutsch-Proben der katholische Priester Anton Richter zu Grabe getragen. Ein großer Mann unseres Städtchens war mit ihm dahingegangen.

Ergriffen und ehrfurchtsvoll standen die Deutsch-Probener an der Bahre dieses Priesters.

Anton Richter, genannt Edi Tontsch, wurde am 21. März 1863 als Sohn der Tuchwebersleute „Edi“ in Deutsch-Proben geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Erlau (Ungarn), nach Abschluß des Theologiestudiums in Budapest wirkte er zunächst als Kaplan in seiner Heimatstadt. Im Eifer und

um das Wohl seiner Mitbürger besorgt, ließ er in der Schule beim Religionsunterricht und als Prediger in der Kirche große Strenge walten.

Er wurde dann vom Bischof nach Kremnitz berufen.

Hier zeigten sich zum ersten Male der Tatendrang und der Unternehmungsgeist dieses Priesters. In Kremnitz gründete er den katholischen Gesellenverein und baute das katholische Gesellenvereinshaus.

Später erhielt er eine Berufung an das Priesterseminar nach Neusohl (Banská Bystrica). Außer den Verpflichtungen, die er am Priesterseminar zu erfüllen hatte, erteilte er Religionsunterricht an der Höheren Töchterschule, gleichzeitig übernahm er den Kirchengesangsunterricht an dieser Schule. „Edi Tontsch“ war auch an dieser Schule ein strenger Lehrer, und doch war er bei den jungen Damen als Erzieher beliebt. Denn bald hatten sie ihren Lehrer als tiefgläubigen Christen, gerechten Menschen und Priester mit gültigem Herzen kennengelernt. Schülerinnen, die ihre Pflichten zufriedenstellend erledigten, freuten sich auf seine Stunden.

Dann wurde er zum Theologieprofessor für Kirchengeschichte und für Kirchenrecht ernannt, gleichzeitig an das Theologische Priesterseminar in Neusohl berufen.

Gerade in dieser Zeit war die Schließung seiner Heimatkirche in Deutsch-Proben wegen Baufälligkeit behördlicherseits angeordnet worden. Aber gerade jetzt regte sich im Herzen des Priesters sein Tatendrang, sein Unternehmungsgeist. Er war von dem Gedanken besessen, seiner geliebten Heimat zu einem neuen Gotteshaus zu verhelfen. Nun er diesen Plan einmal gefaßt hatte, führte er ihn auch durch. Alle Hindernisse konnte er aus dem Wege räumen, um das gesteckte Ziel zu erreichen. Gegenmeinungen, die seinen Plänen zuwiderliefen, fegte er mit einem Ausspruch in magyarischer Sprache: „A persze“ – „Ja, freilich“ aus der Debatte. Er duldete keinen Widerspruch. Aber gerade diesen Tatmenschen hatte Proben nötig, wollte man zu einem neuen Gotteshaus gelangen. Alles, was dem Bau der Kirche dienen konnte, spannte er in seine Dienste. Als nach vielen Vorarbeiten und Beratungen zwischen Gemeinde, Staat und Kirchenobrigkeit endlich feststand, daß das Gotteshaus gebaut wird, hatte dieser Probener Bürger kaum noch Zeit zum Schlaf. Er schrieb Bittbriefe auf Bittbriefe, gründete daheim eine Spielschar, die fast vierzehntägig Theatervorstellungen gab, deren Reinerlös dem Kirchenbau zufloß. Anton Richter opferte sogar den Großteil seiner eigenen Einkünfte. Nicht nur an den Kirchenbau selbst dachte er, auch die herrliche Kircheneinrichtung, die reichen Paramente sind sein Werk. Am 1. September 1907 wurde das neue Gotteshaus geweiht, Domherr Anton Richter war sein Initiator, Mäzen und Erbauer.

Fast parallel mit dem Bau der Kirche hatte er den Plan zur Gründung des katholischen Jünglingvereins gefaßt und die Anregung zur Errichtung eines Vereinshauses gegeben.

Professor Richter und viele seiner Deutsch-Probener Mitbürger hatten nur magyarische Erziehung genossen. So kam es, daß die Intelligenz die magyarische Staatssprache geläufiger sprach als die deutsche Muttersprache. Anton Richter liebte Ungarn, dachte magyarisch, doch hatte er nie seine Abstammung von deutschen Eltern geleugnet. Bezeichnend ist nachstehende Episode: Kurz vor dem Weltkrieg fand in Ungarn eine Volkszählung statt. Richter war damals bereits Professor der Theologie. Seine aus Deutsch-Proben und Umgebung stammenden Theologiestudenten fragten ihn in ihrem inneren Zwiespalt, was sie als Muttersprache angeben sollten: die geläufigere ungarische oder die deutsche. Verblüffend die Antwort dieses Mannes, der sich mit Vorliebe der ungarischen Sprache bediente, der aber die Wahrheit mehr liebte als sein Magyarentum: „Seid Ihr in Kalocza oder in Deutsch-Proben geboren? Verleugnet Eure Mutter nicht!“ soll die Antwort gelautet haben.

Nach dem Ersten Weltkrieg dachte Domherr Anton Richter zunächst an seine gefallenen Landsleute. Zum Gedenken an unsere Krieger ließ er aus eigenen Mitteln ein Kriegerdenkmal errichten und auf dem Ringplatz aufstellen.

Als für die Heimatkirche ein neues Geläute angeschafft werden mußte, da die Glocken auch ein Opfer des Krieges geworden waren, besorgte er die Mittel für die größte unter den fünf Glocken des Kirchturmgeläutes.

Für seine Überzeugung hatte Anton Richter sich kompromißlos eingesetzt, gekämpft und geopfert. Dieselbe Einsatzbereitschaft verlangte er auch von seinen Deutsch-Probenern Landsleuten, auch sie müßten entschiedene Streiter Christi sein. Auch von der Probener Kanzel herab lobte, mahnte und tadelte er seine Landsleute ohne Rücksicht auf die Person. Er trat eben überall unerschrocken für die Rechte der Kirche ein.

Eine solche Mahnpredigt, gerichtet an seine Probener Mitbürger an einem Skapulier-Sonntag, führte zu einem Protest seitens des Ortspfarrers, ja dieser entzog ihm sogar das Recht, in Proben weiterhin zu predigen, so daß sein Verhältnis zum Ortspfarrer jahrelang getrübt blieb.

Aus seiner gläubigen Einstellung erwuchs in ihm der Plan, Proben ein würdiges Denkmal, das dem ewigen Lob Christi dienen soll, zu setzen. Am 26. Juli 1925 entwarf er mit Zustimmung des Titulardomherrn und Dechanten von Deutsch-Proben, Franz Raitsits, den Plan, den Galgenberg zu einem Kalvarienberg umzugestalten.

Er selbst wollte mit gutem Beispiel vorangehen und den Bau der unteren Kirche und deren Ausstattung gänzlich auf sich nehmen.

Die Idee fand allgemein Anklang und Beifall. Bald meldeten sich Stifter für die einzelnen Stationen, andere boten für den Kalvarienberg den nötigen Baugrund unentgeltlich an. Freilich gab es auch solche, die selbst durch Tausch nicht bereit waren, von ihren Feldern auf dem Galgenberg Abstand zu nehmen und darauf zu verzichten.

Edi Tontsch aber meisterte alle Widrigkeiten. Er hörte nicht auf zu bitten, anzuspornen, zu begeistern, bis er das höchste Ziel seines Erdenlebens erreicht hatte: die Verwirklichung des Kalvarienberges. Es ist ein monumentales, erhabenes Bauwerk, die bedeutendste Sehenswürdigkeit Deutsch-Probens.

Die Opfer, die hierbei von Anton Richter erbracht wurden, überforderten die natürlichen Kräfte eines Menschen. Der Herrgott selbst stand ihm wohl zur Seite!

Inzwischen war Anton Richter an Gicht erkrankt, und auch das Augenlicht versagte allmählich seinen Dienst. Im Rollstuhl erlebte er die Weihe des Werkes, das er zur Ehre Gottes, zum Seelenheil der Menschen, hauptsächlich seiner Landsleute, geschaffen hatte.

In Anerkennung seiner großen Verdienste ernannte ihn die Gemeinde Deutsch-Proben als ihren großen Wohltäter am 20. Mai 1939 zum Ehrenbürger.

Am 14. Februar 1942 entschlief er nach langem, schwerem Leiden im 81. Lebensjahr. In Deutsch-Proben wurde er neben seinen Eltern beigesetzt.

Stephan Mathias Richter – Edi Stjef – der „Weiße Pater“

In der Galerie großer Probener gebührt Stephan Mathias Richter, Zisterzienserpater, Geschichtspräsident und Volkskundler, ein Ehrenplatz.

Edi Stjef – der „Weiße Pater“ – wie er von seinen Landsleuten schlicht und einfach genannt wurde, erblickte am 16. Februar 1865 in Deutsch-Proben das Licht der Welt. Bereits in seinem 17. Lebensjahr trat er in den Zisterzienser-Orden ein und wurde am 5. August 1888 zum Priester geweiht. Von diesem Jahr an konnte er nur noch in den großen Ferien seine Geburtsgemeinde aufsuchen, da ihn der Dienst als Gymnasialprofessor für Geschichte an seinem jeweiligen Dienort festhielt.

Er wirkte in verschiedenen Städten Ungarns, zunächst 2 Jahre in Baja, dann 1891–1899 in Erlau; die nächsten 4 Jahre ist er in Stuhlweißenburg tätig. Vom Jahre 1933 bis 1950 wird er zum Subprior in Erlau bestellt.

In all diesen langen Jahren unterließ er es nie, in den großen Ferien heimzukommen, vergaß es nie, seine Vaterstadt zu begrüßen, deren Lebensrhythmus auch ihn mitgeformt hatte.

Wenn er in seinem blütenweißen Ordensgewand durch die Priewitzergasse über den Ringplatz dem Gotteshaus bedächtig zuschritt, freuten sich alle Probener, denn mit dem Weißen Pater hatte auch der Sommer seinen Einzug gehalten. Er war zum Symbol der Ferien geworden, d. h. nicht, daß er jetzt nur an seine Freizeit gedacht hätte. Im Gegenteil, hier in Proben ging er seiner Lieblingsbeschäftigung nach: der geschichtlichen Erforschung seiner Heimatgemeinde.

Vor allem bearbeitete er das hier von alters her geübte Brauchtum. Daraus schöpfte er seine Ideen zu Schwänken, Einaktern und Soloauftritten, die er in Mundart geschrieben hatte und die so aufgeführt wurden.

Der Reinerlös dieser in Proben aufgeführten Theaterstücke diente als Beitrag zum Bau des Gotteshauses, dessen Initiator sein Bruder Anton war. Leider gingen alle diese Aufzeichnungen verloren. Nie habe man bei Theateraufführungen so viel gelacht wie damals, berichten heute Frauen und Männer, die als Jugendliche jene Aufführungen erlebt hatten. Stephan Mathias Richter benützte seine Ferienaufenthalte, um der Vergangenheit Probens nachzuspüren. Er forschte in den Archiven, er studierte die alten heimatlichen Zunftschriften, er suchte und befragte die ältesten Probener seiner Zeit. Die Ergebnisse und Erkenntnisse seiner Forschungsarbeit veröffentlichte er in 92 Zeitungsartikeln, 27 wissenschaftlichen Beiträgen und 19 Vorlesungen teils in ungarischer, teils in deutscher Sprache.

Stephan Mathias Richter betätigte sich nicht im öffentlichen Leben. In seiner Heimat, in der Begegnung mit seinen Landsleuten unterhielt er sich fast ausschließlich in der Mundart. Er war ein temperamentvoller Gesellschafter, seine Sätze kamen laut und rund heraus, meist mit treffenden Witzen gewürzt. An seinen Skapulialtaltar schritt er nur wie aus dem Schächtelchen gekleidet. Seine Meßgewänder, die er jeweils in den Urlaub mitbrachte, waren wohl die schönsten aller unserer Priester. Wer erinnert sich da nicht gerne an das Hochamt, das er regelmäßig am Skapuliersonntag zelebrierte? Welcher Priester sang die Präfation so wie er? Seine prächtige Stimme, seine gemessene Art hoben die Feierlichkeit des Gottesdienstes. In die großen Ferien fiel auch der ungarische Staatsfeiertag. Er vergaß nie, an diesem Tage, auch nach dem Zusammenbruch, in der Heimatkirche ein feierliches Meßopfer zu Ehren des ungarischen Staates, dem er diente, zu halten. Nach der Frühmesse begab er sich ins Elternhaus, zum „Edi“. Unterwegs plauderte er mit den Ältesten seiner Heimat.



Stephan
Mathias Richter

Wie sein geistlicher und leiblicher Bruder Anton Richter war er Mitgestalter und vor allem finanzieller Förderer unseres Gotteshauses.

Sein letztes Werk „Geschichte Deutsch-Probens“ war als Manuskript fertig erstellt und sollte in deutscher Sprache herausgegeben werden. Dann kam der unheilvolle Krieg, der das Erscheinen dieses für uns – die jüngere Generation – so bedeutungsvollen Buches verhinderte. Dieses Manuskript stellt die Grundlage des vorliegenden Buches dar. Schwer litt er unter den furchtbaren Ereignissen in der Heimat, die sich in den Augusttagen 1944 zugegetragen hatten. Von nun an sollte er seine heißgeliebte Geburts- und Heimatstadt nicht mehr sehen.

Als schließlich das kommunistische Regime Ungarns die Ordensklöster aufhob, fand er Zuflucht bei seinem Priesterneffen Josef Richter, Dechant von Rakoskeresztur, in der Nähe von Budapest. Als 86jähriger Greis feierte er hier 1950 sein diamantenes Priesterjubiläum.

Am Sonntag, dem 24. Juni 1951, wollte er sich nach der heiligen Messe ins Pfarrhaus begeben; dabei wurde der Halberblindete von einem Auto gerammt, wobei er schwere Verletzungen erlitt, denen er am 26. Juni 1951 erlag. In Rakoskeresztur fand unser Probener Weißer Pater seine letzte Ruhestätte.

Anton Wesserle — „Michala Toni“

Archivar und Kustos des Heimatmuseums

Ein glühender Eiferer und Schatzsucher in allen Belangen seiner geliebten Heimat war Toni Wesserle, genannt der Michala Toni, Begründer des Heimatmuseums.

Toni Wesserle war der Sohn der angesehenen Bürgerfamilie Johann Wesserle. Der Vater war Schwarzgerber; er hatte in unserer Heimatgemeinde zahlreiche Ehrenämter inne. Toni, ein fähiger Kopf, besuchte das Gymnasium und sollte Geistlicher werden. Kurz vor dem Abitur verließ er jedoch das Gymnasium und trat in einen Orden ein. Doch wegen seines überaus nervösen Verhaltens und seines ungezügelten Temperaments mußte er den Orden verlassen.

In Deutschland absolvierte er an einer Ordensschule das Abitur und befaßte sich nun eingehend mit dem Theologiestudium, um dennoch den Priesterberuf zu erlangen. Er empfing auch niedere Weihen, trug den Talar, half beim Religionsunterricht, sang in der Kirche mit Begeisterung als Tenor, doch das angestrebte Ziel zu erreichen blieb ihm versagt.

Um so mehr schenkte er nun all seine Liebe, seine Fähigkeiten, sein ganzes Leben der Heimatgemeinde. Er trieb umfangreiche Geschichtsforschung und kannte die Ahnenreihe vieler Bürgerfamilien.

Bis zu den zwanziger Jahren wurden die Toten im Probener Friedhof ohne ausreichende Gräberordnung beerdigt. Michala Toni brachte aus eigener Initiative Ordnung in den Friedhof. Er legte große, breite Gehwege an, richtete trotz mehrfachen Widerstandes die Grabreihen aus und gab dem Gottesacker ein geordnetes Gepräge.

In den Jahren nach 1925 begann er, begabte Kinder Probener Familien ausfindig zu machen und diesen Wohn- und Studienplätze im Sudetenland zu vermitteln, damit sie dort deutsche Schulen besuchen konnten. Aus ihren Reihen gingen später mehrere Priester und Lehrer hervor. Sie besuchten durch Tonis Vermittlung Bürgerschulen, Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten in Eger, Troppau, Prag, Neu-Titschein, Mährisch-Trübau und in anderen deutschen Städten.

In seiner Freizeit sammelte Michala Toni einfach alles, was er über Deutsch-Proben ausfindig machen konnte: Trachten, Möbelstücke, alte Probener Töpfererzeugnisse, Handschriften, alte handgeschriebene Gebetbücher und vieles andere mehr. Dies alles trug er zunächst im geräumigen elterlichen Hause zusammen in der Absicht, damit den Grundstock für ein Probener Heimatmuseum zu legen. Als es ihm gar gelang, eine größere Anzahl der Kunstwerke des Probener Bildhauers Josef Damko für das heimatliche Museum zu erwerben, ernannte ihn die Stadt zum Archivar und Museumsverwalter. Jetzt richtete er in der Langen Gasse in mehreren Räumen des ehemaligen Bräuhauses die „Heimatstube“ ein.

Galt es, offizielle Feste zu veranstalten, hohe Gäste zu empfangen, holte man bei Toni Rat.

Gerne stellte er sich als Spielleiter zur Einstudierung mannigfacher Theaterstücke zur Verfügung. Die von ihm einstudierten Ritterspiele „Rosa von Tannenburg“, „Ida von Toggenburg“ oder das Volksstück „Der Meineidbauer“ von Anzengruber bleiben unvergessen. Das von ihm entworfene und mit großer Hingabe gestaltete Bühnenbild rief stets größte Bewunderung bei den Zuschauern hervor.

Er liebte den derben Ulk, spielte so manchen Schabernack und hielt in seinen jungen Jahren ob seiner Streiche oft ganz Proben in Atem. Von Politik wollte er, auch als in Proben das neue Ideengut Einzug hielt, nichts wissen. Zu viel Schlimmes hatte er im Zuchthaus Theresienstadt als Folge seines Engagements für die Sache Ungarns unmittelbar nach Ende des 1. Weltkrieges erlebt. Trotzdem wurde auch er ein Opfer des Partisanenaufstandes im August 1944.

Merkwürdig: Nach dem Zweiten Weltkrieg sollen die wenigen, die in Proben verblieben, um niemanden so sehr getrauert haben wie um Toni Wesserle: „Uns fehlt eben der Michala Toni, gewiß hätte er zur Hebung der gedrückten Stimmung beigetragen“.

Richard Zeisel

Schicksal eines Deutsch-Probener Lehrers

Bürgerschuldirektor Richard Zeisel wurde am 28. Januar 1895 in Deutsch-Proben geboren. Er war ein Sproß der weitverzweigten „Pukala“-Familie. Sein Vater, der Maurer Ignaz Zeisel, und seine Mutter, eine geborene Schlenker, waren Probener Bürgerleute. Nachdem Richard vier Jahre die Volksschule in Proben besucht hatte, trat der Zehnjährige in das Piaristengymna-

sium in Priewitz ein. Das war die erste Hürde fast aller Probener Studenten, die sie nehmen mußten, wollten sie die Hochschulreife erreichen.

Richard war ein frommes, aufgewecktes Bürschchen, die Eltern hatten für ihn, wie es damals bei uns üblich war, den Priesterberuf auserwählt, womit auch der heranwachsende Knabe einverstanden war. Sein ganzes Leben wollte er dem Dienste Christi weihen.

Zunächst lief alles nach Wunsch und Plan der Eltern. Die Oberklassen des Gymnasiums besuchte Richard Zeisel bereits im Konvikt in Neusohl, wo er im Juni 1915 das Abitur ablegte. Aber der Erste Weltkrieg zerstörte die Pläne der Eltern und des Jünglings. Gleich nach bestandem Abitur wurde er zum Kriegsdienst eingezogen und alsbald an der Ostfront eingesetzt. Nachdem er ein halbes Jahr mit der Truppe in vorderster Linie ausgeharrt hatte, geriet er in Galizien in russische Gefangenschaft. Damit begann sein Leidensweg.

Als Gefangener kam er mit vielen Kameraden zunächst bis nach Kiew, der Hauptstadt der Ukraine, wo unser Richard mit vielen gefangenen Österreichern und Ungarn in Güterwaggons verladen und über den Ural in die Friedhofsbaracken von Omsk gebracht wurde. In unzureichend versorgten, unhygienischen Lagern brach alsbald der Flecktyphus aus. Von 3 000 Lagerinsassen überlebten 80 Gefangene, unter ihnen Richard Zeisel. Hier im Lager lernte er Elsa Brandström, den „Engel von Sibirien“, kennen. Auch wußte er von der großen Hilfe, die unseren Kriegsgefangenen vom „Verein Christlicher Junger Männer Amerikas“ zuteil wurde, zu erzählen. In Sibirien, Tausende von Kilometern von seiner Heimat entfernt, legte er sich ein Tagebuch an. Es gelang ihm, dieses bis in die Heimat zu retten.

Seine Erlebnisse aus dieser Zeit legte er in dem Buch „Tagebuch eines Kriegsgefangenen in Sibirien“ nieder.

Von Omsk kam Richard Zeisel nach Irkutsk an den Baikalsee und später nach Tschita. Da brach in Rußland die bolschewistische Revolution aus, die Tore der Kriegsgefangenenlager öffneten sich. Doch konnte nun der 22jährige noch lange nicht die stets ersehnte Heimreise antreten. In einem von Amerikanern finanzierten Hospital wirkte er nun fast zwei Jahre als Krankenpfleger.

Hier fanden ihn tschechische Legionäre, die in Sibiren die Tschechische Legion organisierten, nachdem die österreichisch-ungarische Monarchie zusammengebrochen war. Am 14. Oktober 1919 wurde Richard Zeisel als Deutscher, doch zugleich als Bürger der neuen Tschechoslowakei in das Arbeitsbataillon der 1. Stabskompanie in Sibirien eingereiht. Ein Jahr später kam er am 26. Juni 1920 über Wladiwostok, Hongkong, Singapur, Aden, Suez, Triest mit dem amerikanischen Schiff „Präsident Grant“ nach Hause. Der nun

25jährige hätte gern sein Priesterstudium wieder aufgenommen, doch der plötzliche Tod seines Stiefvaters vereitelte diesen Wunsch.

Weil die Mutter mit drei unversorgten Kindern zurückgeblieben war, nahm er auf deren Bitte die Stelle eines Hilfslehrers in Schmiedshau an. Zwei Jahre später bestand er als Externist die Reifeprüfung an der deutschen Lehrerbildungsanstalt in Brünn. Hier unterzog er sich auch der Lehrbefähigungsprüfung.

Am 5. Juni 1923 verehelichte er sich mit Juliane Steinhübl aus Deutsch-Proben.

Nach dieser schweren Jugend- und Reifezeit kamen nun die Jahre seiner volkskundlichen Arbeit, die er uneigennützig, still, bescheiden, wie es seine Art war, leistete. Seine große Liebe galt der Sammlung und Aufzeichnung ältester Märchen, wie sie in der Mundart erzählt wurden. Sein Hauptarbeitsgebiet war Zeche. Hierher wurde er am 17. August 1924 an die Volksschule versetzt, hier erweiterte er seine Aufzeichnungen, mit denen er bereits in Schmiedshau begonnen hatte. Er suchte die ältesten Bewohner von Zeche auf und ließ sich von ihnen Märchen aus ihrer Jugend erzählen.

Seine Arbeit, die weiten Kreisen bekannt war, trug leider keine sichtbaren Früchte. Zeisel schob die Veröffentlichung der aufgezeichneten Märchen und Sagen hinaus, bis schließlich der Zweite Weltkrieg sein Werk, seine Arbeit und sein Leben forderte.

Als Mundartforscher hatte er ein Wörterbuch der Deutsch-Probener Mundart zusammengestellt, auch arbeitete er auf wissenschaftlichem Gebiet für das Auslandsinstitut in Berlin.

In Zeche war er auch auf wirtschaftlichem Gebiet tätig, denn hier hatte er die Raiffeisenkasse gegründet. Die Ortschronik, die er für Zeche erstellt hatte, galt für den ganzen Bezirk und darüber hinaus als mustergültig. Nachdem er die Fachprüfung für Deutsch, Geschichte und Erdkunde abgelegt hatte, wurde er im Jahre 1937 zuerst an die Knabenvolksschule, später als Leiter an die neu errichtete Bürgerschule seiner Heimatstadt berufen.

Richard Zeisel war begeisterter Lehrer, in wissenschaftlichen Kreisen kannte man ihn als den besten Kenner unserer Volkssitten.

Kaum hatte er seinen Dienst in Proben angetreten, galt auch hier seine erste Arbeit der Heimatchronik. Seine Kraft, sein Leben, sein Können schenkte er den Menschen an der oberen Neutra.

Dann kam der Zweite Weltkrieg und mit ihm auch das Gedankengut der neuen politischen Ära. Richard Zeisel, ein gottesfürchtiger, frommer Mann, der Sonntag für Sonntag den gleichen Platz in der Kirche beim Hochamt einnahm, ein durch und durch unpolitischer Mensch, wurde als führendem Lehrer seiner Heimatstadt ein Parteiamt übertragen. Konnte er sich wider-

setzen? Sein neues Amt ging ihm auf die Nerven, machte ihn unsicher und nervös. Aber dies alles blieb seiner Umgebung verborgen, da er die Öffentlichkeit scheute und zurückgezogen mit seiner Frau (Kinder blieben ihm versagt) lebte und nur selten die Gesellschaft aufsuchte. Meist gönnte er sich am Vorabend einen kurzen Spaziergang über den Probener Ringplatz und durch die Lange Gasse. Dabei interessierte ihn das Tagesgeschehen der großen Welt und seiner Heimatgemeinde.

Diesem gütigen Mann hängte seine Heimatgemeinde während des Krieges noch ein zusätzliches Amt an, er wurde Zweiter Bürgermeister. Diese Ämter, die er nicht gesucht und nicht gewollt hatte, wurden ihm zum Verhängnis. Im August 1944 war daheim die Hölle los. Noch am 29. August sitzt Bürgerschuldirektor Zeisel mit seiner Frau Julie vor dem Lehrerhaus. Gerüchte über Gerüchte trägt man ihm zu. Richard hat ein sauberes Gewissen, er hatte niemandem unrecht getan, er hatte sein persönliches Leid in sibirischen Gefangenenlagern ausgekostet, ihm können Partisanen nichts zuleide tun.

Auf Drängen seiner Frau, auf gutes Zureden des Nachbarn, des Notärs, entschloß er sich, Proben, das im Zentrum des Partisanenaufstandes lag, vorübergehend zu verlassen. Mit anderen Probenern wollte er ein ruhigeres Gebiet, das vom Aufstand nicht betroffen war, erreichen. Als dies nicht gelang, blieb er in Schmiedshau verborgen. Alsbald aber brachte man ihn nach Proben, wo inzwischen russische Partisanenführer die Macht ausübten. Nach Mitteilung seiner Frau versuchte ein Probener Kommunist, ein Idealist, Richard Zeisel zu retten, indem er sich für ihn zum Fürsprecher machte. Bürgerschuldirektor Zeisel kam nicht mehr frei.

Zunächst verschleppte man ihn nach Neusohl, und beim Herannahen deutscher Truppen wurde er im Wald bei Horná Mičina erschossen, nachdem er sich im Morgengrauen das Grab selbst geschaufelt hatte.

So berichtet von einem tschechoslowakischen Landsmann, der auch unter den Todeskandidaten gestanden hatte; die Nationalität rettete aber diesem das Leben.

Neben diesen wenigen aufgeführten Männern wäre noch manche Persönlichkeit zu nennen – ob Priester, Gelehrter, Handwerker, Männer und Frauen aller Stände und Berufe –, die sich im öffentlichen Leben einen Namen gemacht und den Namen unseres Heimatortes in die ganze Welt getragen haben.

Unsere Ehrenbürger

Die Gemeindevertreter von Deutsch-Proben haben sich jenen Männern, die sich in kultureller, sozialer oder wirtschaftlicher Weise um das Wohl unserer Heimatstadt verdient gemacht haben, dankbar erwiesen, indem sie ihnen die **E h r e n b ü r g e r s c h a f t** verliehen haben. Es sind dies:

Am 5. März 1885: **Venantius Zeisel**, Pfarrer zu Sóskut, Komitat Fejér, Ungarn, Stifter des **V e n a n t i n u m s**.

Am 20. Mai 1939: **Domherr Anton Richter**, Deutsch-Probens größter Wohltäter, Gründer des Kalvarienberges und Spender der Christkönigs-Statue.

Stephan Mathias Richter, Subprior des Zisterzienserordens und Gymnasialprofessor in **E r l a u** (Eger) in Ungarn. Heimatforscher und Mitverfasser dieses Heimatbuches „Deutsch-Proben“.

Josef Bossányi, pens. Pfarrer und Gymnasialprofessor, Botaniker, Erforscher der Pflanzenwelt in der Umgebung Deutsch-Probens.

Am 10. Dez. 1943: **Josef Damko**, berühmter Bildhauer, der viele Werke, hauptsächlich Statuen aus Carrara-Marmor und Bronze, für Kirchen, Kapellen, Friedhöfe und öffentliche Plätze geschaffen hat, deren Modelle er seiner Heimatstadt schenkte.

Opfer der Weltkriege

Wie jede Stadt und Gemeinde, so mußte auch Deutsch-Proben die mit den Kriegen verbundenen Opfer, Leiden und Entbehrungen ertragen.

Als die Regierung während des Ersten Weltkrieges zur Deckung der Kriegsauslagen sieben Kriegsanleihen aufgelegt hatte, trug Deutsch-Proben 410 100 K dazu bei. Von den Einberufenen und in den Krieg gezogenen Soldaten fielen viele der Erfüllung der patriotischen Pflicht zum Opfer. Ihre Namen sind in der unteren Kalvarienbergskirche auf einer weißen, carrarischen Marmortafel mit goldenen Buchstaben verewigt, unvollständig auch an der am Ring stehenden Christ-Königs-Statue, zugleich **K r i e g e r d e n k m a l**.

Gefallene Soldaten des Ersten Weltkrieges:

Bauer Josef	Paldauf Stephan
Damko Alois	Petruch Anton
Damko Eduard	Petruch Johann
Damko Virgil	Pisch Ambrosius
Diera Viktor, Lehrer	Pisch Jakob
Ehrgang Josef	Prihoda Michael
Ehrgang Julius	Richter Alois
Ehrgang Stephan	Richter Andreas
Elischer Adolf, Lehrer	Richter Anton
Elischer Eugen	Richter Ferdinand
Elischer Paul	Richter Johann
Ertl Andreas	Richter Matthias
Ertl Leopold	Richter Stefan, Lehrer
Grafy Eugen	Schindler Alexander
Greschner Ignaz	Schlenker Anton
Greschner Johann	Schlenker Venant
Hanesch Andreas	Schormann Eduard
Hanesch Stephan	Schormann Josef
Hanesch Stephan sen.	Stiffel Josef
Hollay Anton	Stiffel Stephan jun.
Hollay Benedikt Ernst	Stiffel Stephan sen.
Hollay Johann	Stiffel Wilhelm
Knoth Alois	Strehober Johann
Kotschner Josef	Strehober Stephan
Kramer Emilius	Weber Johann
Kusmann Rudolf	Wesslerle Andreas
Leitmann Anton jun.	Wesslerle Anton
Leitmann Anton sen.	Wolkober Ambrosius
Leitmann Eugen	Zeisel Adalbert
Leitmann Josef	Zeisel Andreas
Leitmann Stephan	Zeisel Arnold
Leporis Alois	Zeisel Ernst
Leporis Wilhelm	Zeisel Josef
Liner Jakob	Zeisel Lorenz
Luprich Eugen	Zeisel Stephan jun.
Paldauf Alois	Zeisel Stephan sen.
Paldauf Andreas	Zeisel Virgil
Paldauf Rudolf	

Opfer des Zweiten Weltkrieges

An der Front bzw. in Kriegsgefangenschaft sind gefallen oder vermißt:

Bauer Ferdinand	Richter Adalbert
Brestensky Ladislaus	Richter Ladislaus
Bulla Tibor	Schimo Ladislaus
Diera Alois	Sirotny Wilhelm
Diera Eugen	Stiffel Erwin
Diera Josef	Stiffel Rudolf
Dudik Richard	Šujan Josef
Greschner Anton	Wagner Alois
Hollay Eugen	Weber Anton
Jantschek Andreas	Weiß Josef
Kotschner Hans	Wesslerle Fritz
Kotschner Wilhelm	Zeisel Feri
Pastorok Anton	Zeisel Fritz
Pritz Johann	

Opfer des Partisanenaufstandes Ende August 1944:

Damko Ferdinand	Lukatschik Albert
Diera Tibor	Nausch Josef
Ehrgang Rudolf	Paldauf Stefan
Ehrgang Anton	Pritz Josef
Ertl Stefan	Schormann Eduard
Elischer Ägidius	Stritz Josef
Groß Josef	Steinhübl Wilhelm
Hanesch Ladislaus	Steinhübl Silvester
Jantschek Rudolf	Steinhübl Anton
Krebes Rudolf	Wesslerle Stefan
Kotschner Ladislaus	Wesslerle Anton
Leitmann Josef	Wesslerle Ladislaus
Kotschner Johann	Wolkober Rudolf
Leitmann Rudolf	Zeisel Alois
Leitmann Johann	Zeisel Richard

Bunte Palette der Familiennamen von Deutsch-Proben und die bekannten dazugehörigen Hausnamen

Altwater

Babitz	Babitz
Balash	Balash, Vlora
Bauer	Hute, Prukä, Tepä
Bielik	
Brestyensky	Brois, Heisä, Jankala, Janki, Kutsche, Pretschä, Schuemaste
Brucker	dr Brucke
Bugar	

Cibulka

Damko	Atschä, Krebs, Teschle, Tomanky
Diener	
Diera (Dierer)	Beschä, Brois, Dierahansala, Kebala, Schimala, Tirajrom
Donath	Donatä

Drexler	Kubala
Dudasch	

Ehrgang	Rapi, Wunzi
Elischer	Gentschä, Kopeschmied, Schneide, Tschegaj, Schetä
Enderle	
Ertl	

Fabel	
Feike	
Filc	s' Filzä
Filkorn	Batschä, Bop, Dresch, Kosma, Plodoj
Fitzel	
Fleischmann	
Frenzel	
Friedrich	dr Friedrich
Gabriel	Gabriel
Giereth	
Gajdosch	

Graffy	
Gloss	
Gregor	
Greschner	Bogne, Lalesch, Tobise, Uemoche, Wejethite
Grof	s' Karoä Stewä
Groß	Grisä
Gürtler	Api
Gyuritschko	dr Janka Stjef

Hagen	Hogn, Heressä
Hanesch	Matj'honesä, Schmerä, Trusche, Tueze, Trala
Hanuska	Hanuska
Hasenberger	
Havlik	
Heckel	
Hensel	Hensä
Herbrik	
Hlinitzky	
Hoffmann	
Holesch	
Hollay	Lexä, Lexi, Winzä
Hölzel	Isehejä
Hrdy	
Hussar	Dubschi

Janisch	
Jantscheck	Kekelenz, Kochen, Matzken, Meäne
Just	(Arzt) Justä

Kaiser	
Kapser	
Kellermann	Kelemorä
Keszler	
Kissel	
Knietel	
Knoth	
Köberling	Tomasä
Kohn	Kohrä
Kolczar	Koltscharä

Kotschner	Grutsch, Kaschi, Kebä, Kospe, Thomas, Spediter Paulä
Kramer	
Kurbel	Pobesch, Sala
Kusmann	Schnapä
Krebes	
Kvobel	
Latzko	
Leporis	Kuschnier
Litschko	
Liebscher	
Lederer	
Liener	
Leitmann	Gremä, Mejänarantschala, Tepe, Tschipä
Lotzka	
Luprich	Luprichä
Lupus	
Matuška	Tepe, Watzky
Mendel	
Meteičik	
Milner	
Minich	
Nausch	
Neumann	
Nikmond	Kardala
Nitschko	Kaschä, Trala, Schlos
Obermayer	
Olberth	
Paldauf	Gremä, Schistala, dr Peädauf
Palesch	
Pavček	
Pernisch	Kolatsch, Tschék
Petruch	Schlose
Pekara	
Pfaff	

Pisch	Stabä
Pietsch	
Pobesch	
Pritz	Honala, Honi
Popper	Popala (Jude)
Reisner	
Richter	Adoef, Edi, Filippä, Grégala, Hute, Kebala, Lotzka, Manahjä, Mechi, Minnichä, Osefä, Pekä Feri, Pepa, Schneide, Schuemaste, Tepe, Tschebesch Latzo, Tuz, Wobä
Rohač	s' Rohatschä
Rohrbacher	Tuz
Rosenthal	Rosentala
Rotter	dr Rote (ausgestorben)
Sauer	
Saliger	dr Salige (sudetendeutscher Lehrer)
Šestak	
Simonides	Bujavete, Bujapala
Schertl	(Zipser Lehrer)
Schimo	Meäne, Schimo
Schlegenfelder	
Schindler	
Schlenker	Schlenke, Schlenki
Schlesinger	
Schmidt	s' Pimasä (Lehrer aus Schemnitz stammend)
Schneider	
Schormann	Tschipäpala
Schön	
Schwarz	Stempmoche
Schwartz	
Schuster	
Schwertsik	Patevetala, Peschiigen, Winzä
Siranyi	
Stary	dr Stary
Steinhübl	Jokä, Schenkenjegä, Schlegä, Tontschä, Westo
Stiffel	Aranka, Filuschä, Hansala, Maura, Meäne, Sefä, Sokoä, Kadet, Kadetä, Kadjo, Mischä, Tschegaj, Widi, Widala
Strehober	Stempmochä
Stromer	

Stritz	(aus Oberstuben stammend)
Suder	
Šulek	
Šujan	
Strutz	
Sturz	
Tenczer	Erämo, Dächästrutz, Mechä, Strutz, Strutzi, Tenzala, Tenzi (Erämo vormals Huszar)
Tilandy	
Toporczer	Labfrosch
Toman	
Turzer	Beschä
Tutz	Lorenz
Verderber	dr Eie-Jud
Wagner	
Wässerle	Hensä, Kissä, Kipitz, Kubä, Megä, Michala, Rechä, Nembanom, Schinkä, Trala
Weber	Pek-Tontsch, Schetä, Schety
Weiß	Dani, Tschudam, s' Baisä
Wilner	
Wolf	Boäf
Wolkober	Sotle
Zeisel	Bertä, Dani, Endala, Gobehejä, Hansala, Hansala-Stjeve, Kebesä, Lex, Mamala, Mano, Mischekebesä, Pascharajkala, Pendala, Pendi, Pischtalazä, Pritz, Pukala, Richtedrasch, Safo, Sala, Sigeti, Teschle, Drubala, Scherdesch
Zimmermann	Jegusch, Matzo

Verzeichnis von Handel und Gewerbe, Spar- und Bankwesen

aus dem Jahre 1934 und privaten Ergänzungen bis 1945.

Wegen des großen Umlandes hatte in Deutsch-Proben eine ganze Reihe von kaufmännischen und gewerblichen Betrieben ihr Auskommen. Der sprichwörtliche Fleiß der Handwerker und Gewerbetreibenden traf auf unseren Ort zu. Unsere Handwerker versorgten nicht nur die Bewohner in der nächsten Umgebung mit ihren Erzeugnissen, sondern auch viele Slowaken aus dem Turzer Tale, aus Čavoj und Čičmany ließen in Proben arbeiten. Es wurde durchwegs gediegene Arbeit geleistet.

Beruf – Unternehmen	Name	Hausname
Autotaxi	Zeisel Stefan	Pischta-Latzä
	Zimmermann Ignatz	Jeguschen-Nazä
	Weber Alfred	Kutschä-Frido
	Wolkober Rudolf	Sotle-Rudä
Apotheker	Hollay	
Baumeister	Brestensky Anton	Kutschä-Tontsch
Faßbinder	Köberling Josef	
	Žnava Rudolf	
Bäcker	Kellermann Ferdinand	Kelemorä
	Richter Anton	Pekä-Feri
	Weber Anton	Pekä-Tontsch
Eisenhändler	Elischer Ignatz	Kopeschmed-Nazä
	Steinhübl Silvester	Schenkenjegä-Westö
Fleischer	Kmety Pavel	dr Kmet
	Popper Vojtech	s' Popala
	Richter Eugen	Lotzka-Geno
	Richter Johann	Tutzn-Hansikä
	Steinhübl Wilhelm	Schenkenjegä-Wilo
	Steinhübl Johann	Schenkenjegä-Hansik

Beruf – Unternehmen	Name	Hausname
Fleischer	Steinhübl Josef	Schenkenjegä-Bepo
	Babitz Eduard	Babitz-Edo
	Zeisel Johann	Pascharaikela-Hansik
	Weber Alois	Kutschä-Lois
Fotograf	Diera Eduard	Diera-Edä
Friseur	Stary Arthur	dr Stary
	Schwertsik Arpad	dr Arpad
	Tenzer Stefan	s' Tenzi
Gartenmöbel	Dudik Ferdinand	s' Dudikä
Gastwirte	Zeisel Anton	Manehejä Tontsch
	Zeisel Eleonora	Safo Norka
	Damko Julius	Atschä
	Greschner Stefan	Bogne Stewä
	Greschner Eleonora	Babitz Norka
	Keszler Alois	dr Keszle
	Kotschner Eleonora	Grutschn-Norka
	Kotschner Georg	Grutschn-Jegä
	Kohn Josef	s' Kohrä
	Ondrejковиčova Stefania	d' Lexen
	Richter Josefine	d' Pepa
Steinhübl Anton	s' Tontschä	
Gemischtwaren	Zeisel Rudolf	Safo Rudo
	Diera Johann	Diera-Hansala Hansikä
	Donath Arthur	s' Donatä
	Paldauf Johann	Peädauf-Hansik
	Rosenthal Leopold	s' Rosntala
	Tenzer Anton	Strutzn Tontsch
	Tenzer Ernest	Strutzn Ernö
	Weiß Anton	Grof
	Steinhübl Silvester	dr Westo
	Richter Rudolf	s' Filipä
Gerber	Zeisel Josef	Safo Sef
	Zeisel Adalbert	Hansala Bert

Beruf – Unternehmen	Name	Hausname
Gerber	Zeisel Karl	Pendela-Karoä
	Zeisel Jakob	Safo Kobes
	Nitschko Ignatz	Nitschko Nazä
	Tenczer Andreas	Strutzn-Draschä
	Wässerle Johann	Michala-Hansik
Glaser	Elischer Jakob	Schneide-Kobes
	Tenczer Anton	Strutzn Tontsch
Holzhändler	Zeisel Alois	Safo-Lois
	Elischer Johann	Schneide-Hansik
	Zeisel Johann	dr Jean
Hutmacher	Wässerle Gesa	Schinkä Gesa
	Mišik Jozef	
Installateur	Pavček Rudolf	
Kurzwaren	Kolczar Jakob	s' Koltscharä
Kürschner	Hussar Anna-Eduard	dr Hussar Edo
	Leporis Jakob	Kuschnir Kobes
	Stiffel Josef	Widi Sefä
Lederhändler	Zeisel Jakob	Safo Kobes
	Weiß Isidor	s' Isidorä
Maler und Anstreicher	Kotschner Alois	Kospe-Lois
	Kotschner Johann	
Maschinenerzeuger	Elischer Alois	Kopeschmied-Lois
	Elischer Ignatz	Kopeschmied-Naz
	Elischer Stefan	
Müller	Jantschek Gesa	Meäne Gesa
	Kacina František	dr Kacina
Modewaren	Richter Eduard	Edi-Edi
Ofensetzer	Balasz Ladislaus	dr Balasz
Sattler	Filkorn Ludwig	s' Bopn-Laitschä

Beruf – Unternehmen	Name	Hausname
Schneider	Diera Anton	Diera-Hansala Tontschä
	Diera Josefine	
	Diera Lukatsch	Lukatschä
	Filc Josef	
	Greschner Stefanie	
	Hagen Frieda	
	Hollay Kornelia	
	Kotschner Julie	
	Kotschner Ladislaus	Grutschn-Latzo
	Kotschner Johann	Kebä Hansikä
	Mendel Iren	Tepe Irenkä
	Richter Johann	s' Minnichä
	Wässerle Johann	Megä Hansik
	Zeisel Ferinand	Lex Feri
Zimmermann Johann	Jeguschn-Hansik	
Diera Johann	Diera Hansikä	
Schmied	Schormann Johann	Tschipäpala Hansik
	Zimmermann Emil	
Schlosser	Elischer Alois	Kopeschmed Alois
	Elischer Ägydius	Kopeschmed Guido
	Leitmann Stefan	Meänerantschela Stewä
	Sirany Josef	dr Sirany
Schuhmacher	Damko Ferdinand	Krebes Fero
Spediteur	Kotschner Pauline	Spediteur Paula
Spengler	Matušik Alexander	
	Zeisel Emanuel	dr Mano
	Groß Josef	
Steinmetz	Kotschner Ignatz	Kospe-Nazä
Tapezierer	Richter Eugen	Schneide Geno
Tischler	Drexler Valent	
	Pekara Vincent	

Beruf – Unternehmen	Name	Hausname
Tischler	Wässerle Rudolf	Michala-Rudo
	Cibulka Frantisek	
	Czernak Josef	dr Czernak
	Stejsal Adam-Ludwig	dr Steskal
	Zeisel, Albin	Lex-Albin
Tuchmacher und	Elischer Stefan	Schneide-Stjef
Tuchhändler	Diera Eduard	Diera-Hansala Edo
	Diera Johann	Diera-Hansala Hansik
	Kusmann Josef	Schnapä-Sef
	Liener Jakob	Tela Kobes
	Liener Therese	Tela theres-Mimä
	Richter Adolf	Adoäf
	Richter Benedikt	Wobä-Benko
	Richter Josef	Edi-Sef
	Stiffel Johann	Sefä-Hansik
	Stiffel Josef	Sefä-Sef
	Stiffel Stefan	Sefä-Stewä
	Schlenker Stefan	Schlenkewete
	Schwertsik Josef	s' Patewetela
	Wolkober Johann	Sotle-Hansik
Weiß Arnold	Dani Arnoed	
Uhrmacher	Kotschner Georg	Thomas-Jegä
	Greschner Paul	
Wagner	Greschner Josef	Bogne-Sef
	Kotschner Anton	Grutschn-Tontsch
	Schormann Alois	Tschipäpala-Lois
Weinhändler	Gemeinde Deutsch-Proben	
Ziegelei	Kotschner Ladislaus	Grutschn-Latzo
	Brestensky Anton	Kutschn Tontsch
	Zeisel Stefan	Hansala-Stewä
	Ziegel AG	
Limonade- und Sodawassererzeuger	Verderber Wilhelm	dr Vedeäb
	Ličko Juraj	

Mehrere Geldinstitute standen unserer Bevölkerung stets zu Diensten. Hier konnte man seine Spargroschen anlegen bzw. bei Bedarf Hypotheken aufnehmen:

- 1872 erfolgte die Gründung der Priewitzer Sparkasse A.G. und ihrer Filialen; eine Filiale war in Deutsch-Proben.
- 1908–1909 errichtete die Erste Priewitzer Bank eine Filiale in Deutsch-Proben.
- 1941 entstand in Proben eine Filiale der Preßburger UNION-Bank und
- 1943 eine Kreditgenossenschaft der Deutschen m.b.H.

Häuserverzeichnis

nach Hausnummern und Gassen, Bewohner der Häuser und Einrichtungen sowie die Hausnamen der Häuser und deren Bewohner, soweit es heute noch möglich ist, den tatsächlichen Stand bis 1945 zu rekonstruieren.

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
------------	----------------------	----------

Ring:

1	Rathaus, Stadthaus Zeisel Ladislaus	Bajstebe Manehejä
2	Paldauf Julie	Peädauf
3	r. k. Bürgerschule	
4	r. k. Kirche	
5	Pfarrhof	
6	Petruch Josef, Dechant Kloster Venantium Mädchenvolksschule und Kindergarten	Schlosse Kloste Ovoda
7	Zeisel Anton	Hansala Stjewä
8	Tenczer Anton	Strutz
9	Leitmann Anton	Tschipä Tontsch
10	Steinhübl Wilhelm	Schenknjegä

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
11	Ondrejковиč Stefanie Weber Anton Greschner Paul	Lex Umochä
12	Elischer Ignaz	Kopeschmed Nazä
13	Elischer Alois	Kopeschmed Lojs

Priewitzer Gasse:

14	Leitmann Josefina	Tschipä Pepi
15	Drexler Zeisel Franziska	Pukala Fana
16	Richter Maria	Bossányi Mrizi
17	Bauer Alois Groß Rudolf Haus d. D. Partei	Hute Lois Kmetjä-Krebes Michala Rudä
18	Ertl Anna	Schetä
19	Kotschner Ignaz	Kospe-Nazä
20	Steinhübl Johann	Schenkn-Jegä
21	Paldauf Johanna	Schiestalla
22	Bauer Josef	Hute Tepä
23	Brestensky Benedikt	Zum Benedikt
24	Greschner Rudolf	Tobiesn – Plessä
25	Kotschner Mathilde	Zum Kospe
26	Richter Josef	Edi
27	Richter Benedikt	Wobä Benko
434	Zeisel Emanuel	Sala Mano
28	Papesch Johann	Sala
29	Leporis Johann	Mickfranzä
30	Obyvatel	Hansala Haus
31	Schiedshauer	Pernisch
32	Josef und Ladislaus Stiffel	Danehela
33	Bauplatz	
34	Richter Wilhelmine	Schormann-Haus/Toni Wilma
35	Diera Johann	
36	Kotschner Maria	Pascharajkala
37	Pisch Johann	Stabi
38	Hollay	Tschebesch
39	Paldauf Eugen	Tilandy

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
40	Hollay Eduard	Mischä-Schujan
41	Ehrgang Valentin	Ergonkä
42	Liener Josef	Leni
43	Greschner Stefan	Bogne
44	Rumpf	Pascharajkala-Haus
45	Stiffel Arnold	Nolo
46	Paldauf Julie	Pernisch
47	Hagen Eleonora	Hogn Norki
48	Pipischka	Donat-Haus
49	Ertl Eduard	Bobula-Haus
50	Kinderkrippe	Havlik-Haus
	Ertl Stefan	Schetala
	Leitmann Rudolf	Mejänerantschala
504	Knoth Anton	Zum Knot
	Kurbel Ignaz	Pobesch Naz
	Pallehner Siedlung beim Sägewerk	
	Zeisel Johann	Draschay
436	Balasz Ladislaus	Meäne-Schimo

Bahnhofstraße:

	Liebscher, Prof.	Gesa-Haus
	Kotschner Sebastian	Basto
	Greschner Johann	
	Pietsch Tischlerei	
	Elischer Theresia	Kopeschmed-Fabrik
427	Steinhübel Anton	Zum Tontschä
	Steinhübel-Kegelbahn	
	Magazin am Bahnhof	
	Bahnhof Deutsch-Proben	

Hinterm Bahnhof:

Pallehner Ziegelei
Wächterhaus

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
------------	----------------------	----------

Bahnhofstraße:

Zeisel Johann	Schan
Schlenker Eleonora	Knura
Weiß Maria	
Drexler Kamill	Lotzka
Bielik	
Gürtler	Stempmoche

Priwitzer Gasse:

51	Gaidler Notariat	Brucke
52	Köberling Helene Gendarmerie	Zum Linkä
53	Wilma Tenczer-Ergang	Rappi-Haus/Beton-Feri
54	Husar Anton	Dupschi
55	Husar Eduard	Zum Lotzka
56	Kotschner Anton	Pascharajkala Tontsch
57	Paldauf Andreas	Maj Draschi
58	Tilandy Eugen	Benedikt
59	Kotschner Johann	Tomas Hansik
60	Stiffel Josef	Vidi
61	Zeisel Josef	Safo Sefä
62	Babitz Eduard	
63	Stiffel Wilhelm	Filuschá
64	Schimo Alois	
65	Zeisel Anton Pernisch Maria Weber Fridolin Pernisch Gisela Wolkober Rudolf Richter Julia	Manehejä Kutschä-Frido Sotle-Haus Kieschne
67	Zimmermann Ignaz	Zum Jegusch
68	Kotschner-Filkorn	Kaschala
69	Filkorn Johann	Dreschá
70	Petruch Eleonora	Zum Schlosse
71	Richter Eugen Richter Johann	Lotzke-Geno Lotzke Hansik
72	Weiß Anton	Zum Grof

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
73	Kmet Johann	Zum Kmetjä
74	Weber Alois	Kutschä Lois
75	Siranyi Josef	
76	Steinhübl Silvester	Schenkenjegä Westo

Ring:

77	Elektro GmbH Friedrich	Hummä Marischä
78	Köberling Ernestine	Grutschn-Erni
79	Litschko, Sodawassererz.	
442	Schormann Gisela	Gobehejä
	Zeisel Theresia	Gobehejä
80	Kotschner Pauline	Grutschn-Paulä
81	Kellermann, Bäcker	Kälemorä
82	Gyuritschko Stefan	Sotle
	Richter Alois	Sotle
83	Bauplatz	
84	Schwertsik Eduard	Pukala
85	Brestensky Anton	Kutschä
	Weber Alois	Kutschä
85a	Tenczer Andreas	Erämo
86	Kotschner Gisela	Grutsch
87	Dudasch	Trala
88	Leitmann Rosina	Tshipä Nazi

Zecher Gasse:

89	Köberling Anton	Zum Tomasä
90	Elischer Johann	Schetala
91	Zeisel Anton	Draschai
92	Schindler Eduard	Schindle
93	Hollay Alex	Lexilex
94	Stiffel Arpad	Tela Arpad
95	Schimo Rudolf	Lotsch-Haus
96	Wesserle Ladislaus	Schinka Lazä
97	Wesserle Geza	Schinka Gezä
98	Matejček Stefan	Klara, Pritznhaisä
99	Wesserle Eugen	Schinka Geno

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
100	Kotschner Ladislaus	Grutschn-Laz
101	Stefik Paul	Buja-Pala
102	Hollay Konstantin	Lexi Stanz
103	Kmet Ludmilla	Tepe Irenkä-Haus
104	Hagen Alois	Hogn
105	Greschner Anna	Lalesch
	Skultety	
	Dery	Bogne
	Weber Kornelia	Schetä
	Stiffel Alois	Sokoä
109	Stiffel Mathilde	Watzki
110	Zeisel Helene	Schlosse
111	Piesch Rudolf	Stabala
112	Konuš Maria	Glose
113	Schofčik	Schlenke
114	Zeisel Josef	Tschebesch (Sudra-Haus)
115	Köberling Josef	Zum Pendä
116	Mendel Josef	Hola-Mendä
117	Petruch Josef	Schetala
118	Wesslerle Stefan	Janki-Haus
119	Greschner	Bogne
	Wolf Leopold	Boäf
	Filkorn Josef	Bogne
	Filkorn Stefan	Plodoj
	Filkorn Valentin	Dreschn
	Sokol	Teschle
445	Schindler Maria	Schindle
	Balasz Flora	Zum Balasz
	Schwarz Johann	Boethite-Haus
	Nemček	
	Tenczer, Kwobel	Tenzala
	Drexler Maria	Kubala
	Hrdy	Tscheggi-Haus
	Matuschka Stefan	
	Schimo Johann	Tenzala
	Leporis Johann	Krebes
	Ergang	Ergonkä

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
	Jantschek Franz Ergang Josef	Graffi-Haus
141	Hagen Johann	Zum Hogn
142	Richter Josef	Schnitzko, Schnaide
143	Latzko	Winzä-Lalesch
144	Paldauf Stefan jun.	Gremä Pischta
145	Luprich Johann	Luprichä
146	Tenczer Josef	Tänzi-Joschkä
147	Dudasch Johann	Tepe
148	Paldauf Stefan sen. Stiffel Stefan	Gremä-Stjewa Mischä Pischta
152	Schiky	Teschle
153	Jantschek Franz	Kochn-Kekelenezä Mofatti-Haus
	Greschner Maria	Bogne
157	Weber Georg	Gyuribatschi
158	Schestak	Pernisch-Haus
159	Babitz Stefan	
160	Kurbel Rudolf	Rudo Vete
161	Bugar Wilhelm	
162	Schimo Ladislaus	Zum Schimo
163	Schimo Josef	
164	Hollay Emma	Winzä
446	Paldauf Stefan	Schlosse
165	Lettrich Josef	Kuschnier
166	Wesserle	Schinkala
167	Brestensky Stefan	Brois
168	Bewohner aus Fundstollen	Hlinitzky-Haus
169	Stiffel Ignatz	Mischä
170	Brestensky Johann	Schuämaste
171	Filkorn Stefan	Kruma-Stjewä
172	Kotschner Klement	Luisä-Haus
173	Schujan Gaspar	
174	Stiffel Gisela	Pala Gisi
175	Hanko	

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
------------	----------------------	----------

Ring:

176	Richter Eduard	Edi-Edi
177	Elischer Genoveva Paldauf Isidor	Dorevo
178	Kotschner Alois	
179	Zimmermann Emil	Jegusch
180	Wesslerle Wilhelm Zeisel Benedikt	Jegä-Wilo Jegä-Benno
181	Brestensky Ignatz	Jankala-Nazi
182	Brestensky Alois	Jankala-Lois
183	Zimmermann Stefan	Jegusch
184	Elischer Jakob	Schneide Kobes
185	Hlinitzky, Gisela	Linitzky

Gelner Gasse:

186	Hollay Johann	Michi
447	Zeisel Maria	Pascharajkala
187	Mikula	Puschkar-Haus
188	Gajdosch Ludwig Husar	Zum Husaren
189	Pisch Emmerich	Lichi
190	Richter Rosina	Schneide Resä
191	Stiffel	Dannela
192	Wesslerle Fridolin	Trala
193	Elischer Fridolin	Tschegaj
194	Groß Johann	Schmidshaje
195	Tenczer Adelheid Krankenhaus Pallehner, Keramik Pulverlager Hanesch Josef	Tenzi-Gombar Boäf
196	Hanesch Alois	Matjehones
197	Hanesch Johann	Matjehones
198	Jantschek Eduard	Kochn-Edo
199	Köberling Alois	Tschuschn-Alois
	Elischer Josef	Trala-Kaschä

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
200	Elischer Rudolf	Tschegaj
201	Wesserle Georg Antol Dudasch	Trala Lanyi-Haus
431	Nitschko Stefan Nitschko Anton Leitmann Julie	Gremä Stjef Gremä Tontsch Gremä Juli
203	Hanuska Stefan	Jakob-Haus
456	Kotschner Julia Tilandy Anton Husar Stefan Filkorn Ignaz und Eugen	Kaschala Kardala Batschä Naz
Eisgasse:		
457	Weber Barbara Stallungen	Papesch
Ring:		
208	Diera Anton	Diera-Hansala-Widala-Haus
209	Steinhübl Josef	Schenken Jegä Pepo-Kubä
210	Elischer Jakob	Kobo
211	Zeisel Karl Dr. Zeisel Josef	Pendala Karoä Pendala Sefi
212	Stiffel Stefan Leitmann Johann	Sefä Stjewa Mejänerantschala
213	Zeisel Alois	Pukala
214	Černak Josef	
215	Koltschar Johann	
216	röm. kath. Volksschule slow. Volksschule Lehrer Huliak K.L.V.-Lager Prof. Bossányi Josef Zettel-Haus Schütt-Haus	Zerä-Haus Schet-Haus
217	Notar Pritz Josef	Notari-Haus

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
218	Lehrerhaus: Lehrer Steinhübl Alois Lehrer Zeisel Richard Lehrer Schmidt	
219	Filz Josef	Filzä
220	Dr. Filkorn-Kuzma	Batschä. Dokte Drechsler-Haus
	Apotheke Hollay Eduard	Lexä-Batschä
221	Eiischer Stefan	Schneide Stjef
222	Rosenthal-Warenzentrale	
223	Unionbank Altvater Eduard, Frisör	

Lange Gasse:

224	Stiffel Josef	Kadét-Petrus
225	Bata-Filiale	Benni Roscha
226	Richter Ferdinand	Pekä-Feri, Mischik-Haus
227	Matuschek	Weisä-Jerä-Haus
228	Hollay Eduard Schwarz	Hola-Haus
229	Switok (Postmeister) Postamt Lehrer Saliger Alfred	Prajä-Lanyi-Haus
230	Kotschner Georg und Eduard	Tomas
231	Damko Stefan	Krebes
232	Damko Ferdinand	Krebes
233	Zimmermann Johann	Struzi-Jegusch
234	Stiffel Johann	Sefä-Hansik
235	Schwertsik Josefina	Winzä
236	Richter Eugen	Schnaide
237	Zeisel Stefan	Zum Pendi
238	Zeisel Josef	Endela
239	Szelesy Julia	Hansala
240	Wesslerle Anna	Kubä
241	Pritz Johanna	Zum Honala

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
242	Grof Stefan röm. kath. Vereinshaus Wesserle Maria Eiskeller Gemeindestallungen	Karola Zum Buja
	Simonides Paul Kino	Mischala
243	Museum, früher Bräuhaus	Prähaus
244	Zeisel Rudolf	Safo
245	Richter Johann Diera Alois	Minich Diera Hansala Lois (Tschebesch-Haus)
246	Zeisel Eleonora	Safo
247	Pekara Vinzenz	
248	Diera Johann	Zum Diera-Hansala Hansikä
249	Zeisel Maria	Michala
250	Liener Jakob	Tela
251	Paldauf Maria	Peädauf
252	Kotschner Johann	Keebä Hansikä
253	Schlenker Ignaz Tenczer Ernest	Schlenki Schtruz
254	Tenczer, Geschäftshaus	Schtruz
255	Wesserle Ladislaus	Michala
256	Leitmann Anton	Mejänarantschala
257	Richter Ignaz	Gregala
258	Wesserle Stefan	Michala
259	Lehrlingsheim	Sefähaus
260	Kotschner Emil	Kaschi
261	Stiffel Paul	Schujan
262	Hanesch Anna Diera Eduard, Foto	Trala

Mühlgasse:

480	Zeisel Rosina Bugar Georg Leporis Jakob	Teschlä Drieschä-Haus Zum Kuschnier
-----	---	---

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
	Leporis Alois, Werkstatt	Zum Kuschnier
	Kotschner Emilie	Mosefä-Haus
	Pisch Emilie	
	Kotschner Sylvester	Tomas, Trakä-Haus
	Diera Ladislaus	Grutschn-Haus
	Zeisel Johann	Tepe
265	Zeisel Jakob	Safo
	Zeisel Alois	Safo
266	Paldauf Katharina	Peädauf/Gremä
267	Herbrik Josef	Lotzka-Kathrina
268	Bauplatz	
269	Bauplatz	
270	Richter Nikolaus	Mechi
271	Bauplatz	
272	Obyvatel	Schneide Arnold

Mühlhügel:

273	Paldauf Johanna	Honi, Gremä
	Sudra	
274	Lotzka Cäcilie	
	Matuschka Stefan	
275	Diera Josef	Kebi-Lukatsch
	Brennhäuschen	Prihajsä
276	Wolkober Ignatz	Maura, Sotle
277	Pernisch Anton	Kolatschä
278	Stiffel Anton	Maura
279	Weiß Jakob	Tschudammä
280	Barchanica	Werkala-Haus
	Lohmühle, Lager	
281	Lohmühle	
282	Gemeindesägewerk	
283	Obere Gemeindemühle	
	Jantschek Geza	
284	Bauer Stefan	Wrona Stjef
285	Groß Maria	Minich-Haus
	Tögel Gisela	

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
286	Richter Johann	Manehejä
287	Untere Gemeindemühle Elischer Alois	
288	Wesserle Alois Petruch Benedikt Hanesch Julia Gyuričko August	Schujan Kipizä Tela-Tomanki Knot
440	Richter Anton	Prajä-Tschebesch
288c	Stiffel Ladislaus Ziatko	Aranka Hute-Haus
471	Zeisel Maria Paldauf Johanna	Danni-Richte Drasch Peädauf
289	Zeisel Ferdinand	Lex
290	Banoczay Johann Kornhaus/Gerberhaus	Kaschi
291	Ergang Wilhelm	Ergonkä
292	Schimo Stefan	Pendä-Haus
293	Schormann Eduard	Beschä-Haus
294	Stiffel Alois	Zum Stifä
295	Mendel Rudolf	Stjewä-Haus
473	Pernisch Stefan Ergang Stefan	Ergonkä
296	Schormann Maria	
297	Zeisel Eleonora	Pendala-Haus
298	Elischer Eugen Zeisel Eleonora Richter Ludmilla	Gentschä Krebs, Gobehejä Tomanka
299	Kusman Ludmilla	Schnapä
300	unbewohnt	Tepe-Haus
301	Schormann Stefan	Tschipä
302	Strehober Anna Steinhübl Anna	Stempmoche
303	Wesserle Johann	Schinka Hansik
304	Richter Johann	Schnajde
305	Jantschek Andreas	Matzkala
306	Fitzel Alois	Pruckä-Haus
307	Babitz Andreas	Schujan

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
308	Gürtler Emilie	Tela-API
309	Paldauf Anton	Schujan

Lange Gasse:

310	Richter Johann	Osefä
	Damko Julius	Atschä
311	Leitmann Kalman	Tela
312	Zeisel Andreas	Kuschnier
313	Zeisel Alois	Pascharajkala
314	Zeisel Johann	Pascharajkala
315	Wesslerle Johann	Hensä
316	Nitschko Ignatz	Kaschä, Nitschke-Nazä
317	Hölzel Anton	Isehejä
318	Ergang Josef	Ergonkä
319	Nitschko Heinrich	Schlose

Legentel:

320	Stiffel Ferdinand	Popala-Otzi Fero
-----	-------------------	------------------

Fabrikgasse:

	Tuchmacherfabrik	Tumochefabrik
--	------------------	---------------

Legentel:

321	Wolkober Johann	Sotle Hansik
322	Richter Arnold	Ergong, Peerä
323	Wesslerle Maria	Viktora
324	Nitschko Josef	Kaschä Sef
325	Diera Eduard	Diera Hansala
326	Diera Andreas	Beschä
	Turzer Julia	Beschä
327	Stiffel Josef	Mischä
328	Leitmann Emma	Mejänerantschala
329	Schlenker Robert	Zum Schlenke
330	Zeisel Eleonora	Puki
	Diera Anna	Puki

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
	Pritz Ladislaus	Honala
	Fitzl Adam	Knura
	Schlenker Norbert	Knura
	Hanesch Stefan	Schmerä
	Greschner Helene	Wejäthite
	Stejskal Ludwig	
	Weiß Arnold	Danni
	Gregor Rudolf	Schlenkehaus

Toschken:

341	Hanesch Silvester	Tuezä
342	Pisch Ambros	Honala
343	Richter Andreas	Tirajrom
344	Greschner Anton	Danehäjä
345	Wesserle Karl, Kapellchen	Karoä-Rechä
346	Hanesch Johann	Joharä
347	Wesserle Ignatz	Trala-Tschegaj
348	Schwertsik Johann	Schbrtschik
349	Pastorok Anton	
	Schlenker Ignatz	Schlenke-Maure
350	Stiffel Stefan	Schlenke-Tilla
351	Schertsik Roman	Zum Roman
352	Schwertsik Josef	Patevetala-Schbrtschik
353	Nikmond Stefan	Kardala
354	Hanesch Maria	Trala-Tepä
	Dudik Richard	s' Dudikä
355	Schwertsik	Peschijegen
356	Kotschner Stefan	Kospe
357	Zjatko Josef	
358	Richter Ferdinand	Schneide-Feri
359	Zeisel Jakob	Mischekebesä
360	Stiffel Johann	Mischä-Maura
361	Wesserle Stefan	Trala
362	Wesserle Adam	Trala-Damä
363	Bauer Anton	Hute
364	Richter Josef	Kebala
365	Zeisel Josef	Zeisä-Seff

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
366	Pisch Johann	Stabä
367	Dudik Franz	Watzkihaus
368	Schimo Alois, Vlčko	Kukuritzhajsä
369	Hanesch Albin	Trusche
370	Zeisel Rudolf	Mische-Kebesä
371	Richter Johann	Minichä
372	Bauplatz	
373	Paldauf Rosina	Gremä
374	Richter Auguste	Schneide
375	Bauplatz	
376	Hanesch Jakob	Trala
377	Kurbel Johann	Pobesch
378	Bauplatz	Pendala
379	Bauplatz	Luprich
380	Zeisel Franz	Pritz

An der Neutra:

381	Schlachthaus Schnapsbrennerei	Schloprek
-----	----------------------------------	-----------

Lange Gasse:

382	Filkorn Genoveva Minarik	Bop
383	Cibulka Franz	
384	Schormann Alois	Zum Bertä
385	Leitmann Veronika	Schlegä
386	Tenczer Josef	Strutzn-Sefä
387	Drexler Kamil	Mamala-Drexle
471	Zeisel Rudolf	Mamala
388	Richter Filip	Filipä
389	Richter Helene	Filip
390	Schlenker Stefan	Schlenke
391	Leitmann Rudolf Bauplatz Diera Johann	Mejännerantschala Diera Hansikä
392	Kotschner Anton	Diera Hansikä

Hausnummer	Bewohner/Einrichtung	Hausname
393	Kotschner Ladislaus	Grutschn-Tontsch
394	Schormann Johann	Grutschn-Lazo
395	Kotschner Ignatz	Tschipä Pala
396	Zeisel Eleonore	Kospe Naz
397	Filkorn Josef	Pischte-Lazä
398	komm. Arbeiterverein	
484	Steinhübl Ignatz	Jokä
399	Bauer Ferdinand	Tepe-Haus
400	Zeisel Maria	Pendala
401	Richter Johann	Tutzn-Hansikä
402	Tenczer Rosina	Mechä-Roschi, Drischä
403	Richter Josefine	Hansala-Pepa
	Richter Alois	Edi Lois, Rohatschhaus
404	Stiffel Stefan	Maura Stjewä
405	Rohrbacher Adalbert	Tutz
406	Leporis Johann	Kuschnir
	Ehrgang Kornelia	Stabala
407	Palesch Gustav	
408	Brestensky Berta	Hajsä
409	Mendel Irene	Tepe-Irenkä, Lorentz
	Brestensky Josef	Pretschä
410	Weiß Rudolf	Bine Rudä
	Stary Artur	
411	Pernisch Johann	Tscheek
	Zeisel Eduard	Lalesch
412	Kotschner Jakob	Grutschn-Kabi
	Kusmann Anna	Kusma-Anna
413	Zeisel Albin	Lex
414	Zimmermann Anton	Jegusch-Sefä
415	Richter Adolf	Adoäf
416	Kaloczay	

Bei der Kirche:

Armenhaus Spitoä

Lange Gasse:

417 Wesslerle Johann Schnaide-Megä

Auswanderungen

Die Wirren und Verhältnisse nach dem ersten Weltkrieg 1918 – durch den Frieden von Trianon wurden neue Staatsgrenzen gezogen, Arbeitsplätze mußten aufgegeben werden usw – bewogen einige Deutsch-Probener Bürger, ihre Heimat zu verlassen und auszuwandern. Neben denen, die in Ungarn als Bürger dieses Staates blieben, wanderten viele in einer ersten Welle nach den USA – besonders im Raume Chicago – nach Kanada, Argentinien, Australien und auch nach Südafrika aus. In den Jahren der Wirtschaftskrise folgte eine zweite Welle der Auswanderung in die besagten Länder, und eine dritte nach der Vertreibung 1945, als auch manche der ersten Auswanderer ihre in der alten Heimat verbliebenen Angehörigen und Freunde in ihre neue Heimat nachkommen ließen.

Das war das Ende

Der unbefangene, vor allem jugendliche Leser wird nach so viel Mühen zur Aufhellung des Ursprungs, zur Schilderung der Lebensbedingungen unserer Vorfahren fragen, weshalb nicht auch über die Zeit, die Situation unmittelbar vor der Vertreibung, also die schmerzlichen Geschehnisse ausgangs des Zweiten Weltkriegs, ausführlich berichtet wird.

Nun, dies ist nicht das Thema dieses Buches, auch können jene Ereignisse schon wegen ihrer Komplexität nicht in Kürze behandelt, aufgezeigt werden. Diese harren vielmehr einer sorgfältigen, objektiven historischen Würdigung, die aber schon deshalb bald erfolgen sollte, weil der Kreis jener Landsleute, die als lebende Zeugen Rede und Antwort geben können, zusehends kleiner wird.

Dieses Buch soll und kann auch nicht Klage und Anklage sein. Ungeachtet dessen ist zum Unrecht der Vertreibung doch anzuführen, daß all jenen Versuchen widersprochen werden muß, die in den Verhaltensweisen unserer Menschen in den letzten Jahren des Bestehens der Tschechoslowakischen Republik und in der Zeit des selbständigen Slowakischen Staates Anlaß für die Berechtigung zur Vertreibung sehen.

Die in relativer Abgeschiedenheit lebenden Menschen in Deutsch-Probener waren wohl den Zeitströmungen ausgesetzt; doch entsprach der Nationalsozialismus Hitlerscher Prägung einfach nicht den Vorstellungen, der Erfahrung, der geistigen Grundhaltung der Probener im Zusammenleben mit ihrer Umwelt. Bescheidenheit, Toleranz und Verständnis für den Menschen

anderer Zunge hatten den Deutschen am Oberlauf der Neutra über alle Zeitläufe hinweg überleben, seine Eigenart bewahren lassen.

Dazu kam eine in unseren Menschen fest verwurzelte, tiefreligiöse Grundeinstellung mit einem ausgeprägten Rechtsbewußtsein. Mußte man doch Unrecht zur Genüge selbst erfahren.

Ihre Erwartung war dahin gerichtet, in jenem im Jahre 1939 neu geschaffenen Staat, den ein gleichfalls jahrhundertlang in der Abhängigkeit gehaltenes Volk erlangt hatte, nicht nur auch in Zukunft eine Heimstatt zu finden, sondern als gleichgestellter Partner auch an den sich stellenden Aufgaben und Notwendigkeiten konstruktiv mitzuarbeiten. Im gewaltigen politischen und kriegerischen Spannungsfeld der Zeit wurden gute Zielsetzungen z. T. verwässert oder gar unterbunden. Die tragische Verkettung des Deutschtums unserer Heimat mit diesem kurzlebigen, zeitbedingten Staatsgebilde ist wohl als einer jener Stolpersteine anzusehen, die sich in der Geschichte so oft eingestreut finden und die zum Verhängnis für den Schwachen werden können.

Unsere Menschen sind gegenüber den Werten Staat, Heimat nicht schuldig geworden. Sie wurden 1945 mit in die Katastrophe gerissen. Ihre Nöte, ihre Tränen, die grausame Härte der Vertreibung hat die Welt kaum zur Kenntnis genommen.

Silvester Schwertsik

Kurzbiographie des Mitverfassers dieses Heimatbuches

Silvester Schwertsik wurde am 22. 12. 1915 in Deutsch-Proben geboren, damals Österreich-Ungarn. Sein Vater war der Ofen- und Kaminbauer Eduard Schwertsik (Peschieng Edo), seine Mutter Eleonore geb. Zeisel ('s Puckala Norki) entstammte der weitverzweigten Bürgerfamilie der Zeisel (Puckala). Nach dem Abitur am Realgymnasium in Priewitz und nach der Ausbildung zum Lehrer in Preßburg ergriff Schwertsik die Lehrerlaufbahn. Als Junglehrer war er kurzfristig in Dörfern des Hauerlandes, mehrere Jahre hindurch in Preßburg an Volksschulen. Vom Oktober 1941 bis zum Zusammenbruch 1945 diente er als Soldat-Leutnant in der slow. Armee, zeitweise im Einsatz an der Ostfront.

Nach der Aussiedlung wurde er alsbald in den bayerischen Schuldienst als Lehrer übernommen, zuletzt leitete er als Rektor eine größere Volksschule in einer bayerischen Stadt.

Seit der Vertreibung versuchte er, im Karpatenboten unter einem Pseudonym durch kleinere Abhandlungen über Begebenheiten aus dem Leben in der Heimat unseren Ältesten Freude zu bereiten.

Seit dieser Zeit befaßte er sich eingehend mit der Geschichte und vor allem mit dem Brauchtum und der Mundart seiner Heimatgemeinde Deutsch-Proben. Ist es doch seine Generation, die das Tagesgeschehen in der Heimat noch bewußt erlebt hat. Durch seine Beiträge im Heimatbuch versuchte er in bescheidenem Maße, von der Liebe zur Heimat und vom Tun und Schaffen einer kleinen Minderheit an der Oberen Neutra zu erzählen.

Quellenverzeichnis

Aufzeichnungen von Prof. Stephan Mathias Richter – Aufzeichnungen von Silvester Schwertsik – „Bojnice a ich okolie“ von Dr. Ján Novák 1922 (Weinitz und seine Umgebung) – „Horná Nitra – vlastivedny sbornik II“ von Bohus Kosticky 1965 (Obere Neutra – Heimatkundliche Sammlung II) – Niederschriften von Prof. Beno Zeisel 1969–1973 – Aufzeichnungen über das Deutsch-Probenener Schulwesen von Ignatz Elischer – „Wanderungen an der Oberen Neutra“ von Klimko – „Die Besiedlung des Oberen Neutratales“ von Richard Zeisel – „Sbornik slovenskej obchodnej komory v Bratislave pre rok 1934 (Verzeichnis der Gewerbetreibenden in der slowakischen Handelskammer, herausgegeben in Preßburg 1934).

Für persönliche Erinnerungen

Für persönliche Erinnerungen

Deutsch-Proben,
ungarisch: Németh-Próna,
slowakisch bis 1945: Nemecké
Pravno

danach Nitrianske Pravno,
liegt in der Tschechoslowakei am
Oberlauf der Neutra, Mittelpunkt des
westlichen Hauerlandes.

Gründung: Von deutschen Bergleu-
ten um 1337 unter Karl I. Robert von
Anjou. Es ist die Zeit des Kaisers
Karl IV., der 1348 die Prager Neustadt
als Residenz und die 1. deutsche Uni-
versität in Prag gründete.

Unter König Matthias Corvinus (1457
bis 1490) wegen des Goldreichtums
„Goldproben“ genannt.

1431 verwüstet durch Hussiten

1530 von Türken überfallen

1599 und 1601 von Türken geplün-
dert, Einwohner verschleppt

1605 erneut von Heiducken und Tür-
ken geplündert

1678 unter Emmerich Thököly von
Kuruzzen und Pollaken
gebrandschatzt

1827 das „Große Feuer“ vernichtete
48 Häuser und die Kirche

1831 die Cholera wütet in Deutsch-
Proben

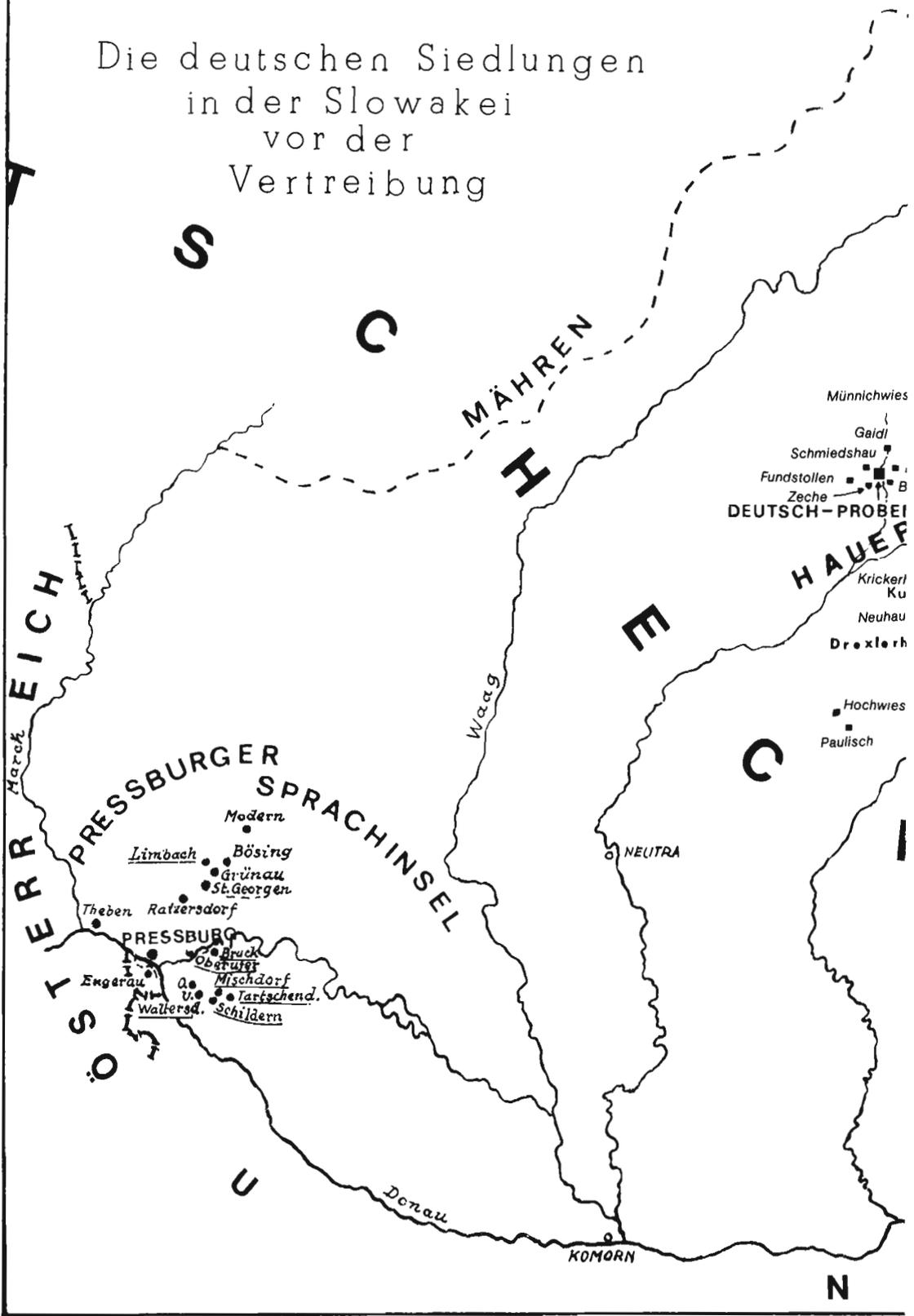
1865 erneute Feuersbrunst, bei der
meistens die Häuser nieder-
brannten, die 1827 verschont
blieben

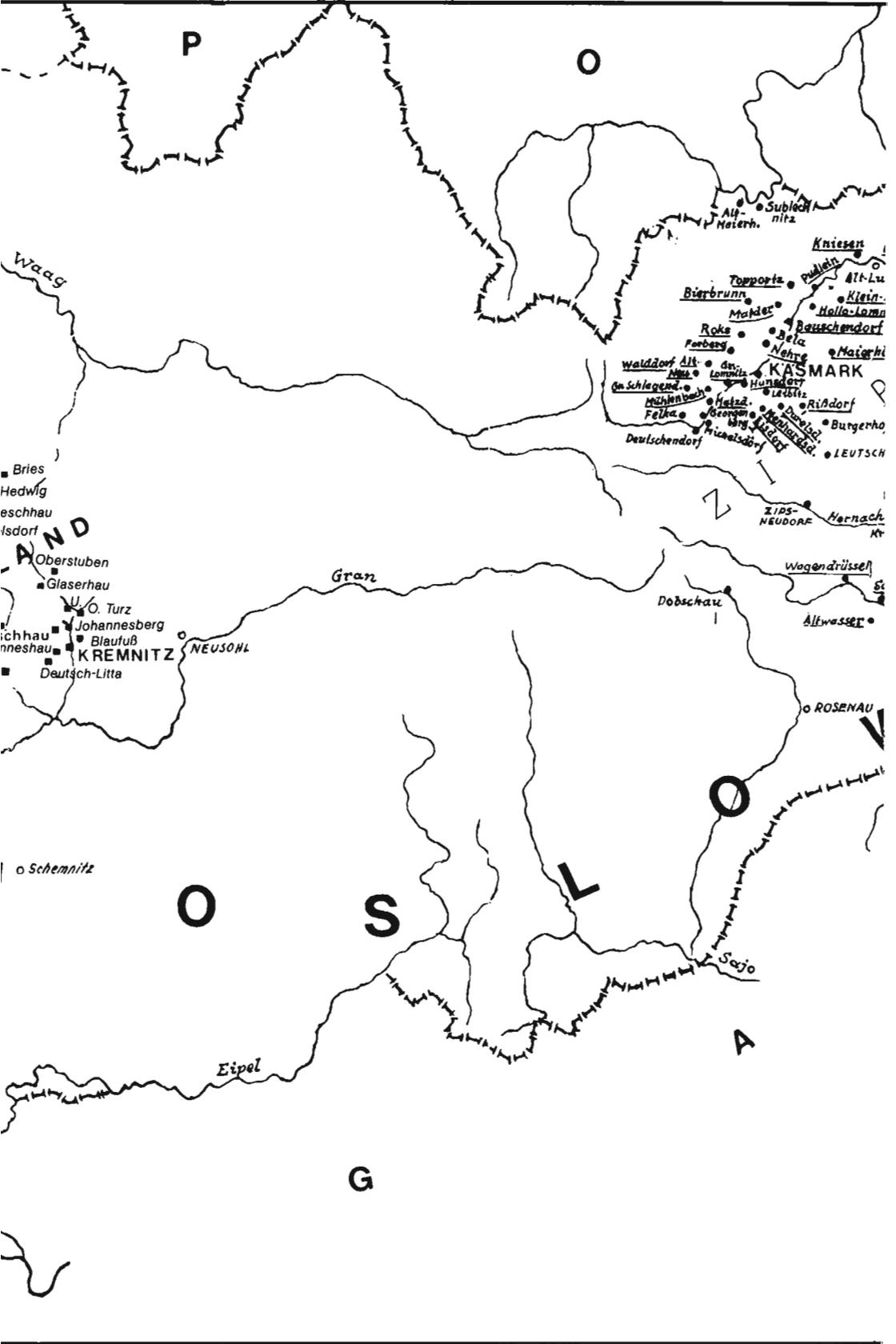
1918 Gründung der CSR

1939 Gründung des selbständigen
Staates Slowakei

Ende des 16. Jahrhunderts versiegen
die Bergschätze. Handwerk und
Zunftleben blühen auf. Nach dem
1. Weltkrieg Auswanderungen nach
Übersee. 1944/45 Evakuierung we-
gen der näherrückenden Front. 1945/
46 Aussiedlung.

Die deutschen Siedlungen in der Slowakei vor der Vertreibung





P

O

Waag

A
N
D

Bries
Hedwig
eschau
lsdorf
Oberstuben
Glaserhau
O. Turz
Johannesberg
ichhau
nneshau
Blautuß
Deutsch-Litta

KREMnitz

Schennitz

O

S

L

ROSENAU

O

G

Eipel

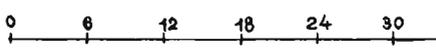
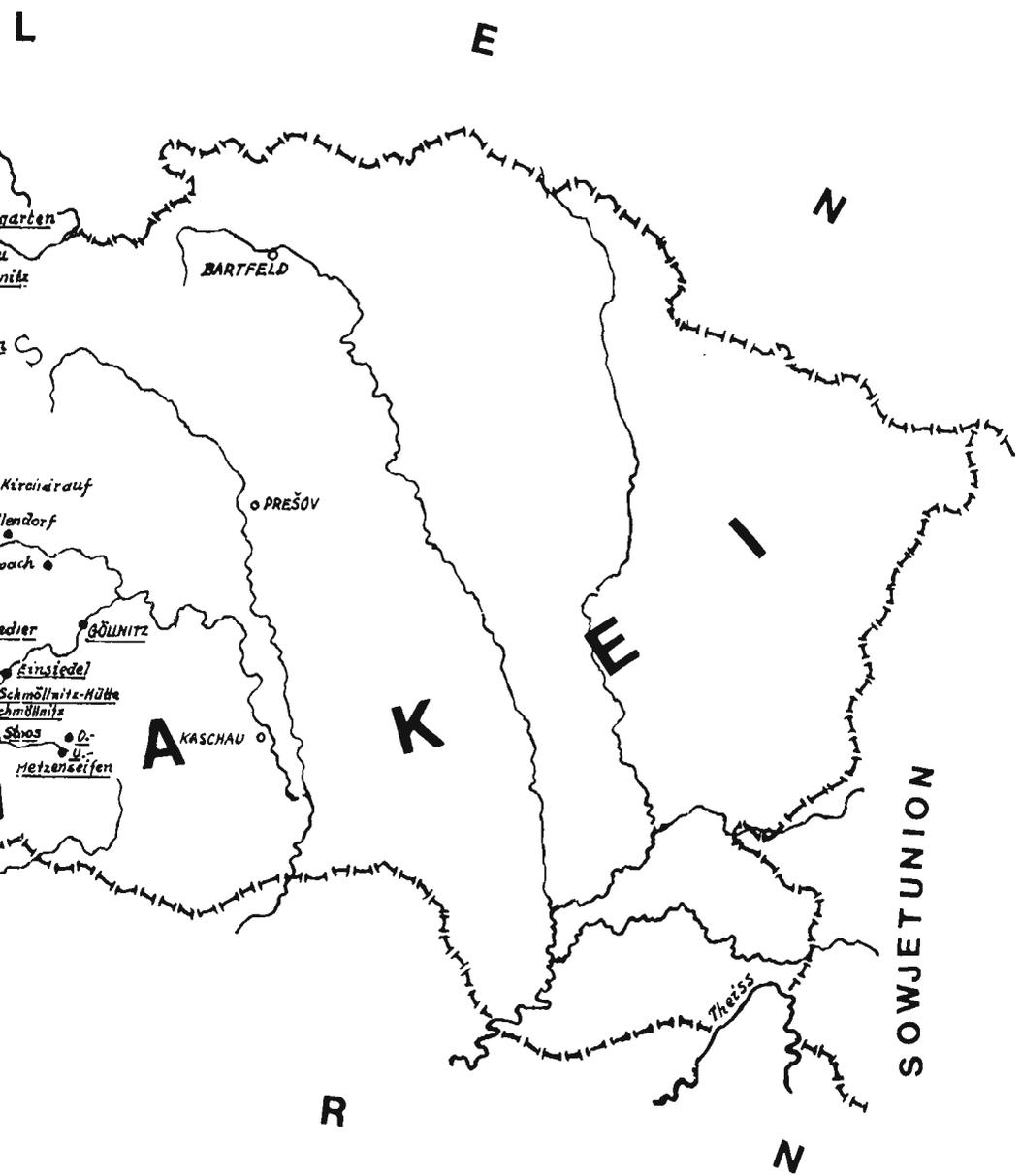
Gran

Sublechnitz
Alt-Maierh.
Kniezen
Palllein
Alt-Lu
Klein-Halla-Lamm
Bauschendorf
Maierh.
Roka
Parberg
Nehre
Maierh.
waldorf Alt
Anschlagendorf
Hühnenbach
Falka
Deutschendorf
KASMARK
Hundsdorf
Leutsch
Riñdorf
Burgerho
Leutsch
Zips-Neudorf
Hernach

Dobschau

Wagenärüssel
Altwasser

Sajó

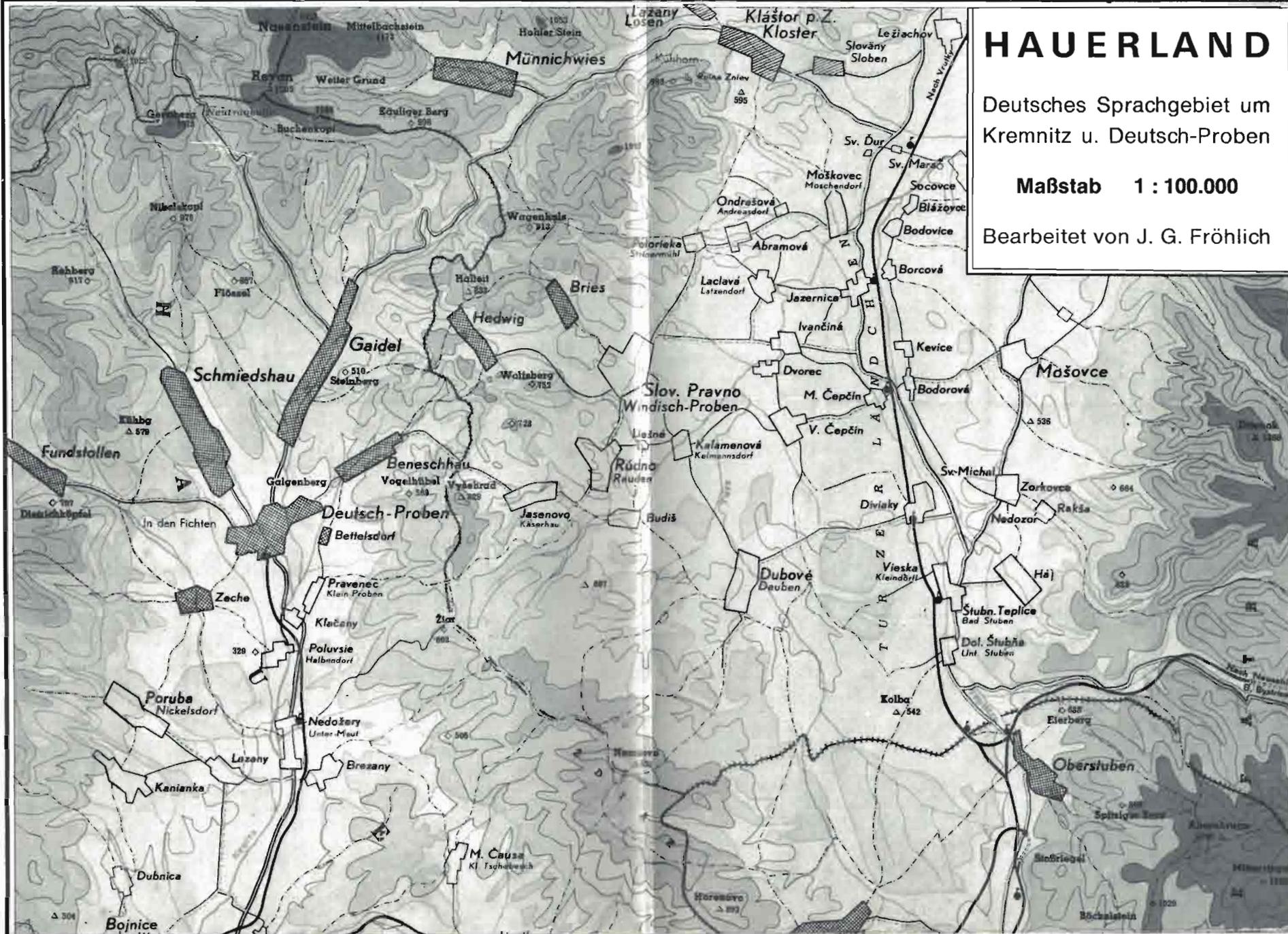


HAUERLAND

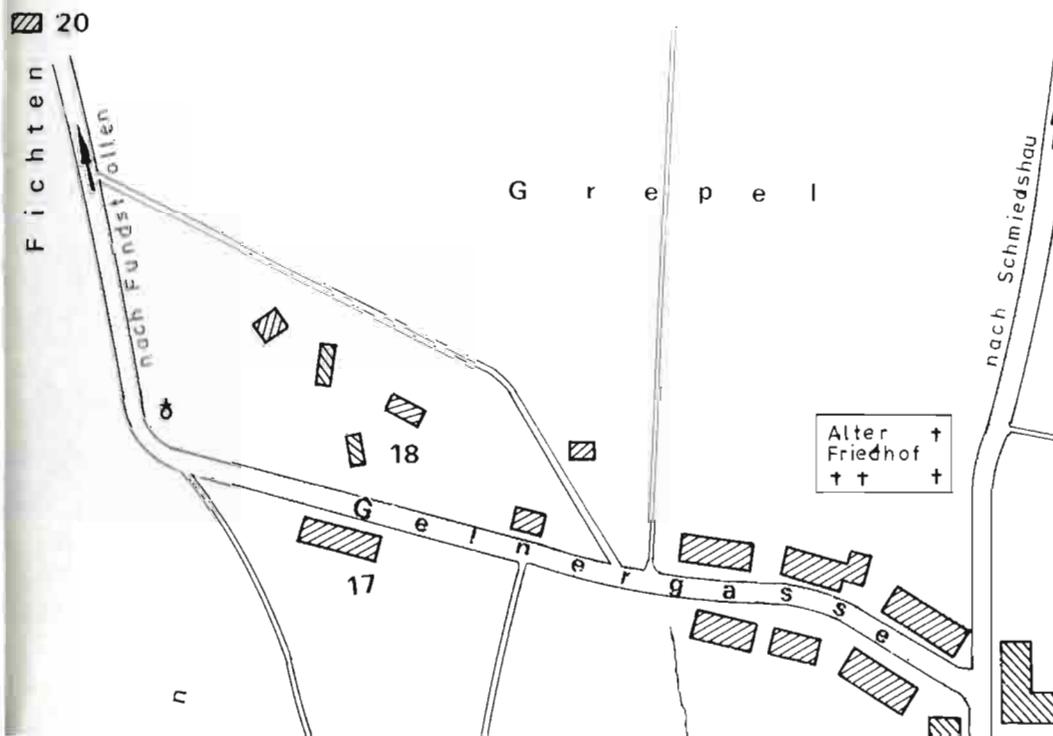
Deutsches Sprachgebiet um
Kremnitz u. Deutsch-Proben

Maßstab 1 : 100.000

Bearbeitet von J. G. Fröhlich



Pohľad na Nemecké Právnó,
 Totale auf Deutschproben.
 Nemetpróna látképe.
 View of Nemecké Právnó.
 Vue du Nemecké Právnó.

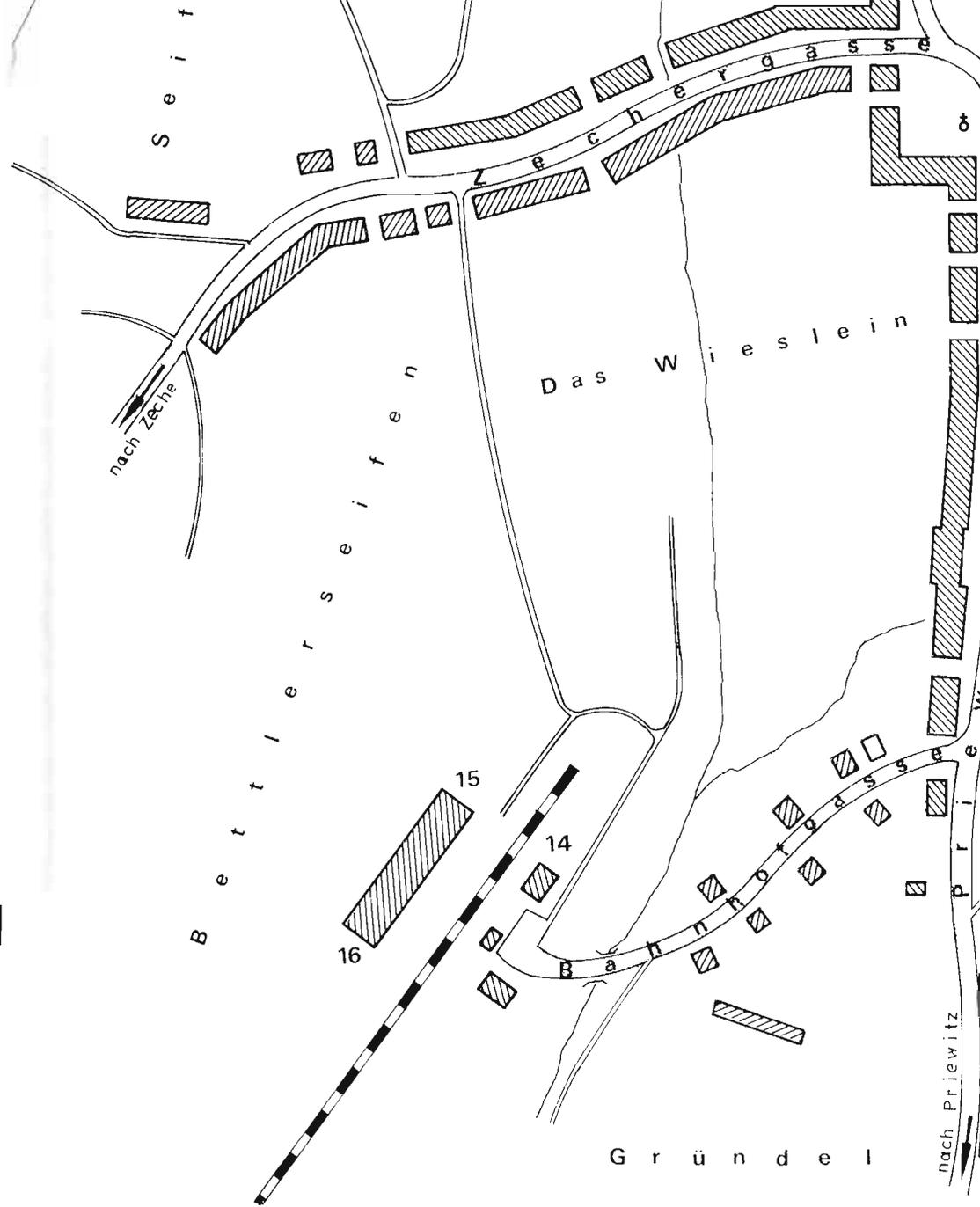


- 1 Stadthaus
- 2 Kirche
- 3 Kloster
- 4 Pfarrhaus
- 5 Spital / Armenhaus
- 6 Bürgerschule
- 7 Knaben - Volksschule
- 8 Slowakische Schule
- 9 Heimatmuseum
- 10 Lichtspiel - Theater
- 11 Vereinshaus / Sportplatz
- 12 Mühlen
- 13 Tuchfabrik
- 14 Bahnhof
- 15 Sägewerk
- 16 Ziegelei
- 17 Krankenhaus
- 18 Keramik
- 19 Fischteiche
- 20 Ferienhaus

DEUTSCH - PROBEN 1945

Stadtplan M ca 1:6000

Nach Aufzeichnungen von Tenczer Vono
aus dem Jahre 1947 I. Wo



Beliebter Turistenberg Klak 1358 m. Nasenstein 1353 m.

Gaighler-Tal

